Gesammelte Erzählungen

aus dem

Deutsch-amerik. Volksleben

von

Otto Ruppius.

Verlag v. H. Haur

Otto Ruppius und die Volkslitteratur.

(Aus dem „Litterarischen Merkur.")

Schafft gute und billige Volkslitteratur! Diese Forderung muß immer und immer wieder erhoben werden. Es genügt nicht, das Volk hinzuweisen auf die Benutzung der Volksbibliotheken und es so zu mehr oder minder flüchtiger Lektüre zu veranlassen, ganz abgesehen davon, wie wenig die Zahl der Volksbibliotheken im Stande ist, den Tausenden von Lesebegierigen zu genügen und wie sehr anderseits die für die Benutzung der Volksbibliotheken nothwendigen Bestimmungen die Benutzung erschweren. Das überaus große Lesebedürfniß des Volkes, sein fast instinktives Verlangen, sich über die Eintönigkeit und das Gleichmaß seiner, fast immer der gleich wenig anregenden Arbeit gewidmeten Tage durch Erweckung und Befruchtung der Phantasie hinauszuheben — dies und die naturgemäß nicht ausreichende Wirksamkeit der Volksbibliotheken ist es, was das beklagenswerthe Uebel der Kolportage-, der Hintertreppen-Litteratur großgezogen hat. Wie diese sogenannte Litteratur sich an alle schlechten Instinkte des Volkes wendet, wie sie in den noch halbwüchsigen Burschen und Mädchen das Verlangen nach Lebenslust erweckt und der Phantasie der Erwachenen krankhafte und verderbliche Nahrung zuführt, ist oft genug nachgewiesen worden. Und nicht minder häufig und scharf ist neben der geistigen die materielle Schädigung betont worden, welche die Abonnenten solcher Schmutzkolportage-Litteratur zu erleiden haben. Man konnte nachrechnen, daß arme Dienstboten und Arbeiter, die für ihre geistige Unterhaltung sonst nur sehr geringen Aufwand zu machen sich entschließen, für Romane wie Söndermanns „Sonnenwirt", für die Machwerke von Conrad u. A. fünfzehn bis zwanzig Mark zu zahlen nicht zögern. Man glaubte, daß diese Theilnahme nun auch zu gewinnen sein würde für gute litterarische Erzeugnisse, wenn bei dem Vertrieb derselben nun gleichfalls der Kolportageweg eingeschlagen würde. Des Satzes eingedenk, daß für die Kinder und für das Volk das Beste nur gerade

genug sei, hat man es versucht, nun alle Arten *guter* Litteratur im Kolportagewege zu vertreiben und ist dann sehr enttäuscht gewesen, als der Erfolg den großen Erwartungen in keiner Weise entsprach.

Und doch konnte dieser Mißerfolg eigentlich Niemand, der sich über den Lesegeschmack des Volkes klar geworden, überraschen. Denn nicht allein die Art und Weise, *wie* die Litteratur geboten, nicht allein der Weg der Kolportage giebt den Ausschlag, sondern vor allem die *Litteratur selbst*. Unsere modernen Romane sind keine Volkslektüre, sie enthalten weniger dem Volksgeschmack Verwandtes als die Kolportageromane. Wir haben es mit Freuden begrüßt, als eine billige Volksausgabe der Schriften Auerbachs vor einigen Jahren veranstaltet wurde, wir glaubten, daß, wenn auch nicht Auerbachs große, auf Reflexion aufgebauten Romane, so doch seine kleineren Arbeiten nun voll ins Volk würden dringen können. Auch diese Hoffnung ist unerfüllt geblieben: die Schriften boten eben stofflich nicht genug Interessantes, sie vermochten nicht zu spannen und ließen deshalb kalt. Wenn dieses Schicksal nun schon diese populären Schriften hatten, auf wie wenig Erfolg kann man dann rechnen, wenn man mit den gegenwärtig beliebten Autoren die Kolportage-Litteratur bekämpfen wollte? Einem solchen Versuche steht ja jetzt natürlich schon der hohe Preis der Bücher entgegen der freilich immer noch geringer ist als der der Kolportageromane — aber selbst, wenn man Markausgaben dieser Romandichtungen veranstalten wollte, sie würden nicht in die großen Massen dringen können. Um das zu erreichen, bedarf es einer anders gearteten, einer *wahren Volkslitteratur*.

Wir sind nicht eben reich an solchen Werken, die von der Gesammtheit des Volkes gelesen, verstanden und gewürdigt werden können. Arbeiten, wie wir sie im Sinne haben, brauchen keine Meisterschöpfungen der Nationallitteratur zu sein, sie müssen vor allem von poetischer Phantasie getragen werden, dabei aber den realen Verhältnissen nicht ins Gesicht schlagen; sie dürfen nicht aufdringlich moralisiren, aber sie müssen durchaus sittlich gesund sein; sie dürfen nicht in gesuchter, kokettirender Sprache sich ergehen, wohl aber müssen sie den Geist und den Reichthum unserer Sprache zur vollen Geltung bringen; sie müssen von abenteuerlichem Ausbau der Komposition sich freihalten, müssen aber in hohem Maße technisch kunstvoll erzählt sein und den Leser durch spannende Darstellung und kraftvolle Charakteristik fesseln; sie können der anziehenden Fabel nicht entbehren, sollen aber auch nicht allein des Fabulirens wegen geschrieben sein, sondern beim Leser die Kenntniß von Land und Leuten, vom Leben und Treiben, von den nah- und fernliegenden Dingen vermehren, ihn hinausheben über den beschränkten Gesichtskreis des täglichen Lebens und nicht durch Redensarten, sondern durch die Macht und die Eigenart ihrer Darstellung in ihm das Ideal wecken und nähren; nicht ihm unstillbares Sehnen über seine Verhältnisse hinaus erwecken, sondern zeigen, wie die Tüchtigkeit und der Ernst des Strebens auf allen Gebieten, in allen Verhältnissen Großes und Ehrenvolles erreichen kann. Nicht geistvolle Paradoxie darf sich in ihnen kundgeben — das würde

verwirren — aber auch die triviale Plattheit, der Biedermannston, wie er leider nur zu oft noch in Jugendschriften sich breit macht, muß vermieden werden. Es muß eine Lektüre sein, die den geistig hochstehenden Leser erfreut und fesselt, ebenso wie den naiven, anteilslosen, dem sie eine neue Welt eröffnet.

Das ist eine Fülle schwer zu befriedigender Ansprüche, die wir da stellen, und es ist nicht überraschend, daß so selten diese Forderungen erfüllt werden. Da ist es uns denn erfreulich, mittheilen zu können, daß jetzt endlich eine billige Volksausgabe eines echt populären Erzählers veranstaltet wird, eines Erzählers, der noch weit mehr als es schon geschehen, ins Volk gedrungen wäre, wenn nicht die Schwierigkeit der Beschaffung dem entgegenstanden hätte: wir meinen Otto Ruppius. Die erste im Jahre 1874 im Verlage von Franz Duncker begonnene Gesammtausgabe seiner Werke ist vergriffen — aus den oben hervorgehobenen Gründen erscheint uns die jetzt vorliegende billige Volksausgabe, die besonders eine geeignete Lektüre für die Familie und eine würdige Vermehrung der Familienbibliothek ist, auch zur Bekämpfung der Kolportageromane in hohem Maße geeignet.

Denn alle die Forderungen, die ich an eine gute Volkslitteratur stellen zu müssen glaubte, scheinen mir hier vollauf erfüllt zu sein. Otto Ruppius, dem die Gabe anschaulicher, fesselnder Darstellung, lebendiger, humorvoller Schreibweise, straffer Charakterzeichnung und flotter Komposition niemals versagt, verbindet mit diesen Schriftsteller-Vorzügen auch ein gut Stück Welterfahrung und den Blick des praktischen, in allen Sätteln festen Mannes. Das Leben hat ihn derb geschüttelt, hat ihn jeden Schritt vorwärts mühsam erkämpfen lassen, hat ihn dann, als er oben war, mit mächtigen Schlage wieder zurückgeschleudert, daß er aufs neue den Kampf beginnen mußte. Ruppius, 1819 in Glauchau geboren, trat als Lehrling in ein Erfurter Geschäft ein. Seinem ruhelosen Geiste aber behagte diese Thätigkeit nicht lange und bald finden wir ihn als Soldat wieder. Hier im Soldatenstande war es, wo sein schriftstellerisches Talent sich zuerst kundgab: er schrieb als Soldat sein „Taschenbuch für die preußische Infanterie". Dadurch mag er denn wohl zum Buchhandel in nähere Beziehung getreten und Gefallen daran gefunden haben. Er verzichtet nun auf die Lockungen des Avancements, scheidet aus der Armee und wird Buchhändler. Als solcher geht er im Jahre 1845 nach Berlin und begründet — und hierin zeigt sich wieder die Eigenart seiner buchhändlerischen wie schriftstellerischen Bestrebungen — er begründet hier den „Norddeutschen Volksschriften-Verlag". Diesen buchhändlerischen Bemühungen für die Volkslitteratur trat aber bald die heiße Gluth der politischen Parteikämpfe jener Zeit hemmend in den Weg. Ruppius hatte im wilden Jahre 1848 die „Bürger- und Bauer-Zeitung" ins Leben gerufen, — als nun die preußische Nationalversammlung aufgelöst wurde, brachte diese Zeitung einen Artikel, folgedessen Ruppius zu einer neunmonatlichen Festungsstrafe verurtheilt wurde. Er entzog sich dieser Strafe durch die Flucht nach Amerika und dort — ja was er dort begann,

(Fortsetzung auf dem hinteren Deckel dieses Bandes).

Otto Ruppius'

Gesammelte Erzählungen

erscheinen in 15 Bänden wie der vorliegende.

Inhalt:

Bd. 1. Der Pedlar. ℳ 1.—.
„ 2. Das Vermächtniß des Pedlars. ℳ 1.—.
„ 3. Das Heimchen. — Eine Karrière in Amerika. ℳ 1.
„ 4. Prairieteufel. ℳ 1.—.
„ 5. Ein Deutscher. ℳ 1.25.
„ 6. Bill Hammer. — Eine Speculation. — Waldspinne. ℳ 1.—.
„ 7. Zwei Welten. ℳ 1.—.
„ 8. Drei Vagabonden. ℳ 1.25.
„ 9. Aus dem Schullehrerleben im Westen. — Ein deutscher Pferdedieb. — Der erste Ball in Milwaukie. — Wie ich im Westen hängen blieb. ℳ 1.—.
„ 10. Mary Kreuzer. — Auf Regierungsland. ℳ 1.—.
„ 11. Buschlerche. ℳ 1.—.
„ 12. Vermißt. — Unter Fremden. — Die Nachbarn. ℳ 1.
„ 13. Geld und Geist. ℳ 1.—.
„ 14. Schlamm und fester Boden. — Priester und Bauer. — Eine Weberfamilie. ℳ 1.—.
„ 15. Ein Stück deutsches Bauernleben. — Drei Tage aus dem Leben eines Schullehrers. — Traumkönig und Schneider. ℳ 1 —.

Jeder Band ist einzeln zu beziehen.

Gesammelte Erzählungen

aus dem deutschen und deutsch-amerikanischen Volksleben

von

Otto Ruppius.

Dritte Gesammt-Ausgabe in 15 Bänden.

---

15. Band:

Ein Stück deutsches Bauernleben.
Drei Tage aus dem Leben eines Schullehrers.
Traumkönig und Schneider.

Leipzig.
Verlag von Th. Knaur.

Ein Stück deutsches Bauernleben.
Drei Tage aus dem Leben eines Schullehrers.
Traumkönig und Schneider.

Von

Otto Ruppius.

Der Separat-Ausgabe 8. Auflage.

Leipzig.
Verlag von Th. Knaur.

Druck von Oskar Leiner in Leipzig.

RBR
Jantz
#223
bd. 15

Ein Stück deutsches Bauernleben.

Tobias Schmidt galt in Ullerstadt als einer von den Fetten. Vorn an der Straße stand sein Wohnhaus, ein tüchtiges, ordentliches Bauernhaus; dem dicken, wohlbeschnittenen Strohdache sah man's an, daß gehörige Leute darunter wohnten, die Fenster schauten so hell und vergnüglich heraus, daß sie wie die Augen von Jemand aussahen, dem's innerlich so recht wohlig ist, die Wände waren schön weiß gestrichen und in Ordnung gehalten.

Aber wie das Haus von außen glitzerte und lachte, so ging es auch inwendig durch die ganze Wirthschaft. Zwei Gäule standen im Stall, die Jeder gern ansah, fünf Kühe, glänzend und wohlgenährt, rasselten an den Ketten, auf dem Boden lag noch Getreide vom vergangenen Jahre, dick hing die Esse voll Schinken, Speck und großen Wurstmagen, und kein Mensch hätte sagen können, daß ihm Tobias was schuldig sei; im wohlverwahrten Wandschranke aber stak mancher Thaler, von dem Niemand wußte als er.

Annelie, seine Frau, war noch eine von denen, die die Augen überall haben können und doch mit den eigenen Händen was vor sich bringen. Wenn sie auch nicht Buch und Rechnung über Mehl, Milch und Eier führte und die Butter, selbst wenn nur für die Arbeitsleute gebacken wurde, nicht mit dem Zirkel abmaß, so war doch in ihrem Kopfe Alles eben so gut gerechnet, als es nur der Würzkrämer in seinem dicken Buche haben konnte; keine Handvoll hätte zur Hinterthür hinaus spazieren können, ohne daß sie es gemerkt hätte, kein Vorrath ging zu Ende, ohne daß sie es wußte, und an keinem

Orte fehlte es je. Wie am Schnürchen ging Alles in der Wirthschaft, einen Tag wie den andern.

Das erste große Leidwesen kam über Tobias, als seine Frau im zweiten Wochenbette starb und das kaum geborene Kindchen neben sie in den Sarg gelegt wurde. — Wie in einem Gemüthe, das gewohnt ist, einförmig einen Tag wie den andern zu verleben, ohne erhebliche Sorge, ohne erhebliche Freude, ein solcher Schlag wirkt, ermessen die nicht, die das bewegliche Stadtleben umgiebt. — Tobias war drei Tage lang wie vor den Kopf geschlagen, er aß nicht, er sprach nicht, er dachte wohl auch nicht, denn das Surren und Summen in seinem Kopfe, wo ein Gedanke den andern fortjagte, und immer wieder von einem neuen vertrieben wurde, war kaum Denken zu nennen. Er hatte seine Frau wohl nur lieb gehabt, wie es seinem ruhigen Gemüthe, das sich überhaupt durch kein Gefühl sehr aufregen ließ, möglich gewesen, aber er hatte sich an sie gewöhnt, daß sie beinahe die Hälfte von ihm selber geworden war. Sie hatte die Wirthschaft im Hause geführt, und er hatte sich mit keinem Auge darum gekümmert; kam was zu überlegen und zu sorgen, so hatte sie es auf sich genommen, lag ihm etwas im Kopfe die Quere, so hatte sie es ihm schon an der Nase angesehen und gar bald wieder gerad' gerüttelt Wenn ihm das jetzt so durch sein Gemüth fuhr, meinte er, er müsse selber mit sterben, denn vor dem, was nun kommen werde, grause es ihm, und was er nun allein anfangen solle, wisse er nicht, und da fing's ihm wieder an im Kopfe rundum zu gehen, wie nun nichts in seiner Ordnung bleiben werde und um was er sich nun Alles bekümmern solle und was das zuletzt für ein Ende nehmen könne.

Tobias war mit zur Leiche gewesen, hatte die kleine Annelie, die ein schön schwarz Röckchen angehabt, und die erbärmlich gejammert hatte, daß Mutter in die schwarze Erde gesteckt werden solle, an der Hand geführt, hatte die schöne Leichenrede gehört, die der Pastor gehalten, und hatte geheult, daß es jämmerlich anzusehen gewesen war, aber Alles wie im Traume, und es war ihm nicht in die Gedanken gekommen, wer wohl die Tage über im Hause geschafft und in dem Wirr-

warr Alles, was nöthig gewesen war, besorgt habe. — Als er den Morgen darnach aufwachte und sich allein im Bette liegen sah, da kam ihm erst Alles recht deutlich in den Sinn und Eins nach dem Andern trat vor seine Seele, und es fing ihm an so wehlich und weichmüthig um's Herz zu werden, wie in seinem ganzen Leben noch nicht. Da steckte Henner, der Knecht, seinen Kopf zur Thür herein und frug, ob sie nicht an den Acker ziehen wollten, es wäre schon spät, und wie er des Knechtes gewohntes Gesicht sah und die Frage hörte, da wurde ihm wieder leichter; er hatte gemeint, jetzt müsse im ganzen Hause Alles auf dem Kopfe stehen, und Alles kunterbunt durcheinander. Und wie er aus seiner Kammer trat, da prasselte das Feuer in der Küche, und in der Stube stand Kaffee und Brot auf dem Tische, gerade wie sonst, und im Hofe stand Christie, die Magd, an der Pumpe und spülte die Milcheimer, und Henner hielt mit den beiden Gäulen und den Pflügen schon am Thorwege. Da war es ihm wieder, als müsse ihm das ganze Unglück nur geträumt haben oder als träume er jetzt, und er war schon am Acker und hatte schon drei Furchen gezogen, ehe er mit sich einig wurde. „Henner," sagte er, und blieb halten, wo der Knecht die Erde von seiner Pflugschaar stieß, „wer besorgt denn die Wirthschaft und schafft zu Hause?"

Henner sah ihm recht mitleidig in die Augen. „'s ist doch nur gut, daß Ihr endlich wieder ein Wort sprecht," sagte er, „'s ward uns schon ganz himmelangst um Euch und wir wußten doch nicht, was wir angeben sollten. Christie hat ihre Schwester aus Frühndorf geholt, wie sie Euch so ganz kaput sah und hat die Schlüssel an sich genommen; sie meinte, sie wüßte Bescheid genug, und sie hätte die Wirthschaft so wie so besorgen müssen, wenn die Frau im Kindbette gelegen hätte."

Tobias ließ die Peitsche auf das Pferd fallen und zog weiter, er hatte den ganzen Morgen zu überlegen, ob das so Bestand haben könne.

Er sollte jedoch merken, was es heißt, gut Gesinde zu haben, und wenn er es hätte sehen können, wie Christie im Hause die Hände rührte, und die Pantoffeln durch Küche und Kammern, Hof und Stall klappern ließ, daß die Hühner sich

auf dem Miste zusammenrottirten und ganz verwundert ihrem ungewohnten Treiben zusahen, wie sie Liese, ihre junge Schwester, anstellte, und doch dabei noch Anderes schaffte und auf Alles ein Auge hatte, er hätte es erst recht merken müssen, was seine Selige für eine Tüchtige gewesen. Das ist ein altes wahres Wort: Gutes Gesinde zieht sich nur durch gute Herrschaft; wo der Herr oder die Frau nicht selber von früh bis auf den Abend vornweg ist mit Schaffen und Arbeiten, da kannst Du zu jedem Gaule einen Knecht und zu jeder Kuh eine Magd stellen, es bringt doch Keins was vor sich, da ist keine Ordnung und kein Verlaß. —

Hinter Christie tappelte die kleine Annelie drein durch Hof und Stall, Stube und Küche, und fragte in einem fort, ob Mutter nicht bald wiederkomme und warum sie in das Grabloch hineingesteckt sei. „Aber Du närrisches Mädchen," sagte Christie und strich ihr das Halstuch glatt, „Mutter ist ja todt!" — Annelie sah sie groß an ging langsam zur Thür hinaus; es ging ihr mit ihrer Frage gerade wie Manchem, der auf's Gericht geht und sich nach seinem Prozesse erkundigen will. Es ist noch nicht dekretirt! heißt es da, und nun weiß er gerade so viel, als Annelie von dem, was es bedeute, todt sein.

Tobias Schmidt's Hause gegenüber stand ein Birnbaum an einer Mauer, darunter kauerte ein kleiner Junge und hatte ein Buch vor sich auf den Knieen. Annelie ging hinüber und kauerte sich daneben. „Woll'n wir spielen, Annelie?" fragte der Junge.

Annelie nickte.

„Aber wir spielen todt sein!" sagte sie. — Der Junge legte sein Buch ins Gras und die Kinder suchten ein Stöckchen, legten es auf ein Stück Baumrinde und trugen es beide die Straße entlang und wieder zurück. Das war der Leichenzug. Dann grub der Junge mit einem Holzstückchen ein Loch in die Erde und Annelie sah ihm andächtig zu; und hinein legten sie die Baumrinde und das Stöckchen und machten ein Häufchen Erde darüber her. Nun standen sie auf und wollten das schöne Grab beschauen. Annelie aber stolperte und fiel mit dem Kopfe gegen die Mauer. Da wollte sie nichts mehr

vom Todtspielen wissen. Der Junge aber meinte, er wisse Schöneres, heirathen. Das war Recht. Sie mußten's alle Beide schon oft gespielt haben, denn Annelie wußte gleich Bescheid. Einen wunderschönen Kranz von Gras und Strohhalmen flochten sie, der kam auf Annelie's Kopf, dann faßten sie sich unter den Arm und spazierten an der Mauer hinunter, in die Thür zu des Schulmeisters Hof hinein und da ging's auf den Ziegenstall los. Das mußte die Kirche und die Ziege der Pastor sein.

Wie ein paar Brautleute knieten sie nieder, die Ziege aber beschnupperte sie, drehte sich dann herum und ließ Rosinen auf die Erde fallen. Annelie fing an zu lachen, daß sie sich auf dem Boden herumwälzte. — Solche Rosinen fallen Einem gar oft im Leben in die allerschönsten Einbildungen, und es ist gut für den, der darüber lachen kann, wie Annelie; die Meisten aber hängen das Maul und können sich nicht zufrieden geben, daß die Ziege kein Pastor, und das, was sie sich eingebildet haben, nicht auch wirklich so ist.

Als Tobias Abends vom Acker heimgekommen war, brachte Christie das Essen in die Stube, hinter ihr her trat Henner, die kleine Annelie saß schon am Tisch und baumelte mit den Beinen, gerade wie früher, und Tobias war es jeden Augenblick, als müßte nun auch seine Frau kommen. Als sie endlich Alle um den Tisch saßen, meinte Tobias bei sich, Christie müsse nun anfangen zu berichten, wie es den Tag gegangen, und was für Dinge alle passirt wären; Christie aber meinte wieder, der Herr müsse sich nun wundern, wie Alles so hätte in der Ordnung bleiben können und hatte sich schon vorgenommen, was sie da Alles sagen wollte, daß er um die Wirthschaft nicht zu sorgen brauche, daß sie auch nicht von gestern sei und in Allem Bescheid wisse, trotz der besten Frau, wenn sie auch nur ein armes Mädchen sei; und nun sprach Keins was. Tobias wollte der Magd nicht das erste Wort geben und rückte verdrießlich mit dem Stuhle, schob das Fleisch auf dem Teller hin und her, stocherte in dem Kohlrabi, und wenn er ein Stück in den Mund steckte, machte er ein Gesicht, als verschlucke er eine Purganz. Christie aber wurde es inwendig, als müsse Alles von einander

platzen vor Aerger. So wäre das Mannsvolk, meinte sie, wenn man ihm Alles an den Augen absäh' und noch mehr, da hätte man doch keinen Dank davon; Tobias aber sei der allergrößte Tückschkopf, den's gäbe; er ärgere sich, daß Alles ebenso gut ohne seine Frau gegangen sei, er wolle nur was auszusetzen haben und thue, als schmecke der Kohlrabi nicht und sie habe doch mehr Geschmelztes daran gethan, als jemals dran gekommen wäre. Am ganzen Tische redete nur Annelie, die nicht genug zu erzählen wußte, wie schön sie mit Schulmeisters Lebrecht gespielt habe, bis sie Tobias anfuhr, sie solle ihr Maul halten, er wolle das ewige Geplapper nicht hören. Annelie sah ganz erschrocken ihren Vater an, der aber schlug sein Messer zu, daß es schnappte, stieß den Stuhl zurück, nahm die Tabackspfeife vom Kannrück und ging zur Stubenthür hinaus; Christie aber warf Teller und Löffel übereinander, als ob sie einen mit dem andern kaput schlagen wollte, und rannte davon; mit dem Eimer schoß sie nach dem Kuhstalle, um sich dort auszuheulen, denn wenn sie das nicht könne, meinte sie, müsse es ihr das Herz abdrücken. Und im dunkeln Stalle, neben den Kühen, wo sie Niemand sah, saß sie auf dem Hacktrog und schluchzte und heulte, bis ihre Schürze wie aus dem Wasser gezogen war, aber ihr Herz wollte ihr immer und immer nicht leichter werden. So was hätte sie doch nicht verdient, meinte sie, sie wollte doch nur zusehen, wie weit es eigentlich gehen werde; das erste Wort gebe sie ihm aber doch nicht und den Gefallen thue sie ihm auch nicht, daß er sehen solle, wie sie sich ärgere; — und wie sich erst der Trotz wieder in ihr festgesetzt hatte, wurde es ihr leichter um's Herz, versiegten ihre Thränen; sie hauchte in den Schürzenzipfel und drückte ihn gegen die rothgeweinten Augen, strich ihr Tuch und ihre Haare wieder glatt und ging dann ruhig an's Melken.

Alle Tage wurde Tobias grämlicher, er meinte, alle Tage werde das Essen schlechter, und wenn er einmal seine Tabackspfeife nicht am rechten Orte fand, brummte er, daß immer mehr Unordnung in der ganzen Wirthschaft einreiße. Christie aber wurde alle Tage muckischer, fuhr im Hause herum, wie ein angeschossenes wildes Thier, und wer es hören wollte,

konnte es jede Stunde hören, was ihr Herr für Einer sei, und wie ihr gelohnt werde, wenn sie sich auch seinethalber zerreiße; aber sie passe nur auf eine Gelegenheit, da wolle sie ihrem Herzen Luft machen; hernach bleibe sie aber mit ihrer Schwester keine Stunde mehr da, und hernach werde er erst merken, was er an ihr gehabt habe.

So ging es bis zum Sonnabend, wo die Frau jedesmal zum Markte gegangen war. Der Kaffee und Zucker gingen auf die Neige, Tobias' Tabacksbeutel war beinahe leer, und einen Krämer, der bei jedem Lothe Kaffee den Schnaps, den er in der Stadt beim Einkaufen getrunken, mit in Anrechnung bringt, wie's heut zu Tage Mode ist, gab's in Ullerstadt nicht. Christie kitzelte es bis in den kleinen Fußzeh, wenn sie daran dachte, daß den Sonntag das Beste für Tobias, der Kaffee und der Taback, fehlen werde, und wie sie sich hernach hinstellen wolle und sagen, so ginge es, wenn man keinem Menschen ein Wort gönne, und da sie der Herr wie eine bloße Magd behandele, so hätte sie auch nicht mehr thun dürfen, als was er sie heiße. Freitag Nachts fiel ihr aber ein, sie möchte doch sehen, wie die Leute in der Stadt, wo die Frau die Butter immer hingebracht, sich verwundern würden, wenn sie käme und was die für Augen machen würden, wenn sie erzähle, daß sie jetzt die ganze Wirthschaft führe. Und wie sie sich das so recht lebhaft vorstellte, fing ihr auch an die kleine Annelie leid zu thun, daß sie den Sonntag ohne Kaffee bleiben sollte und sie meinte, wenn sie auch zum Markte ginge, brauche sie doch noch keinen Taback mitzubringen — und den Sonnabend in aller Früh band sie sich die neue Schürze von Glanz-Leinwand, in der sich Einer fast hätte spiegeln können, vor, setzte die Sonntagsmütze mit dem goldigen Fleck auf und wanderte, den Korb mit der weißgescheuerten Buttergölte auf dem Rücken, zum Markte. Es kam ihr beinahe vor, als sähen die Leute, die ihr begegneten, sie ganz besonders an, als merke es Jeder, daß sie jetzt die Frau spiele und da reckte sie sich noch einmal so sehr heraus und machte Schritte, als wolle sie den gestrigen Tag einholen.

Ihre Butter war bald verkauft, die Leute hatten gar nicht

so viel Leben gemacht, als sie gemeint, dafür entschädigte sie sich aber beim Würzkrämer, denn der konnte es nicht genug rühmen, wie gut es sei, daß ihr Herr jetzt ein so tüchtiges Mädchen in der Wirthschaft habe. Als er nun fragte, ob sie nicht auch, wie die selige Frau, Taback mitnehmen wolle, da sagte sie, sie wüßte zwar nichts davon, es käme ihr aber gerade nicht darauf an; hätte sie keinen gekauft, so hätten ja die Leute denken können, ihr Herr vertraue ihr nicht Alles an, was zu besorgen sei; aber sie steckte ihn zu allerunterst in ihren Korb; gleich sollte er zu Hause doch nicht an's Tageslicht kommen.

Als sie heim kam, stand Tobias in der Hofthür und hatte eben zum siebenten Male Feuer angeschlagen, aber zum siebenten Male wollte die Asche in seiner Pfeife nicht mehr brennen. Christie ging muckisch, ohne ein Wort an ihm vorbei, setzte in der Küche ab und packte aus, was sie mitgebracht. Den Taback aber ließ sie in dem leeren Korbe, schob den in den Winkel und ging dann in ihre Kammer. Tobias kam langsam nachgetreten, sah Zucker, Kaffee, Oel und Salz liegen, aber keinen Taback und schlug auf den Tisch, daß die Teller und Schüsseln durcheinander sprangen. So eine verfluchte Wirthschaft, schrie er, sei ihm in seinem Leben noch nicht vorgekommen und wenn man sich nicht um jeden Dreck selber bekümmere, werde nichts geschafft und nichts besorgt, aber sowie er nur das Mensch ansichtig werde, wolle er — und da kam Christie mit einem Arme voll Holz zur Thür hereingeschossen, daß sie ihn beinahe über den Haufen gerannt hätte, warf es auf die Erde und fing an Feuer anzuschlagen; Tobias aber kehrte ihr den Rücken, stellte sich in die Küchenthür und brummte immer lauter: so was sollte einem Andern passiren, der jagte gleich die ganze Gesellschaft hin, wo sie hingehörte; aber je besser der Herr, je schlimmer sei's Gesinde; und Christie horchte mit beiden Ohren und sah nicht, daß sie mit Stein und Stahl ganz wo anders hinschlug, als in den Zunder. und je lauter Tobias räsonnirte, je mehr schwoll ihr der Kamm, bis sie es endlich meinte nicht mehr aushalten zu können, Stahl und Stein hinwarf und herausfuhr: auf wen denn das Alles gemünzt sei?

„Wen's beißt, der kann sich kratzen und Du wirst's wohl am besten wissen, wer sich's anzunehmen hat," fuhr Tobias herum. „Aber ich leid's nun nicht mehr, und länger kann's nicht so bleiben!"

„Nu, das ist mir doch ein kurios Ding!" lachte Christie, aber es war ein Lachen, wie der eingepreßte Aerger lacht, wo das Heulen nicht weit ist, „ich kann alle Tage gehen und morgen geh' ich auch, ich hab' nur mit Eurer Frau was ausgemacht. Erst will ich Euch aber sagen, wie's eigentlich steht und hernach könnt Ihr machen, was Ihr wollt. Wie Eure Frau gestorben ist, habt Ihr dagesessen, wie ein Stück Holz, habt an nichts gedacht, für nichts gesorgt und wenn ich nicht gewirthschaftet hätte und gerannt wäre, daß ich jeden Abend halb todt gewesen bin, so hätte Euretwegen die Frau heute noch über der Erde stehen und das Vieh kaput gehen können. Ihr habt mir aber mit keinem Worte das Maul gegönnt, als hätte ich Euch noch den größten Schabernack gethan. Heut," fuhr sie fort, und riß die Tabacksdüte aus dem Korbe, sie auf den Tisch schleudernd, daß sie bis vor Tobias' Füße flog, „heut bin ich expre in der Stadt gewesen, daß Ihr morgen Taback haben sollt, und nun stellt Ihr Euch her und räsonnirt und schimpft, das ist der Dank! Was Ihr für Einer seid," heulte sie, „das hab' ich nun gesehen und keine vier Pferde sollen mich bei Euch halten. Wenn mein Vater auch nur der Hirte in Frühndorf ist, so will ich bei dem doch lieber's Vieh hüten, der ist erkenntlicher, wenn man ihm was Gutes erweist, als Ihr!" Und damit setzte sie sich auf den Hackklotz, hielt die Schürze vor die Augen und heulte, daß sie der Bock stieß.

Tobias brummte was vom dummen Mensche, das sich gleich wunder wie bethäte, und daß er sich von der Magd auch nicht so kommen ließe, und sah dabei die Tabacksdüte an, die vor seinen Füßen lag. Zweimal war er in Versuchung, sie aufzuheben, ließ sie aber doch liegen und ging brummend weg. Aber er rief die kleine Annelie von der Straße, die mußte sie ihm beiholen.

Christie's Schwester, die schon lange vor der Thür gehorcht

hatte, trat jetzt vorsichtig in die Küche. „Was hast Du denn mit ihm vorgehabt?"

„Gerad' soviel, daß wir morgen abziehn!" sagte Christie, ohne die Schürze von den Augen zu thun.

Liese sah ihre Schwester eine ganze Weile ängstlich an, dann nahm sie das hingeworfene Holz auf und fing an Feuer zu machen.

„Das werd' ich schon alleine besorgen!" fuhr Christie in die Höhe, „geh' nur und hack' Dein Futter." Sie wischte sich die rothgeweinten Augen, strich sich die Haare glatt und trat an den Heerd.

„Christie!" sagte Liese, „Vater spricht immer: In den weichsten Betten sitzen die Flöhe am liebsten; ich meine, wir kriegen's nicht gleich wieder so gut wie hier, wenn auch Manches da ist, was nicht gut thut."

„Ich weiß selber am besten, was ich zu thun habe!" brummte Christie und schoß mit dem Topfe nach dem Keller wo die Kartoffeln lagen.

Tobias ging nach dem Pferdestalle, wo Henner den Gäulen Futter aufsteckte. Er sah in den Haferkasten, stieß die Streu mit dem Fuße zusammen und fuhr mit der Hand durch die Pferdeschwänze. „Hast den Spektakel gehört, Henner?" fragte er endlich.

„Ja!" sagte der Knecht, „'s ist Weibsvolk, das will überall obenauf sein."

„Sie schneid't sich aber, wenn sie's meint durchzusetzen; sie kann meinetwegen gehen!"

„Wenn Ihr gleich Eine habt, die besser ist —" antwortete Henner und schüttelte gleichmüthig den Gäulen Hafer in die Krippe.

Tobias sah den Knecht von der Seite an, brummte was in den Bart und ging langsam in's Haus. Bedächtig stopfte er seine Tabackspfeife, setzte sich dann auf die Bank vor dem Hause und blies nachdenklich den Rauch in die Luft, bis ihn die kleine Annelie zum Essen rief.

Christie setzte sich mit rothgeweinten Augen an den Tisch, Liese sah nicht von ihrem Teller und schluckte an jedem Löffel

als könne sie ihn nicht hinunterbringen, Tobias aber schöpfte sich schon zum zweiten Male auf und meinte, die Suppe schmecke ihm heute ganz besonders gut, es müßten wohl von den Wurstkartoffeln welche drunter sein.

Liese sah scheu nach dem Herrn, Christie aber sagte, von den Wurstkartoffeln seien keine darunter, aber der Speck von dem letzten Schweine sei grausam fett, das werde es wohl sein.

„Hm," sagte Henner, und schöpfte sich gleichfalls von Neuem auf, „so ein Schwein giebt es auch gar nicht wieder, wie das eins war!"

Und nun that auch Liese den Mund auf und meinte, sie hätten zu Hause auch einmal ein Schwein gehabt, worüber sich Alles verwundert hätte, aber so groß wären die Schinken doch nicht gewesen, als sie oben im Rauchfange hingen. Es war, als sei mit Tobias' Worte eine große Last von Allen fortgenommen, als wehe ein kühler Wind durch schwüle, gewitterschwangere Luft. So ist es aber Jedem, bei dem der Engel der Versöhnung einzieht und den Trotzteufel zum Hause hinauswirft.

Liese räumte den Tisch ab, Tobias stopfte sich eine frische Pfeife, und Christie holte das Buttergeld aus ihrer Tasche, um es aufzuzählen. Tobias aber meinte, sie solle es nur derweile behalten, es gäbe genug in der Wirthschaft auszugeben, sie werde es schon richtig machen und wenn sie noch mehr Geld brauche, solle sie es ihm sagen.

Den andern Morgen kam Christie und fragte, ob sie in die Kirche gehen könne; Tobias sagte, er bleibe heim, wenn ihre Schwester mitgehen wolle, könne die auch gehen, hernach wollten sie doch aber miteinander von Lieses Lohne reden — und vom Abziehen war keine Rede mehr.

So war bald wieder Ruhe im Hause. Tobias ließ das Weibsvolk machen und zerbrach sich nicht mehr den Kopf über Sachen, um die er sich bei seiner Seligen nicht gekümmert hatte; Christie aber setzte ihren Stolz drein, daß Alles auf's

Punktum gehe, wie bei der Frau, und bald war das erste große Unglück, das wie ein Räuber in's Haus gebrochen war, überwunden. Selber die kleine Annelie fragte nicht mehr nach Muttern; spielte sie nicht mit Schulmeisters Lebrecht, so hing sie an Christie's Schürze, denn besser als die konnte es kein Mensch mit ihr meinen. Das war wohl ein Glück für die kleine Annelie, aber Christie meinte beinah, es sei noch ein größeres Glück für sie selber. Jeder Mensch muß Etwas haben, wo er sein ganzes Herz dran hängen kann und wen die Menschen zurückstoßen, der umfängt Hunde und Katzen mit seiner Liebe. Lacht nicht über eine launige, beißige alte Jungfer, die aller Menschen Feind und nur ihres Katers Freund ist, ein tiefer, großer Schmerz sitzt in ihr, die Menschen haben ihr Herz, das Alles mit seiner Liebe beglücken wollte, verschmäht; lacht nicht über eine alte Betschwester, die nur von ihrem himmlischen Bräutigam etwas wissen will, ihre Liebe, die die Welt von sich gestoßen hat, flüchtet sich nach dem Himmel, und je größer ihr Drang zur Liebe, desto inbrünstiger ihre himmlische Sehnsucht. — Christie war ein dralles derbes Mädchen, aber eben nicht hübsch und des Hirten Tochter. Das hatte ihr nirgends großes Glück für ihren Herzensdrang gebracht und sie hing sich nun mit ihrer ganzen Seele an das Kind, das ihr das Schicksal so recht in den Weg geworfen hatte. Dafür ging aber auch der kleinen Annelie nichts über ihre Christie und man hätte sie sehen müssen, wie sie, kaum daß sie eine Minute allein war, schon schreiend der Magd nachlief, und bei Niemand anders sein wollte; wie sie Abends sich zu Christie's Füßen setzte und, den Kopf auf ihren Schooß gelegt, einschlief.

Als Annelie älter wurde, fing Christie schon an zu überlegen, was das Mädchen einmal für einen Mann haben müsse, denn sie meinte, dafür werde doch kein Mensch zu sorgen haben, als sie. Ein grausam Reicher müsse es für's Erste sein und kein solcher Lump, der sich nur in Annelie's Familie fett machen wolle; hübsch, daß er zu Annelie passe, gehöre auch dazu, denn sie zweifelte keinen Augenblick, daß die einmal das schönste Mädchen im Dorfe werden müsse; und kuraschirt, daß

er nöthigenfalls Dreien, wenn sie sich heranmachen wollten, die Wege weisen könne. Da kam es ihr nun gar oft in die Quere, wenn Annelie sich mit Schulmeisters Lebrecht herum trieb und mit keinem Andern spielen wollte, oder sich wohl gar mit ihm in die wunderschöne Stube, die Lebrecht im Heu auf dem Boden gebaut hatte, verkroch. Annelie mußte fast alle Tage hören: so ein Mädchen, wie sie, dürfe sich nicht mit solchem Bettelpack einlassen, sie werde nun schon bald eine Jungfer und eine, die auf was pochen könne, die müsse nun schon anfangen, was auf sich zu halten. In Christie's Augen war der Schulmeister gerade nicht mehr als ihr Vater, nur daß Der Vieh hütete und Jener junge Menschen. Was bekümmert sich so eine Christie auch darum, was menschlicher Geist ist und was es heißt, einen solchen Geist zu bilden; sie hatte in ihrem Leben nur den Mangel und das Gewicht des Reichthums gespürt und der galt nun auch bei ihr allein. — Solche Christie's giebt's aber gar Viele in der Welt, wenn sie auch nicht gerade Christie heißen; denen ist alles Wissen Dunst, einerlei, ob die Erde viereckig oder der Mond nur ein verschimmelter Speckkloß ist; für die gilt nichts, als was sie mit Händen greifen können, die taxiren den Menschen nach den Thalern, und wer keine hat, ist ein Lump. —

Annelie wollte absolut nicht begreifen, was der Unterschied zwischen ihr und Lebrecht sei und wenn Christie sie auseinander jagte, gab's jedesmal Heulen und Muckschen hinterdrein. Lange dauerte indessen der Aerger nicht; als Lebrecht eingesegnet war, schaffte ihn sein Vater nach Erfurt, dort sollte was Gelehrtes aus ihm gemacht werden, und Annelie hatte sich bald zufrieden gegeben.

Wenn man einem Menschen was vorredet und alle Tage vorredet, so ist es am Ende kein Wunder, wenn er es fest und steif zu glauben anfängt. Sage dem besten Menschen, mit ihm sei kein Durchkommen, zuletzt wird er meinen, es sei wahr; sage dem Dümmsten, er habe die Weisheit mit Löffeln verschluckt, er wird gar bald einsehen, wie recht du hast. — Annelie mußte erst alle Tage hören, daß sie ein reiches Mädchen sei; als sie aber älter wurde und schon mit anfing, Christie in der

Wirthschaft an die Hand zu gehen, klang es ihr auch in die Ohren, was sie für ein hübsches Mädchen sei, und wenn der Metzger, der gern eine Kuh aus Tobias' Stall gehabt hätte, gar nicht Aufhebens genug machen konnte, was seine Annelie für eine Staatsjungfer geworden sei, oder wenn der Hausirer ihr mit Gewalt ein seidenes Tuch für ihren Schatz aufdringen wollte, und es sich nicht ausreden ließ, daß so ein schönes Mädchen keinen Schatz haben solle, so lachte Christie das Herz im Leibe und sie mußte jedesmal herausplatzen, das sagten doch alle Leute, und es wäre für sie eine wahre Sorge, wie sie so ein Mädchen ordentlich bewahren solle, denn jetzunder wolle sich jeder Lapps durch eine reiche Frau helfen, und wo solches Volk ein wohlhabendes, hübsches Mädchen wüßten, da zögen sie hin wie die Fliegen nach dem Zucker. War es nun Annelie's Schuld, wenn es sich nach und nach in ihr festgesetzt hatte, so einem Mädchen, wie sie sei, könne es gar nicht fehlen, und wenn Einer käme, der es nicht überall dick voll hätte und nicht grausam hübsch wäre, dem wolle sie schon die Wege weisen? —

Einen Sonntag, Anfangs Winters, geschah es, daß Tobias' Vetter, der das Gut in Grünthal, drei Stunden von Ullerstadt, hatte, vorsprach. Das war, wie sich die Leute erzählten, Einer, der, vor lauter Eifer noch reicher zu werden, keine Minute auf einem Flecke und bei keiner Arbeit Ruhe hatte, den niedrigsten Lohn zahlte, aber jedem Knechte oder Arbeitsmanne die Schritte nachzählte, die er that und am liebsten gleich vom Lohne abgezogen hätte, wenn Einer einen Tag krank war. Keiner, der ihm den Dienst gekündigt hatte, wußte genug zu erzählen, wie er Jeden kujonire, wie sich dafür aber auch Keiner ein Gewissen daraus mache, ihn hinten und vorn zu beschuppen.

Jetzt war diesem Vetter ein Kapital bei sichern Leuten gekündigt worden und er war der Mann nicht, der, wären's auch nur zehn Thaler gewesen, sie einen Tag gern unverzinst hätte liegen lassen. Aber das Geld war unter den Leuten so rar nicht, wie heut zu Tage, wo auf den Schein fast mehr gegeben wird, als auf das, was dahinter steckt, — ordentliche Leute brauchten fremdes Geld nicht so nöthig. Da hatte denn der Vetter bei Tobias, der Bekanntschaft genug umher hatte, nach-

fragen wollen, ob der nicht einen sichern Mann wisse, der ein Kapital nöthig habe und auch mit der Zinsbezahlung pünktlich einhalte.

Wie nun die beiden Männer da saßen und mit einander schwatzten, kam Annelie aus der Kirche. Ihre beiden Backen blühten von der scharfen Luft gerade wie ein paar Mairöschen, und wie sie in die Stube gesprungen kam, daß die Schuhe knackten, und den Vetter mit ihren großen Augen, so blau wie ein paar Kornblumen, ansah, blieb dem vor Verwunderung das Wort im Munde stecken. Annelie war schon in die Kammer hinaus, ehe er sich besann, was er hatte sagen wollen.

„Gott verdella! Schmidt, war denn das Eure Annelie?" fragte er endlich, „das ist ja ein Staatsmädchen geworden!"

Tobias lächerte es beinah', wie Einer über sein Mädchen so ein Aufhebens machen konnte. „'s ist ja noch ein halb' Kind," sagte er, „voriges Jahr ist sie erst eingesegnet; Ihr habt sie, seit meine Frau gestorben ist, nicht mehr gesehen? — Annelie!" schrie er, „komm' einmal her und gieb Vetter Kneipern die Hand!"

Annelie hatte ihren Mantel abgebunden, kam heraus und gab dem Vetter die Hand. „Willkommen!" sagte sie; Vetter Kneiper schaute ihr aber in's Gesicht, daß sie sich drüber ärgerte und ganz roth wurde, sie wußte selbst nicht warum. Wenn so eine Seele, in der allerhand Gesindel sein Wesen treibt, sich zu einer andern, reinen Seele drängt, so fängt die an, sich dagegen mit aller Macht zu wehren, und der Mensch fühlt einen Widerwillen, den er sich oft nicht erklären kann. Es sollte ein Jeder wohl darauf achten, denn hinterdrein sieht Mancher erst durch Schaden ein, daß der erste Eindruck der richtige gewesen ist.

„Wie alt bist Du denn, Mädchen?" fragte der Vetter.

„Vergangenen Sommer bin ich sechszehn gewesen!" erwiderte Annelie und suchte ihre Finger aus seiner Hand loszumachen

„Sechszehn? Gott verdella! und schon so groß, daß sie jeden Tag heirathen könnte? Hast Du denn auch schon einen Schatz, Mädchen?"

„Ach, was Schatz!“ rief Annelie und wollte ihre Hand mit Gewalt losreißen, „möcht' wissen, was ich jetzt mit dem machen sollte!“

„Nu, nu! wart' nur, ich werde nächster Tage einmal meinen Fritz herschicken, das wäre so Einer für Dich!“

„Ach, laßt mich gehn! au!“ schrie Annelie und riß sich los, „meine Finger sind doch nicht von Holz! — Schafskopf!“ sagte sie und warf die Thür hinter sich zu.

„Das ist ein Wettermädel!“ meinte der Vetter, „Alles wie Stahlfedern an ihr und dabei so resolut, wie man's ihr nimmermehr zugetraut hätte!“

Tobias machte ein Gesicht, von dem man nicht wußte, ob's sauer oder süß sein sollte. „Was Ihr nur dem Mädchen da für Zeug vorschwätzt!“ sagte er und schüttelte mit dem Kopfe, „was weiß die schon von 'm Schatze!“

„Schmidt, ist das Ernst?“ lachte Kneiper, „na, da erschreckt nur nicht, wenn einmal Einer ankommt, der sie für eine Jungfer angesehen hat und eine Frau aus ihr machen will. Aber, im Ernste, Schmidt,“ sagte er, und schlug seine Hand auf Tobias' Achsel, „das Mädchen und mein Fritz, das wäre ein Paar, wie zusammengepaßt; das Vermögen blieb auch bei einander, Eure Annelie kriegt doch einmal Alles, und meinem Fritz ist von seiner seligen Mutter auch das Ganze zugeschrieben; mein Bischen will ich gar nicht rechnen!“

Tobias schüttelte den Kopf; es lächerte ihn doch gar zu sehr, wie Einer bei seiner kleinen Annelie schon an's Heirathen denken könne. — Was Einem so unter den Augen aufwächst, dem merkt man's gar nicht an, was nach und nach draus wird; mit sich selber geht's aber dem Menschen am öftersten so; erst gewöhnt er sich etwas an, und meint, er könne 's alle Tage lassen, wenn er nur wolle; die Angewohnheit aber wächst — immer nach und nach und wenn sie schon zur Leidenschaft geworden ist, glaubt er doch noch immer, es sei nur eine kleine Angewohnheit, glaubt es, bis einmal die Zeit kommt, wo er sie gern lassen möchte, aber nicht mehr kann.

Tobias meinte, von solchen Heirathsgeschichten zu reden, habe es bei ihm noch große Weile und dem Vetter werde es

ja wohl auch nicht eilen. Wenn's einmal Zeit werde, könnten sie ja immer noch davon sprechen.

Neben Christie, die das Mittagsessen kochte, stand Annelie am Heerde, wärmte sich die Hände am Feuer und erzählte eine große Neuigkeit. Ihr ganzes Gesicht färbte sich dabei röther, man wußte nicht, war es von dem Feuerscheine oder von dem Eifer, mit dem sie sprach. Der Schulmeister liege auf den Tod nieder, erzählte sie, und Lebrecht wäre dieserhalb seit gestern Abend wieder da, er sei von Erfurt in einem halben Tage herausgegangen und ganz kaput hierhergekommen. Heute Morgen sei er in der Kirche gewesen, aber wenn er nicht neben seinem Pathen Müller gestanden hätte und wenn's ihr nicht Schulzens Rieke gesagt hätte, hätte sie ihn nimmermehr wieder erkannt. Er wäre beinah noch größer und stärker geworden wie Wenkmann's Christian, und das wäre doch gewiß ein gehöriger Bursche. Und einen schönen Rock habe er angehabt und eine schöne Pudelmütze auf dem Kopfe. Aber stolz sei er auch geworden, meinte sie, er habe ihr gerade ins Gesicht gesehen, und habe keine Miene verzogen, als hätte er sie in seinem Leben nicht gekannt.

„Und daß Du mir ihn mit keinem Auge wieder ansiehst!" fuhr Christie heraus und stieß mit einem Holzstücke in's Feuer, daß die Funken umherflogen, „wenn so ein Bürschchen, der hinten und vorn nichts hat, ein paar Jahre wo anders gewesen ist, meint er gleich, alle Leute müßten sich vor ihm bücken! Ein ordentliches Mädchen sieht aber gerade solche nicht einmal mit dem Rücken an, denn wenn der Qualm alle ist, kommt doch nur ein zerrissenes Hemde zum Vorschein."

Annelie machte ein Gesicht wie Einer, der in Gedanken in der Wintersaat spazieren geht und dem der Flurschütze zeigt, was er für Unheil angerichtet hat. Annelie war auch mit ihren Gedanken spazieren gegangen, ohne daß sie es gewußt hatte, es wollte ihr aber noch gar nicht scheinen, als könnte da etwas Arges draus entstehen. „Wenn er mich nun aber anred't?" sagte sie endlich.

„Da kannst Du's ihm nicht wehren," sagte Christie, „machst's aber kurz. Du bist jetzt eine Jungfer und darfst nicht

viel Wesen mit jedem Lumpenkerle machen. Guck' jetzt einmal in die Stube, ob der Vetter vom Herrn noch da ist."

„Guck' selber hin!" sagte Annelie und drehte sich auf dem Absatze herum, „ich geh' nicht 'nein. Der quetscht mir die Finger, als wenn sie von Holz wären und schwatzt von seinem Fritzen, den soll ich einmal heirathen, und macht ein paar Augen, daß mir's himmelangst dabei wird!"

„Was? wen sollst Du heirathen? nu?" rief Christie und ließ den Topf auf dem Feuer stehen, den sie eben abnehmen wollte; „das ließ ich mir doch gefallen, und was sagt denn Vater dazu?"

„Christie, 's Kraut brennt an!" lachte Annelie und sprang zur Küchenthür hinaus. Christie fuhr nach ihrem Topfe, aus dem es qualmte und dampfte und verbrühte sich beinahe die ganzen Hände.

Als Vetter Kneiper zu Mittag heimritt, konnte er sich kaum vor den vielen Gedanken, die ihm durch den Kopf schossen, retten. Endlich aber rückte er resolut die Mütze auf die Seite und sagte: „So wird's! Heirathet der Fritz die Annelie, so muß ihm der Alte die Wirthschaft übergeben und sich hinter den Ofen setzen, und der liederliche Schlunks von Jungen liegt mir nicht mehr über dem Halse; ich richt's herrach so ein, daß ich das Gut behalte, wenn's ihm auch zehnmal von seiner Mutter verschrieben worden ist und habe ein Geschäft gemacht, wie in meinem Leben noch nicht. Richtig!"

Tobias aber brummte den ganzen Tag der Kopf von dem vielen Schwatzen des Vetters und wie der seinen Fritz in einemweg herausgestrichen hatte, daß Jeder hätte glauben müssen, so Einen gäb's auf der Welt nicht wieder.

Kaum hatte Christie zu Mittag das Essen weggeräumt, so sagte sie, wenn Annelie daheim bleibe, wolle sie einmal in's Dorf zu ihrer Schwester springen und zusehen, wie es der in ihrem neuen Dienste gehe; als sie aber an Schulmeisters Hinterthür kam, huschte sie da hinein und lugte umher, bis sie die alte Grethe, die des Schulmeisters Wirthschaft führte, in der Küche entdeckte. Sie wolle doch nur fragen, sagte sie, ob's denn wahr sei, daß der Schulmeister so krank wäre und wie

denn das so geschwind gekommen sei, und wo's ihm denn eigentlich fehle. Und Grethe gab ganz traurig Bericht und meinte, es wäre von einer grausamen Erkältung gekommen, der Doktor sagte, es wäre eine Entzündung im Magen oder sonst wo, sie wisse es selber nicht mehr, und wenn der Schulmeister sterbe, werde es schlimm für sie, und Lebrecht werde hernach wohl auch nicht in Erfurt bleiben können, und werde für fremde Leute arbeiten müssen, denn weiter als das Bischen Land gäbe es hernach nichts mehr für ihn zu erben, das lange aber nicht hinten und nicht vorn. Und Christie meinte, das sei doch grausam schlimm, das vergälle ihr ordentlich die Freude, die sie heute gehabt habe; ihre Annelie sollte den Jungen vom reichen Kneiper in Grünthal heirathen, das wäre ein gräßlich Schöner und ein Guter, wie man ihn kaum noch einmal finden könne; heute wär's richtig gemacht worden und nun könne Jeder, der sich etwa auf Annelie's schönes Vermögen gespitzt habe, sich's Maul wischen. Und wie sie das angebracht hatte, sagte sie: Grethe solle sich nur die traurige Sache nicht so sehr zu Gemüthe ziehen, sie bliebe gern noch ein Weilchen bei ihr, sie habe aber keine Zeit mehr und lief davon. — —

Es ist ein kurioses Ding, je mehr Einem Etwas verboten wird, je mehr muß man daran denken und je mehr treibt es Einen, das Verbotene zu thun. Annelie mußte immer an Lebrecht denken und konnte nicht begreifen, was Christie nur wider ihn habe. Den Montag saß sie schon vom Mittag an mit ihrem Spinnrade am Fenster, und es war ihr beinahe, als warte sie auf Jemand; als sie aber, bis es dunkel wurde, nichts sah, als die Sperlinge auf der Gasse und ein Paar Dreschen, die vorübergingen, wurde sie verdrießlich, sprach den ganzen Abend kein Wort und wie sich später Christie mit ihrem Spinnrade zu ihr setzte und vom Vetter Kneiper zu reden anfing, sagte sie, sie wolle nichts wissen, sie habe Kopfschmerzen und lief in's Bett.

Den Dienstag aber sah sie mehr; da kam erst Müller's Magd und ging zum Schulmeister hinein und lange dauerte es nicht, so trat Lebrecht heraus und kam die Gasse lang. Als er an Tobias' Hause war, blickte er zum Fenster herauf

und wie er Annelie dort sitzen sah, starrte er sie mit einem so großen, verwunderlichen Blick an, daß sie, roth geworden bis unter das Kopftuch, blitzschnell mit den Augen auf ihr Spinnrad fuhr und ganz gewiß meinte, er wäre stehen geblieben. Als sie aber die Augen scheu wieder hinaus richtete, da war vom Lebrecht schon lange nichts mehr zu sehen.

Annelie fing wieder an zu spinnen; lange dauerte es aber nicht, so trat sie langsamer und immer langsamer, der Faden fuhr in's Rad und sie saß da und sann vor sich hin. Manchmal ging es über ihr Gesicht, als ziehe ihr eine stille, heimliche Freude durch's Herz, daß es ihr inwendig ganz warm und wohlig davon wurde; manchmal wieder sah sie aus, als müsse sie über was Tiefem, Verborgenem sinnen und könne es nicht heraus kriegen. Da klappten Christie's große Pantoffeln auf die Stube zu und Annelie fuhr feuerroth auf, als werde sie auf bösen Wegen ertappt, hastig suchte sie nach dem abgerissenen Faden, konnte ihn aber kaum wiederfinden und Christie verwunderte sich, warum sie noch kein Licht angesteckt habe, es werde doch schon ganz finster. Annelie bückte sich noch tiefer auf ihr Rad und sagte, sie sitze am liebsten, wenn's so schummerig sei, zum Lichtanstecken sei's noch immer Zeit genug, man verbrenne so Oel genug bei den kurzen Tagen.

Denselben Abend kam Schulze's Rieke bei Annelie zum Spinnen und erzählte von der großen Gans, die ihre Mutter diesmal gefrickt hätte; Christie meinte, beim Gänsefricken käme nicht viel 'raus, man verfütterte mehr als man wiederkriege; Annelie aber war zu Allem so still, daß Rieke endlich sagte, sie denke wohl an ihren Versprochenen, daß sie kein Wörtchen rede, und als Annelie sie groß ansah und fragte: „Was meinst Du?" da sagte die, das ganze Dorf spreche doch schon vom reichen Kneiper seinem Jungen, daß er ihr versprochen wäre. „Das sollt' mir fehlen!" erwiderte Annelie und zog eine Miene, als ob sie Essig trinke, „'s ist eine wahre Schande mit der Klatscherei, wenn Einer bei Einem vorspricht, der nicht alle Tage kommt, da muß gleich eine Heirathsgeschichte dahinterstecken oder sonst was, wo kein Mensch d'ran denkt."

Christie stieß Rieken in die Seite und sagte: „'s ist wohl

noch nicht so weit!" machte aber ein Gesicht dazu als wie: „ich weiß's doch besser!"

Als Annelie den andern Morgen aufwachte, war es ihr, als müsse sie sich auf einen wunderschönen Traum, den sie gehabt oder auf ein Glück besinnen, das ihr begegnet sei. Und wie sie sann, da traten vor ihre Seele zwei klare, glänzende Augen, die sie groß und wie im freudigen Verwundern ansahen, und wo sie ging und stand, da schauten sie die Augen an und sie hätte sich hinsetzen, die eigenen Augen zumachen und nur immer an die andern denken mögen. Den ganzen Morgen ging sie herum, wie halb im Traume, etwas Großes war in ihr vorgegangen und sie wußte doch selbst nicht was; als wenn die erste Frühlingssonne ihr in's Herz scheine und es sich drinnen wie ein neues, heimliches Leben rege und tausend Blumen drinnen anfingen aufzublühen; ein stilles Sinnen, eine geheime Glückseligkeit lag über ihrem Gesichte, und Christie wußte nicht, was sie aus dem Mädchen machen solle und warum es jedesmal aufschrecke und roth werde, wenn sie es anspreche. Als sie aber Abends es doch zu langweilig fand, da zu sitzen und kein Wort zu schwatzen, und sich d'rauf legte, Annelie zum Sprechen zu bringen und die sie endlich ganz verdrießlich anfuhr: sie solle sie doch in Frieden lassen, sie möge nicht reden — da meinte Christie, dem Mädchen müsse eine Krankheit in den Gliedern stecken, denn so wäre sie ihr noch nicht gekommen. Und sie hielt an mit Spinnen und fragte besorgt: „Ist Dir etwan nicht recht, Annelie, soll ich Dir Kamillenthee kochen, wenn Du in's Bett gehst? der ist grausam gut für Alles!" Das kam Annelie so kurios vor, daß sie hellauf lachte, Christie beim Halse nahm und sie abküßte, daß die gar nicht wußte wie ihr geschah.

„Christie, bist doch ein seelengutes Thier," sagte sie, „aber laß mich nur heute zufrieden; ich weiß selber nicht, wie mir's ist und Kamillenthee macht's nicht anders; ich will hernach zu Bette gehen."

„Aber wenn Du nun krank wirst, ich will Dir gern was machen! Oder willst Du was anders?"

„Ne!“ sagte Annelie und rieb sich die Augen, „ich gehe in's Bett!“

Christie schüttelte den Kopf und hätte Tobias nicht schon am Ofen geschnarcht, sie hätte mit dem angefangen zu reden, was nur der Annelie fehlte, denn allein was auf dem Herzen zu behalten, war ihr beinahe unmöglich. Ehe sie aber in ihre Kammer ging, mußte sie wenigstens noch einmal nach dem Mädchen sehen; das lag da, tief in die Betten hineingekrochen und schlief so sanft und ruhig, daß man kaum die Athemzüge merkte; auf dem frischen, stillen Gesichte aber lag es wie ein lächelnder, seliger Traum. —

Den Freitag Morgen gab's eine Leiche im Dorfe. Der alte Schulmeister wurde begraben. Schon früh stand Christie mit zwei Nachbarsweibern trotz der Kälte zusammen und wartete auf den Leichenzug, denn es hieß, es wollten gar Viele, die bei dem alten Manne in die Schule gegangen, mitgehen, und der Pastor werde am Grabe eine Rede halten. Und wie Christie, so standen vor jedem Hause welche, um zu schauen. Der Neugierde ist Alles einerlei, ob eine Hochzeit oder eine Leiche.

Annelie stand am Feuerheerde und kochte Kartoffeln für's Vieh. Sie hätte sich auch gern mit hinausgestellt, um zu sehen, doch wahrscheinlich etwas Anderes als die Leiche, aber es war ihr zuwider, unter Denen zu stehen, die mit kalten Gesichtern auf Lebrecht's Leidwesen gafften; warum, wußte sie selber nicht. Sie hörte, wie die Sterbeglocke auf dem Thurme anfing zu läuten, sie hörte die Leute auf der Straße laufen, „sie kommen!“ schrie Christie zum Hause herein — da stellte sie den Topf vom Feuer und sprang auf den Zehen in die Stube, so leise, als dürfe sie Niemand hören. Als sie aber behutsam an's Fenster hinter die kleinen Vorhänge trat, war der Sarg mit den Leidtragenden schon vorüber und nur neugierige Menschen strömten dick nach. Durch Annelie's Seele ging es, als habe sie ein großes Glück versäumt, das nicht wiederkomme; die Menschen zogen vorüber; hier und dort sprang noch Einer nach und bald war die Gasse wie gekehrt. Annelie ging wieder in die Küche, aber sie hatte keine Ruhe; es dauerte ihr eine Ewigkeit, ehe die Kartoffeln wieder kochten, und als sie endlich das

Wasser abgegossen hatte, hielt sie es nicht mehr aus. Sie warf ihren Mantel um und lief durch den Garten, hinter den Zäunen weg nach dem Gottesacker. Da war aber Alles schon wieder leer; aus der Kirche klang ihr der Gesang entgegen und vorsichtig drückte sie sich durch die offene Thür in den nächsten Stuhl. Das Lied war schon zu Ende, als sie sich kaum gesetzt hatte, die Leute bogen die Köpfe zu einem stillen Vaterunser nieder. Annelie's Herz pochte, als müsse sich nun was Wichtiges zutragen; beim ersten Schritte, der in der Kirche wiederhallte, richtete sie sich in die Höhe, da kam Lebrecht mit gesenktem Kopfe neben seinem Pathen hergegangen und langsam erhoben sich nun auch die andern Leute. Annelie ließ die Augen nicht von seinem Gesichte, bis er beinah an sie heran war, da hob er mit einem Male den Kopf, und wie er mit seinen nassen, traurigen Augen in die Höhe schaute und sie dasitzen sah, biß er die Lippen aufeinander, als wolle er das Heulen zurückdrängen, und machte ein bitteres, finsteres Gesicht, und ging rasch vorbei.

In Annelie's Gesicht wurde es, wie wenn eine gelbe, schwere Gewitterwolke sich über den sonnenblauen Himmel zieht. Wie sie heim kam, war es ihr inwendig so voll und so schwer, daß sie meinte, es müsse ihr bald das Herz abdrücken, ihr Gesicht brannte wie lichterlohes Feuer und wie Christie sie so in der Stube sitzen sah und fragte: „Annelie, wie siehst denn aus, Du bist doch nicht krank?" da sagte sie, 's müsse doch wohl so was sein, wenn sie sich aber nur recht ausheulen könne, werde es ihr schon besser werden; und wie sie das heraus hatte, schoß ihr schon das Wasser aus den Augen und sie brach in ein Weinen und Schluchzen aus, daß Christie sie ganz erschrocken in ihre Arme nahm. „Annelie, ja Annelie, was hast denn?" rief sie, „wer hat Dir denn was gethan?" Aber Annelie konnte nicht antworten; sie drückte ihr Gesicht an Christie's Herz, wo sie ihre Kinderschmerzen so oft ausgeweint hatte und schluchzte immer heftiger. Christie wußte in ihrer Angst gar nicht, was sie mit dem Mädchen anfangen solle. „Annelie," fragte sie einmal über das andere, und strich ihre Backen, „so sag' mir doch nur in aller Welt, was Du hast?" aber erst nach

einer langen Weile richtete die sich auf, ging nach dem Fenster und trocknete sich die Augen. „Ich weiß nicht," sagte sie, „'s ist nun schon vorbei!" und wie Christie nicht nachließ und durchaus wissen wollte, ob ihr was Böses widerfahren oder ob sie krank sei, denn um nichts und wieder nichts komme Einem das Heulen nicht so an, da lief sie zur Thür hinaus.

Als Tobias Mittags aus der Scheune kam, ging ihm Christie in die Stube nach, rückte den Tisch zum Essen in die Mitte und fing an zu reden, was nur der Annelie fehlen müsse, so und so hätte sie's gestern und vorgestern Abend und heute Morgen getrieben, sie habe Angst, das Mädchen werde krank. Tobias hatte sich eben einen Kienspahn im Ofen angesteckt und brannte ruhig seine Pfeife an. Wie das ordentlich qualmte und er den Deckel zugeschlagen hatte, sagte er, das seien Weibersachen; wie er was davon verstehen solle, wenn's Christie nicht wisse; 's würde wohl nicht gleich so schlimm werden.

Christie aber zählte Mittags die halben Bissen, die Annelie in den Mund steckte, sagte nichts, als sie den ganzen Nachmittag hinter ihrem Spinnrade saß; als es aber Abend geworden war, kam sie mit einer großen Kanne voll Kamillenthee an und ließ nicht eher Ruhe, bis sich Annelie den Leib voll getrunken hatte und sich hernach tief ins Bett steckte.

Den andern Morgen war Annelie früh wieder auf den Beinen und ging mit Schulze's Rieke frisch zum Markte. Christie konnte sich nicht genug darüber freuen und rühmen, wie grausam gut so ein Kamillenthee thue.

Als Annelie zu Mittag mit ihren Geschäften in der Stadt fertig war und wieder heim wollte, war Rieke mit einer Kameradin schon voraus; und wie sie an's Thor kam, fiel ihr ein, daß sie vergessen habe, Lorbeeren für's Vieh mitzunehmen; sie mußte wieder weit durch die Straßen zurück und endlich allein heim gehen. — Es war kalt, aber vom blauen Himmel sah so hell die Sonne nieder, daß man, so weit nur das Auge reichte, klar in die Gegend hineinschauen konnte; der Reif an den Bäumen und auf den Feldern glitzerte wie pures Silber, darüber weg sah grün und luftig die Saat und Annelie war es so leicht und froh, daß es mit ihr wie auf Räderchen vor-

wärts ging. Es kam ihr ordentlich kurios vor, wie es ihr gestern zu Muthe gewesen sei und wenn sie daran dachte, was Christie wohl zu ihrem Heulen gemeint habe, hätte sie sich über sich selber ärgern mögen. Und als sie so allein nachdachte, da stand Lebrecht wieder vor ihrer Seele und sah sie mit seinen klaren, verwunderlichen Augen an, daß es ihr bis in's Herz hinein wohl that, und sie fing an nachzusinnen, warum er ihr wohl bei der Leiche so ein böses Gesicht gemacht habe, ob sie zu spät in die Kirche gekommen sei, oder ob sie hätte gar nicht hingehen sollen, oder ob's purer Hochmuth von ihm gewesen sei — und da blieb sie mit einem Male stehen und es war ihr, als ob sie einer mitten durch's Herz stäche.

Vor ihr war ein Bursche den Weg hergekommen, hatte einen blauen Rock an und eine schöne Pudelmütze aufgehabt, der war, wie er sie gesehen, mit einem Male stillgestanden, hatte ein bitterböses Gesicht gemacht, hatte sich herumgedreht und war in einer Furche den nächsten Acker hinaufgegangen. Das war aber kein anderer Mensch gewesen als Lebrecht, der Annelie aus dem Wege ging. Sie hatte ihn nur zu wohl erkannt, hatte gar gut seine Miene gesehen, aber wie der erste Schreck bei ihr vorbei war, begann sie nicht wieder zu heulen. Gerade mit dem Gesichte vorwärts ging sie darauf los, und erst als sie ein großes Stück über den Acker hinaus war, wo ihr Lebrecht ausgewichen, fing sie wieder an, den ersten Gedanken zu fassen. Der erste aber war eine gewaltige Verwunderung, daß der Lebrecht vor ihr wegliefe, hernach kam der Aerger darüber und zuletzt der Stolz. So was sei ihr doch noch nicht vorgekommen, meinte sie, ob sie denn giftig sei, oder eine ansteckende Krankheit habe, oder ob der sich einbilde, sie werde ihm wieder nachlaufen, wie in die Kirche? Das sei einmal aus purer Neugierde passirt, nun soll er aber lange warten, ehe sie ihn nur mit einem halben Auge ansehe. Andere Burschen, die mehr auf dem Zeuge hätten wie der, rissen sich in der Spinnstube und auf dem Tanzboden um sie, und so Einer gehe ihr aus dem Weg, um nur nicht guten Tag sagen zu müssen. Sie hätte doch nicht gemeint, daß Christie so Recht gehabt habe, und sie glaube jetzt, er werde nächster Tage vor

Hochmuth überschnappen; mit dem komme er aber bei ihr sicherlich schief.

So ging's fort bis nach Hause und wie sie da ihren Korb auspackte, konnte sie's nicht auf dem Herzen behalten und fragte Christie, ob das vielleicht in Erfurt jetzt Mode sei, daß man den Leuten, die Einem begegneten, aus dem Wege liefe, damit man ihnen nicht guten Tag zu sagen brauche, wie's der Lebrecht jetzt mit ihr gemacht habe. Christie aber sagte, solche Art mache es nicht anders; je armseliger es ihnen ginge, je mehr wollten sie es mit dem Hochmuthe zwingen. Sie habe es jetzt auf's Punktum von Schulmeisters Grethen gehört, wie es mit dem Lebrecht stehe. In Erfurt könne er nicht mehr bleiben, damit sei's aus; sein Pathe Müller habe aber gesagt, wenn er willens sei, ihm in seiner Wirthschaft zu helfen, wolle er die paar Acker von seinem Vater mit besorgen, und dazu habe Lebrecht Ja gesagt und werde nun doch am Ende weiter nichts als ein Knecht, wenn er auch zehnmal nur für seinen Pathen arbeite.

Annelie schob den leeren Korb in die Ecke und ging in die Stube. Da trat sie an's Fenster und biß eine ganze Weile die Zähne auf die Unterlippe. „Hm, ein Knecht, weiter ist er nichts und hat er nichts," sagte sie endlich, drehte sich herum und ging nach ihrem Spinnrade, „wenn der thun kann, als wär' er der Großmogel, da werd' ich's ihm weisen, daß ich's noch eher dazu auf dem Leibe habe."

Der Frühling war gekommen, wie ein rechter Bräutigam, der in's Brauthaus einzieht. Hinter ihm her waren die Musikanten gezogen, die Lerchen, Finken, Zeisige und wie das lustige Volk alles heißen mochte, um zur Hochzeit aufzuspielen und die Braut, Jungfer Erde, hatte auch nicht lange auf sich warten lassen, hatte sich aus ihrem langen Winterschlafe aufgerappelt und ihr schönes, grünes, mit bunten Blumen gesticktes

Kleid angezogen, daß es ein wahrer Hochzeitsstaat war. Und den Menschen, die heraus traten aus ihren Häusern in den hellen, warmen Sonnenschein und die Pracht ringsum sahen und die fliegenden Musikanten so lustig singen hörten, wurde es selber ganz hochzeitlich zu Muthe und manches Herz, in dem es von manchem Leidenssturme Winter geworden war, hob sich und meinte, so könnte es auch einmal in ihm wieder Frühling werden.

Es war den ersten Pfingstfeiertag Abend, so ein recht schummeriger, heimlicher Abend, wo es nicht mehr hell, aber auch nicht ganz finster ist. In ganz Ullerstedt sah man, daß das Fest eingezogen war. Auf den Höfen und vor den Thüren war aufgeräumt und gekehrt, in den Häusern war gescheuert und geputzt, und der Feiertag hatte auch bei den ärmsten Leuten durch helle Fenster in saubere Stuben gesehen.

Auf der Holzbank, die im Viereck um die alte breitästige Linde festgemacht war, saßen zwei Alte und schwatzten mit einander vom schönen Wetter und was es wohl dies Jahr für Kornpreise geben werde. Lange dauerte es aber nicht, da kamen noch Zwei, sagten guten Abend und setzten sich daneben, und von der andern Seite kamen auch ein Paar und vom Unterdorfe kamen welche und bald saß es unter der Linde dick voll Burschen und alter Männer, die schwatzten und Taback rauchten, und wer keinen Platz auf der Bank hatte, setzte sich davor auf den Baumstamm, den der Müller hergelegt hatte, um iene neue Welle für sein Wasserrad draus zu machen.

„Du, Christian!" schrie Einer, „hast Du eben die große Sternschnuppe gesehen?"

„Ja!" antwortete der.

„Hast Dir auch was dabei gedacht?"

„Gedacht? Was denn?"

„Nu, wenn eine Sternschnuppe schießt und man wünscht sich geschwind was, das geht in Erfüllung."

„Schwerenoth! Das hätt'st Du mir wohl auch können vorher sagen," rief Christian, „da hätte ich meiner Marie was gewünscht und braucht' es ihr nicht zu kaufen; weißt Du nicht, wenn wieder eine kommt?"

„Ne, da mußt Du den Studenten fragen, der wird Dir's sagen können."

„He, Studente! Lebrecht!" schrie Christian, „wenn kommt denn wieder eine Sternschnuppe?"

„Wenn's ihr einfällt," sagte der und drehte das Gesicht nach der andern Seite.

„Du, lernt man solche Weisheit in Erfurt?"

„Ja, für die Einfältigen!"

„Studente?!" sagte Christian drohend.

„Willst Du was wissen, so komm' her! Wie's in den Wald schallt, so schallt's wieder 'raus!"

Christian machte Miene aufzustehen, aber der zuerst gesprochen hatte, hielt ihn fest. „Laß ihn nur zufrieden," sagte er, „mit dem ‚Studenten' versteht er keinen Spaß. Schau' einmal, dort kommt Deine Marie und Schmidt's Annelie ist auch dabei!"

Drei Mädchen kamen Arm in Arm langsam den Weg her spaziert und sangen:

„Drei Lilien, drei Lilien,
Die pflanzt' ich auf ein Grab!"

daß es ganz wunderhübsch in den stillen Abend hinein klang. Wie sie aber die Burschen und Männer unter der Linde sitzen sahen, schwiegen sie still. Christian faßte seinen Kameraden unter den Arm und ging hinter drein. „Studente!" rief er, um sich bemerkbar zu machen, „es bleibt im Salze!"

Annelie sah rasch nach der Linde und zog dann eine hochmüthige Miene; Lebrecht aber hatte kaum einen halben Blick nach dem Mädchen gethan und stopfte sich ruhig seine Pfeife.

Christian wollte das Hinterdreinspazieren nicht gefallen, er ließ seinen Kameraden los und ging an die Seite der Mädchen, wo Annelie war.

„Du," sagte er halblaut, „morgen kommst Du doch hübsch früh zum Tanze? ich hab' mir einmal was Ordentliches vorgenommen und ich tanze grausam gern mit Dir!"

„Du!" sagte Annelie, „Deine Marie geht auf der andern Seite, die lass' das nur hören!"

Christian schielte hin, Marie aber sprach heimlich mit seinem Kameraden und ihr Mäulchen ging dabei, wie ein Mühlrad.

„Ah was!" brummte Christian, „die thut schon acht Tage muckisch, schau' nur, wie sie mit dem Kasper sponsirt, nun scheer' ich mich auch nichts mehr um sie." —

Marie aber sagte zum Kasper: „'s ist schlechter wie schlecht von ihm, erst treibt er's, daß ihn Keine mit einem halben Auge mehr angesehen hätte, und nun will er noch haben, daß ich ihm das Wort wieder gebe. Und weil ich das nicht thue, läuft er der Annelie nach; aber er soll's schon merken, ich mach's jetzt ebenso. Komm' her, Du bist mein Kasper!" und dann nahm sie ihn fest unter den Arm.

Christian wurde ganz blaß vor Aerger. „Schau' einmal, Annelie, die Beiden!" sagte er, „und so ein niederträchtiges —"

Schulze's Rieke, die in der Mitte ging, mochte das Gezischel auf beiden Seiten langweilig werden, sie schwenkte herum und es ging wieder retour.

„Ne, gar nichts mach' ich mir mehr aus ihr! Annelie, morgen wollen wir tanzen! juch!" sagte Christian und wie er juch! machte, war's ihm, als müßte inwendig Alles kaput gehen; Annelie aber hatte ihre Gedanken ganz wo anders; die sah, wie Lebrecht mit einem halben Blicke herschaute und wie nun Christian ihren Arm nahm, schob sie ihn, so weit sie konnte, unter den seinen und bog den Kopf zu ihm hinüber, als hätten sie das allerzärtlichste Gespräch mit einander, und Marie, die herüber schielte, zitterte am ganzen Leibe und sagte: „Ne, so ein verflickschtes Mensch, das hätt' ich doch nicht von ihr gedacht!"

Jetzt schwenkte Schulze's Rieke die beiden Paare wieder herum und fing an zu singen:

„O Tannebaum, o Tannebaum,
Wie treu sind deine Blätter.
Du grünst nicht nur zur Sommerzeit,
Im Winter auch, wenn's friert und schneit.
O Tannebaum, o Tannebaum,
Wie treu sind deine Blätter."

Und Kasper stimmte mit ein und Marie sang, als wär's ihr wunder wie wohl um's Herz, wie aber der Vers aus war, fing auch Christian an, so laut er nur konnte, und machte ein Gesicht, als wie: Jetzt sollst Du was merken:

„O Mädelein, o Mädelein,
Wie falsch ist dein Gemüthe!"

Da riß Marie ihre Nachbarin Rieke beim Arme, daß sie Annelie fahren lassen mußte, und zog sie mit sich fort. Wie aber Annelie nicht allein bleiben wollte und hinterdrein lief, drehte sich Marie um und sagte: „was willst denn? wir wollen Dich gar nicht! Geh' nur und mach' die Burschen ihren Mädchen abspenstig, 's wird Dir schon noch gelohnt werden!"

„Was willst Du?" fragte Annelie, aber Marie gab ihr keine Antwort und zog ihre Kameradin fort.

„Nu, was der da in den Kopf gefahren ist, möchte ich auch wissen," sagte Annelie, „gethan hab' ich ihr nichts, aber zum Leben brauch' ich sie auch nicht." Und damit drehte sie sich herum und ging patzig ihrer Wege.

Kasper und Christian gingen wieder nach der Linde. „Du, Deine Marie hat einen schönen Aerger auf Dich!" sagte Kasper.

„So!" brummte Christian und sah ihn von der Seite an.

„Nu, was machst denn für ein Gesicht, 's ärgert Dich wohl, daß sie mit mir schön gethan hat?"

„Du wirst Dich freilich nicht darüber geärgert haben!" sagte Christian mürrisch.

Kasper lachte. „Du bist ein dummer Kerl," sagte er, „sie hat's nur gethan, weil Du anfingst, mit der Annelie zu sponsiren; giebst Du ihr morgen ein Wort, so ist sie wieder gut!"

Christian setzte sich an seinen Platz, schlug sich Feuer an und redete kein Wort, bis er mit den Andern nach Hause ging. —

Denselben Abend gab's Verschiedene in Ullerstadt, die sich in ihren Betten herumwälzten und nicht einschlafen konnten

und nicht geglaubt hätten, wenn man es ihnen auch gesagt, daß sie es selber und allein waren, die ihr eigenes Herz quälten. — So aber geht's wohl oft noch manchen Anderen.

Den anderen Morgen stand Tobias in der Hofthür, rauchte seine Pfeife und sah sich das schöne Wetter an. Da kam Einer die Gasse herunter, hatte ein Gesicht und eine Nase so recht schön roth- und blau-blattrig, wie Einer, dem es auf ein Glas mehr nicht ankommt; der besah sich jedes Haus, als wolle er es taxiren. Wie er an Tobias heran kam, blieb er stehen, rückte an seiner Mütze und fragte, ob hier vielleicht Tobias Schmidt wohne, das Haus sei ihm so beschrieben worden. — Ja, sagte Tobias, der wohne hier, was sein Begehren sei. — Nu, antwortete der Mann, er sei der Verwalter beim Gutsbesitzer Kneiper und weil er heute nach Zäunicke hinüber zu einem Bekannten gehe, so habe ihm sein Herr aufgetragen, er solle mit bei Tobias Schmidt vorsprechen und solle einen schönen Gruß bestellen und solle sagen, sein Fritz sei noch in der Stadt, aber er komme nächster Tage wieder nach Grünthal, und da wollten sie hernach zusammen herüber kommen.

Tobias rückte an seiner Zipfelmütze und sagte: Schönen Dank, ob er nicht wolle mit in die Stube kommen.

„Wenn's erlaubt ist!" sagte der Verwalter und sie gingen mit einander hinein.

„Grünthal ist ein gut Ende von hier," begann Tobias, „und da wird's bei Euch an Hunger nicht fehlen. Meine Weibsleute sind in der Kirche, aber ich werde einmal zusehen, ob ich selber was finde."

Das thue ihm leid, meinte der Verwalter, er hätte gern einmal Tobias' Annelie, von der sein Herr ein großes Leben gemacht habe, gesehen. Tobias solle sich nur seinetwegen keine Umstände machen, er habe schon daheim gegessen und wenn er nach Zäunicke komme, werde er doch auch wieder essen müssen. Wenn Tobias aber ein Gläschen Schnaps bei

der Hand hätte, das versage er nicht, das schlage die Hitze nieder.

„Nu," erwiderte Tobias, „wenn Ihr damit zufrieden sein wollt, bis meine Weibsleute kommen, das ist da!" und damit ging er über den Schrank und brachte ein Glas voll, wo allenfalls Zwei daran genug gehabt hätten.

„Blitz Donnerwetter," sagte der Verwalter, als er den Branntwein hinter gegossen, daß auch keine Fliege sich mehr hätte in dem Glase satt trinken können, „das ist ächter, den spürt man doch! Aber nu, wenn Ihr mir doch einen Gefallen thun wollt, muß ich Euch was sagen. Ich hab' mich sollen auf dem Wege mit nach einer guten Kuh umsehen, und da hatt' ich eine in Frühndorf gefunden, wie man sie nicht allerwegs sieht. Sie war aber schon halb und halb versprochen. Wenn ich aber was auf den Kauf zahlte, meinte der Bauer, solle ich sie doch haben. Da hab' ich ihm denn gegeben, was ich gerade im Sack hatte, denn so ein Stück Vieh hätt' ich nicht gleich wieder gekriegt, und hab' erst hinterdrein bedacht, daß ich selber Geld brauche. Wenn Ihr mir nur ein paar Thaler geben wollt't, bis übermorgen oder Donnerstag, wo ich die Kuh holen lasse, so geschäh' mir ein großer Gefallen damit."

„Ju!" sagte Tobias, „wenn die Sache richtig ist und wenn's nicht anders zu machen geht und wenn ich mich darauf verlassen kann —"

„Nu, ich seh' doch nicht aus wie ein Spitzbube," meinte der Verwalter, „ich hätt's Euch gar nicht gesagt, wenn ich das Geld nicht für den Herrn ausgelegt hätte; ich dachte aber, weil Ihr doch der Vetter von ihm wär't —!"

„Wenn die Sache richtig ist, will ich's ja wohl thun!" sagte Tobias, ging nach dem Wandschranke und zahlte dem Verwalter fünf Thaler hin. Der strich das Geld ein, sagte schön Dank, und wenn er die Kuh holen lasse, wolle er's wieder richtig machen; nun aber habe er keine Zeit mehr, so gerne er auch Tobias' Annelie einmal gesehen hätte, sagte Adje und ging seiner Wege. Wie er aber an die Schenke kam, schwenkte er da noch einmal hinein und als er nach einer halben Stunde wieder heraustrat, glänzte sein Gesicht wie ein neuer rother

Kupferdreier. Langsam tappte er den Weg fort, sah mit den Augen stier vor sich auf die Erde, focht mit den Händen in der Luft herum und brummte ein Gott verdamm' mich! um's andere vor sich hin, daß die Leute ihm verwundert nachschauten. — —

Der Nachmittag war gekommen; Schulze's Rieke schaute im vollen Staate bei Schmidt's zum Fenster herein und fragte, ob Annelie mit zu Tanze wolle.

„Nu, wo hast denn Deine Marie?" antwortete Annelie spitz, „warum gehst denn nicht mit der?" Eigentlich war sie seelenfroh, daß Rieke kam, denn es hatte ihr schon den ganzen Morgen, selber in der Kirche, im Kopfe gelegen, wie das aussehen müsse, wenn sie allein nach dem Tanzboden gehe.

„Mir willst Du's wohl ausbaden lassen, daß mich die Gans gestern Abend fortzerrte! Ich hab's nicht gewollt!" sagte Rieke eifrig.

„Nu, man kann keinem Menschen in's Herz sehen! Wart' aber nur, ich geh' gleich mit."

's ist eine Pracht, wenn zwei reiche Mädchen Feiertags zu Tanze gehen. Mützen auf dem Kopfe, mit gezackten, halbellenbreiten Bändern und goldgesticktem Flecke, daß man nicht hinsehen kann, wenn die Sonne drauf scheint, Mützen, dreißig, vierzig Thaler das Stück; goldene Ketten um den Hals, bis auf die Brust herunter, und zum Ueberflusse auch ein paar gehenkelte Dukaten daran; seidene Halstücher, so recht schön grün, roth, gelb, man weiß selber nicht wie; seidene Rockränder und wer weiß was noch Alles von Gold, Silber und Seide drum und dran — 's ist eine Pracht und gar oft ist die Herrlichkeit auswendig mehr werth, als das ganze Mädchen selber. Das thut aber nichts, hinein in's Mädchen schauen die Burschen am wenigsten, jemehr eins außen herumbammeln hat, jemehr hat's Freier. Keiner rechnet aber von dem Vermögen ab, was verthut sie, und Keiner rechnet dazu, was erhaust sie, und so kommt Mancher, der vor der Hochzeit ein ordentlich Exempel gemacht hat, mit einer Frau, die keinen Heller Geld, aber eine gehörige Portion Rührigkeit und Ordentlichkeit gehabt, weiter, als ein Anderer mit einer reichen Schlampampe.

Wie die beiden Mädchen dahin gingen, fing Rieke an: „Ich muß Dir's nur sagen, daß Dir's nicht unerwartet kommt, wenn Du heute was merkst. Christian und die Marie haben sich wieder vertragen, heute Morgen ist er zu ihr an's Fenster gekommen und hat sie angered't; Du sollst nun ganz allein daran schuld sein, daß er's nicht eher gethan hat."

„Ich?!" sagte Annelie ganz verblüfft und blieb stehen.

„Nu ja, komm' nur; wenn Du nicht so schön mit ihm gethan hätt'st, hätt' er sie schon gestern Abend angesprochen. Eins muß immer dran schuld sein!"

„Das hat er gesagt, der verflickschte Kerl?" rief Annelie und war ganz roth vor Aerger geworden, „na wart'!" und damit nahm sie einen Schritt an, daß ihre Kameradin kaum folgen konnte.

„Du wirst doch keinen Krakehl anfangen wollen?" sagte Rieke, aber Annelie antwortete ihr nicht und ging drauf los, daß sie eine Frau, die mit dem Wassereimer vom Brunnen kam, beinahe über den Haufen gerannt hätte.

„Nu nu! Euch werden wohl noch zeitig genug die Röcke ausgeschwenkt werden!" schrie die ihnen nach, aber Annelie ließ sich nicht irre machen; wie ein Wetter ging's in die Schenke hinein und dort die Treppe hinauf.

Auf dem Tanzboden war es hagelvoll und eine Hitze zum Ersticken. Was kümmert sich aber da die Jugend drum, wenn sie sich lustig machen *will*. — Ueberhaupt gehört das, was um Einen her ist, gar nicht zum Lustigsein. Wer inwendig aufgeräumt ist, der hat sein Vergnügen im dicksten Gedränge und auch mutterseelenallein, im Stalle und in der Putzstube; die Lustigkeit, die von außen her kommt, ist niemals die rechte.

Christian stand eben mit kreuzfidelem Gesichte vor seiner Marie und trank ihr zu. Seit er mit ihr wieder einig war, schien sie ihm noch einmal so freundlich und hübsch.

Da kam Annelie durch die Menschen gedrängt und wie sie die Beiden ansichtig wurde, gerad' auf sie los. Ihre beiden Backen glühten, ihre großen blauen Augen schienen dunkler geworden zu sein und flimmerten, wie ein paar Leuchtkugeln. Annelie war ordentlich schön in ihrem Aerger.

„Siehst Du, Marie, hier steht er gegenwärtig!“ rief Annelie halb außer Athem, als sie heran war, „der hat also gesagt, ich wär' d'ran schuld, daß Ihr nicht eher wieder einig geworden wär't? Ihr seid jetzt gut mit einander und ich will Euch weiß Gott nicht wieder verzürnen, aber verklatschen laß ich mich doch nicht! Was hab' ich zu Dir gestern Abend gesagt, Christian, und was hast Du zu mir gesagt? nun red' einmal!“

„Das brauch' ich gar nicht zu hören!“ fuhr Marie auf, der die ganze Rede so unerwartet gekommen war, daß sie jetzt erst ihre Sprache fand, „ich hab' mit meinen eigenen Augen gesehen, was Du gemacht hast; ich will gar nichts mehr von Dir wissen, denn 's wär' Dir doch am liebsten, wenn wir Beide gleich wieder auseinanderführen, ein schlechtes Mädchen bist Du!“ und damit nahm sie Christian's Arm und zog ihn in das Gedränge hinein.

„Was sagst Du? Bleib' einmal hier!“ rief Annelie und wollte ihr nach — da sagte Einer neben ihr: „Laß sie doch, Annelie, Du machst Dir nur Unebenheiten; wenn Zwei wieder einig geworden sind, hacken sie jedesmal alle Beide auf den Dritten los!“ und wie sich Annelie umdrehte, stand Lebrecht neben ihr und wollte eben wieder davon gehen, und sah sie mit seinen braunen Augen an, daß sie innerlich ordentlich erschrak. Aber gleich fuhr in ihr auch der beleidigte Stolz in die Höhe, der sie so lange schon geplagt hatte, und sie zog ein Gesicht, so hochmüthig sie nur konnte, und sagte: „Hat Er auch ein Maul? Und von wegen dem ‚Du‘, seit wann sind wir denn so bekannt mit einander?“

Da zuckte es in dem Gesichte des Lebrecht, alle Farbe ging heraus und die Lippen biß er auf einander, wendete die Augen fort und war mit einem Schritte in die Menge hinein. Wie sich nun Annelie umsah, stand sie ganz allein unter den neugierigen Menschen, die der Spektakel herbeigezogen hatte, und sie wurde so ärgerlich, daß sie hätte heulen mögen. Hastig wand sie sich durch das Gedränge, bis sie Schulze's Rieke stehen sah. Der fuhr sie in den Arm und zog sie zu einem leeren Flecke auf der Bank, wo die anderen Mädchen saßen.

„Na, hast Du nun Krakehl gemacht? Was hast denn davon?“ sagte Rieke, sie bekam aber keine Antwort. Lebrecht lehnte mit ganz blassem Gesichte an einem Fenster, wo die Beiden vorbei mußten, den sah Annelie und wäre beinah wieder umgekehrt; Lebrecht aber schaute so still und egal über sie weg in die Menschen hinein, daß es gar nicht den Anschein hatte, als sähe er sie. — Da ging die Musik los, zwei Burschen kamen mit einem Male und wollten Annelie anfassen, daß es beinahe Streit gegeben hätte; fort ging's, aber wie lustig es auch war und wie brav auch die Musikanten spielten, auf Annelie's Herzen lag es wie ein Stein und wollte nicht herunter. Hätte ihr nur Lebrecht auf ihre Rede auch gedient und hätte Trümpfe ausgespielt! meinte sie, aber er habe sich herumgedreht, gerade als ob sie keine Antwort werth wäre, und sie wisse gar nicht, warum sie das jetzt so quäle; es könne ihr doch ganz egal sein, was der für ein Gesicht mache, und verdient habe er es auch nicht, daß sie freundlich gegen ihn sei. — Sie hätte sich gern selber in Zorn gegen ihn geredet, aber es wollte nicht recht gehen, immer lag es in ihr wie ein Gefühl, als ob sie was Unrechtes gethan hätte und als ob sie sich schämen müsse.

Als sie wieder an dem Ort vorbei kam, wo Lebrecht gestanden, war er nicht mehr da. Sie sah ihn auch den ganzen Abend nicht wieder, den ganzen Abend aber wollte es ihr auch nicht recht lustig werden und endlich mochte sie den Spektakel und die Musik gar nicht mehr anhören. Sie nahm von ihrer Kameradin Rieke gute Nacht, und wie die meinte, ein so wunderliches Mädchen, wie sie heute, sei ihr noch gar nicht vorgekommen, sagte sie, der Aerger zu Mittag habe ihr den ganzen Abend vergällt.

Wie sie hinaus trat in den warmen, duftigen Abend und die Musik und das Tanzgetöse nach und nach hinter ihr verklang, wurde es ihr so wehlich und so weich zu Muthe, als sei sie so unglücklich, wie gar kein Mensch wieder auf der Welt. An dem dunklen Himmel flimmerten die Sterne hell und prächtig, und wie sie da hinauf sah, kamen ihr Gedanken an den lieben Gott, ob der sie auch wohl sähe und wüßte, wie ihr wäre und ob er wohl auch dächte, wie ihr zu helfen sei, sie wolle ihn

doch bitten, so recht aus Herzensgrunde — und wie sie so dachte, was ihr wohl helfen könne und um was sie bitten möchte, da stand Lebrecht mit seinen braunen Augen vor ihrer Seele und sah sie an — und sie wußte, was ihr fehlte, und ihr ganzes Sinnen war zusammengefloſſen in einen einzigen Gedanken und der Gedanke war zu einem Gebet geworden, ohne daß sie es wußte. Und wie sie zu Haus in ihrem Bette lag, da war Himmelsfrieden und Seelenruh' über sie gekommen und hatten sie eingewiegt in festen, erquickenden Schlaf.

Wende das Auge nicht hinab zur dunkeln Erde, wenn die Sorge über Dir liegt und der Kummer Dein Gemüth bedrückt. Hinauf zu den hellen Sternen schicke Dein Gebet, und es wird klar in Dir werden und still in Deinem Herzen.

Die Tanzmusik und der Tanzjubel waren verstummt, über Ullerstadt lag die tiefe, dunkele Nacht ausgebreitet, die Nacht, an die es denken wird, so lange es steht, von der noch jetzt jedes Haus und jeder Dachziegel erzählt.

Die Morgenröthe war noch lange nicht herauf, da fing es schon an, über dem Dorfe hell zu werden. Aber das war eine unheimliche Helle. Erst war sie nur wie ein Aufflackern, das in die Höhe fuhr und bald wieder erloſch, bald aber wurde sie stärker und immer stärker und einen dicken Rauch konnte man über der einen Gasse aufsteigen sehen und ein Knackern und Prasseln hören, wie wenn Einer dürres Reisholz zusammenbricht; aber Niemand hatte ein Auge oder Ohr dafür, im tiefen Schlafe sah und hörte Keins den Feind, der mit seiner gluthrothen Fahne mitten in der Nacht das Dorf überfallen hatte. — Da mit einem Male krachte und sprühte es und eine glühende Lohe schlug hoch zum Himmel hinauf — das Strohdach eines zweistöckigen Hauses stand in hellen Flammen. Und in dem Hause rührte und regte sich nichts, wie im Todesschlaf schlief Alles dadrinnen, und im ganzen Dorfe war kein Auge wach, kein Laut hörbar, und immer höher schlug die Flamme

und hatte schon hinüber geleckt zu den Nachbardächern, daß es auch da anfing zu qualmen, zu knistern und Funken zu sprühen.

Da kam Einer, der in dem Frühndorf zum Pfingsttanze gewesen, zum Oberdorfe hereingelaufen und brüllte „Feuer, Feuer!“ und von der andern Seite kam nun auch der Nachtwächter und blies in's Feuerhorn, als wolle er sich die Lunge zersprengen. Drei brennende Dächer loderten schon hell in den Nachthimmel hinauf, und der Wind fing an stärker zu wehen und trieb die Flammen nach den Scheunen und Ställen und jagte brennendes Stroh durch die Luft; aber aus den meisten Häusern stürzten auch schon die Menschen hervor, und an die Fensterladen derer, die noch schliefen, donnerten die Fäuste und vor den brennenden Häusern liefen die Leute zusammen und schlugen die Hände in einander; aber die drinnen schliefen noch immer und schliefen, bis Thüren und Fensterladen eingeschlagen waren. Da regte es sich endlich und, das Entsetzen in den blassen Gesichtern, stürzten hier welche, kaum etwas über den Leib geworfen, und da welche im bloßen Hemde heraus, und krachend brach schon der Dachstuhl des Hauses, das zuerst aufgegangen war, zusammen und eine neue Flamme schlug aus den Hintergebäuden in die Höhe und straffer zog der Wind, daß rothglühende Strohbüschel rings herum auf die ausgedörrten Dächer flogen.

„Aber, in des Himmels Namen, wo ist denn der Schulze, wo bleibt denn die Spritze?“ schrie es unter den Menschen.

„Die Spritze her! und warum stürmt es denn nicht?“ schrieen Andere, „stürmt, stürmt, es kommt uns ja kein Mensch zu Hülfe!“

„Der Schulmeister ist über Land und die alte Grethe kann die Schlüssel nicht finden, wir müssen die Kirchthür einschlagen!“ rief Einer, der außer Athem hergelaufen kam.

„Nu, so schlagt sie ein!“ riefen zwanzig Stimmen auf einmal — aber schon klang es schrillend, in raschen Schlägen vom Thurme, daß es wie ein recht nöthiger Hülfeschrei weit in die Nacht hineintönte. Und wie nun wieder Alles nach der Spritze rief und nach dem Schulzen, da ging ein neues Feuer ein Stück im Dorfe hinunter auf und überall, wohin die fliegen-

den Strohbände auf die dürren Dächer fielen, fing es an zu brennen, und von den Wohnhäusern lief es zu den Scheunen und Ställen und eine Gluth wurde es, daß Niemand in der Nähe mehr aushalten konnte. Die Weiber rangen die Hände und die Kinder heulten und die Männer schrieen nach der Spritze, nach Wasser, nach Rettung; die Spritze aber war kaput und wollte kein Wasser ziehen und vergeblich standen die Burschen drum her, um anzupacken und zu arbeiten, und vergebens ließ der Schulze immer neues Wasser hineingießen, und meinte, es sei Alles nur so ausgedorrt, darum gehe es nicht. Und wie die Kunde unter die Leute fuhr, daß man es brennen lassen müsse, wie es brenne und daß, wenn nicht Gott rette und aus der Nachbarschaft schnelle Hülfe komme, Alles verloren sei, da zog ein Schreien und Jammern zum Himmel hinauf und die Leute aus dem Unterdorfe, die noch zu retten vermeinten, ehe das Feuer hinunter komme, stoben davon, im Oberdorfe aber dachte schon kein Mensch mehr daran. Da ging Haus um Haus an, lichterloh brannten schon Schule und Pfarre, daß der Kirchthurm daneben glühend im Feuerscheine wiederstrahlte; immer noch tönte von oben das Sturmläuten, aber lange dauerte es nicht mehr, da erstarb es. Und immer weiter fraß das Feuer und immer war noch keine Hülfe zu ersehen; das Vieh brüllte in den brennenden Ställen, daß es Einem das Herz hätte zerschneiden mögen, und die Menschen standen da in ihrer Ohnmacht und konnten nichts thun, als weinen und beten.

Wie aber die Leute sich so jammernd und heulend durcheinander trieben und Jedes meinte, sein Unglück sei das größte, und Keins daran dachte, daß es noch viel größer hätte werden können, denn noch konnte Niemand sagen, daß ein Menschenleben umgekommen sei — da kam ein Weibsbild hindurch gerannt, nur einen Unterrock über dem bloßen Hemde, hinter ihm drein flogen die Haare und gottesjämmerlich schrie es, daß es Jedem durch's Herz fuhr: „Helft ihr doch, sie verbrennt, sie muß verbrennen! will sich denn kein Mensch erbarmen?“ — „Wer denn, wer denn?“ riefen Männer und Weiber, die es hörten, und liefen trotz des eigenen Jammers herzu. „Die Annelie,

Herr Gott, die Annelie!" schrie das Weib, „sie steckt noch drin und das ganze Haus brennt schon! Schafft doch eine Leiter, helft ihr doch, sie muß ja sonst jämmerlich umkommen! ach daß Gott erbarm!" und da rannte sie wieder retour und Viele liefen ihr nach bis vor Tobias Schmidt's Haus. Da leckte schon das Feuer bis auf ein paar Fenster im Oberstock überall heraus und das brennende Dach wollte jeden Augenblick einstürzen und vor dem Hause stand schon ein Haufen Männer und Burschen und beriethen sich, und Keiner wollte hinan. Neben ihnen aber stand Tobias und schlotterte am ganzen Leibe, daß er sich kaum auf den Beinen erhalten konnte, und wie Christie wieder geschossen kam und unter sie fuhr: „Seid Ihr denn alle lauter Waschlappen, ist denn Keiner da, der ein Herz im Leibe hat?!" da drehte sich Mancher um und ging brummend weg und oben auf dem Dache fing es schon an zu knacken und Tobias konnte keinen Athem mehr kriegen und hielt Christie fest, die die Hände zum Himmel hinauf hob und aufheulte im unendlichsten Jammer.

Und wie es in dem lodernden Dachstuhle immer mehr knackte und sich schon hier und dort ein Balken bog, da kam Einer durch die Menschen gelaufen, dem troff der Schweiß vom Gesichte wie Wasser. Ueber dem Kopfe trug er in der Schwebe die Leiter aus dem Kirchthurme, an der wohl sonst Zwei zu schleppen gehabt hätten. Was dem Einen aber die Kraft gab, das sah man in seinem Gesichte; da funkelten die Augen drin und die Backen glühten und der Mund war zusammengezogen, wie in ungeheurer Angst. Das war aber der Lebrecht, der hatte schon die ganze Zeit gestürmt, weil kein Mensch anders die Gelegenheit aus der Kirche in den Thurm gewußt hatte. Wie er herzu war, warf er die Leiter auf die Erde und nun sprangen Zehn auf einmal bei, um sie an Annelie's Kammerfenster aufzurichten; doch wie es oben von Neuem zu knacken anfing und ein brennender Balken in den Hof stürzte, da stoben sie wieder auseinander. Der Lebrecht aber war die Leiter hinauf, ehe sie sich noch umsahen, das Fensterkreuz mit den gesprungenen Fenstern brach unter seinem Stoße, dicker Rauch quoll heraus, aber schon war er hinein — und

unten standen die Menschen in ängstlicher Spannung und Christie hatte die Hände vor der Brust gefaltet, ließ den Blick nicht vom Fenster und holte kaum Athem, und Tobias hielt sich an ihrer Achsel, denn die Beine wollten unter ihm brechen.

Da fing oben der ganze Dachstuhl an zu schwanken, „er bricht! jetzt!“ riefen die Leute. „Gott im Himmel erbarme dich!“ schrie Christie auf, da erschien Lebrecht im Fenster, die besinnungslose Annelie auf der linken Schulter tragend, mit der rechten Hand hielt er sich am Fenstergesims und stieg sicher heraus auf die Leiter. „Fix, um Gotteswillen fix!“ schrieen die Menschen, und wie der Lebrecht auf den Erdboden trat, da krachte es hinter ihm, prasselnd brach das Dach zusammen und schlug in den Oberstock hinein, daß Rauch und Feuer zu allen Oeffnungen herausprühten und bald das ganze Haus nur eine lodernde Flamme war.

Und wie Lebrecht das Mädchen auf den Rasenfleck legte, wo die Leute standen, da setzte er sich selber daneben, wie halbtodt, und that Athemzüge, als könne er nicht Luft genug in die Brust kriegen. Christie aber fiel über die Annelie her und küßte ihren Mund und ihre Augen und schrie nach kaltem Wasser, daß sie wieder zu sich käme, aber da war nicht einmal ein Topf da, um Wasser beizuholen. Als Tobias sein Mädchen sah, da war es, als käme er erst ordentlich zur Besinnung und finde seine Kraft wieder; und wie Einer meinte, man solle das Mädchen doch vor's Dorf an's Spritzenhaus tragen, da sei Wasser genug, und hier fange es jetzt auch an gefährlich zu werden, da sagte er eifrig: „Ja, an's Spritzenhaus, daß sie nur wieder lebendig wird! Pack' einmal Einer mit an!“ — Annelie wurde fortgetragen und erst am Spritzenhause fiel Christie ein, daß noch Keins dem Lebrecht ein Wort des Danks gesagt habe, aber der war nicht mitgekommen, und soviel sie sich auch nach ihm umsah und, wie Annelie wieder zu sich selber gekommen war, auch nach ihm lief und rief — Lebrecht war nirgends weder zu sehen noch zu hören.

Der Frühmorgen des dritten Pfingstfeiertages brach an und beschien eine Stätte des Grauens und der Verwüstung. Der unterste Theil von Ullerstedt stand noch in hellen Flammen, der oberste war ein Haufen glühender Schutt geworden. Vor dem Dorfe auf dem freien Felde standen und lagen die Leute; die aus dem Oberdorfe, wo das Feuer aufgegangen, kaum auf dem Leibe, was sie zur nothwendigsten Bedeckung gebrauchten; die aus dem Unterdorfe zwischen einzelnen Stücken Vieh und den Habseligkeiten, die sie noch zeitig genug aus ihren Häusern hatten bringen können. Und wie der Morgen weiter herauf kam und Eins das Andere erkennen konnte, da ging das Jammern unter den Weibern von Frischem los, aber auch mancher Mann hätte gern geheult, wenn er nur gekonnt hätte, denn gar Viele, die gestern in Wohlstand vollauf eingeschlafen waren, wußten mit Weib und Kind nicht, was sie heute essen, noch wohin die andere Nacht ihr Haupt legen, und die Vergänglichkeit von Geld und Gut, das ihr ganzer Reichthum gewesen, fuhr Manchem wie ein glühendes Eisen durch die Seele.

Von Frühndorf und von Zäunicke waren die Spritzen angelangt, wie schon keine Hoffnung mehr gewesen war, noch was zu retten; kein Mensch hatte eine Hand dran gelegt. Aber mit ihnen waren auch Leute die Menge gekommen und fanden mehr, als blos die Neugierde zu befriedigen. Brot und Obdach mußte für die Abgebrannten geschafft werden, bis sich anderer Rath fand, und Jedes suchte nach seinen Bekannten und schlug die Hände über den Kopf zusammen und tröstete und versprach Hülfe, wie's möglich wäre. Und wie so Eins zum Andern ging und Eins dem Andern aushalf mit Kleiderzeug und was sonst jetzt am nöthigsten that, da kam ein Zug Menschen vom Dorfe her, und wo er vorbei kam, da wurden die Leute still, still vor dem Maaß des Jammers, das noch größer war als ihres. — Dem das aber auferlegt war, der wußte es auch zu tragen, wie es nur das gottgetreue Gemüth tragen kann — das war der alte Pfarrer, vor dem trugen sie seine todte Frau her. Und Mancher sah seine Frau und seine Kinder an und kam sich nicht mehr so elend vor, und konnte nicht begreifen, warum gerade den alten Mann,

den frommen, rechtschaffenen Mann das Schicksal getroffen. Aber wen der Herr lieb hat, den züchtigt er, und die obenan stehen, werden auserwählt, mit dem rechten Beispiele vorweg zu gehen.

Wie der Zug mitten unter den Menschen war, blieb er halten und die Männer legten die todte Frau in den Klee nieder. Neben dem armen Manne stand der Pastor aus Zäunicke, der war mit dem Wagen gekommen, um den Amtsbruder derweil mit hinüber zu sich zu nehmen, bis für ein anderes Unterkommen gesorgt war. Die Leute rings herum aber hatten die Augen auf ihren alten Pfarrer gerichtet, und wie er den niedergesenkten Kopf in die Höhe hob und mit dem zitternden, blassen Gesichte in den Morgenhimmel hinein schaute und hernach zu den Nächsten sprach: „Kinder, ich will Euch noch ein paar Worte sagen!" da drängte sich Alles herzu und eine Stille wurde es, wie sie oft in der Kirche nicht gewesen war und der Pfarrer holte tief Athem und sagte:

„Der Herr hat uns eine schwere Prüfung auferlegt, meine lieben Freunde, er hat uns viel, gar sehr viel genommen, aber wir wollen nicht murren über das, was er in seinem ewig weisen Rathe über uns verhängt hat. Da oben aus dem blauen Himmel schaut er zu uns herunter und will sehen, wie stark der Glaube seiner Kinder sei, laßt ihn uns nicht kleinmüthig finden, schließt das Vertrauen zu ihm recht fest in Euer Herz; zu ihm, der im Leiden die Seinen erkennt und noch Keinen, der ihm angehangen, verlassen hat. Denkt an Hiob, dessen Glaube nimmer, auch nicht im höchsten Unglück wankte, laßt uns mit ihm in treuer Ergebung ausrufen: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt! Und wenn das Liebste uns verloren gegangen und wenn das Herz zerbrechen und die Seele keinen Trost verstehen will, laßt uns an ihn anklammern, an ihn, die unendliche Liebe —" und da konnte er nicht weiter reden und das Wasser brach ihm aus den Augen und den Leuten allen rollten selber die hellen Tropfen über die Backen, und Mancher, der dagesessen hatte mit stieren, trocknen Augen, dem's auf der Brust gelegen hatte, schlimmer als ein Alp, der ihm die Luft abdrücken will, fing

an zu japsen und zu schluchzen, bis endlich das Heulen kam, nach dem er sich vergeblich gesehnt hatte und ihm das Herz leichter machte. Der Pfarrer aber hatte sein großes Leiden bald niedergekämpft und er hob noch einmal die Augen in die Höhe und sagte mit ruhiger Stimme: „Kinder, wir müssen jetzt auseinandergehen. Haltet fest am Glauben und verzaget nicht, dann wird Euch der Herr die rechten Wege führen und Euch halten mit seiner starken Hand. Wen er aber noch zu größern Leiden ausersehen, der denke, daß das Auge des Vaters vor Allen auf ihm ruht, der lasse sein Herz stark sein, damit es bestehe — je schwerer die Prüfung, desto schöner der Lohn! Laßt uns nun noch mit einander beten." Und damit fiel er nieder auf seine Kniee und hob die Hände zum Himmel und nieder fielen Männer und Weiber und zogen die Kinder mit zu sich herab. Und eine Stille ward es, daß man die Athemzüge hätte hören können. Hinter den Bergen aber war die Sonne heraufgekommen und stand da wie eine Riesenlampe in dem ungeheuern blauen Himmelsdome, hingestellt, dem Gottesdienste zu leuchten, und es war ein Augenblick so feierlich, daß es durch die Herzen bebte, wie die unsichtbare Nähe des Allmächtigen. Und der Pfarrer betete:

„Vater unser, der Du bist im Himmel, geheiligt werde Dein Name! Dein Reich komme! Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden; ja Herr, er geschehe, und kein Murren möge über unsere Lippen kommen. Unser täglich Brot gieb uns heute; gieb es uns, o Gott, die wir in dieser Prüfungszeit auf Dich hoffen und vertrauen, auf Dich, den rechten Vater seiner Kinder! Und vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern! Führe uns nicht in Versuchung, laß die Leidenszahl nicht zu groß über uns hereinbrechen, daß das schwache Herz irre werden möchte an Deiner Vaterhuld, sondern erlöse uns vom Uebel und laß die Sonne Deiner Gnade in unsere Seelen scheinen; denn Dein, Herr, ist ja das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen!"

Und „Amen!" zog es leise durch die knieende Menschenmenge und „Amen, ja, ja, es wird geschehen!" zog es durch die

Herzen und der Friede Gottes hatte sich herabgesenkt, wo kaum noch Jammer und Verzweiflung ihre Stätte gehabt. —

Die Abgebrannten fingen jetzt an nach allen vier Winden auseinander zu gehen, sich Brot und Obdach zu suchen. An dem Wege, der nach Frühndorf geht, standen zwei Weibsleute und ein Mann, die beiden Weibsleute hatten sich um den Hals gefaßt und heulten ganz jämmerlich. Das waren aber Tobias, Annelie und Christie; und Christie wollte von Annelie, und Annelie von Christie nicht lassen. Tobias schaute in das abgebrannte Dorf hinein und ließ den Kopf hängen.

„Siehst Du, Christie, ich will mit Dir gehen, weißt ja doch, daß ich auch arbeiten kann, wie Eine!" sagte Annelie und wischte sich die Augen, die gar nicht trocken werden wollten, „Vater findet geschwinder ein Unterkommen alleine, als wenn ich noch dabei bin."

„Herz-Annelie, das geht nicht!" antwortete Christie, „mein Vater ist ja so gar arm und für's Arbeiten um's Tagelohn bist Du doch nicht gemacht. Ihr geht nach Grünthal zum Vetter Kneiper, bis Rath geschafft ist, daß neu gebaut werden kann!"

Annelie sah sie mit ihren blauen Augen so trübselig an, daß Christie meinte, das Herz müsse sich ihr vor Wehmüthigkeit umdrehen. „Siehst Du, Christie," sagte das Mädchen, „ich wollte so gern auch schwere Arbeit thun und meinetwegen auch hungern, wenn's sein müßte; wenn ich nur nicht nach Grünthal sollte, ich hab' gar kein Zutrauen!"

„Was Du nur von Hungern sprichst!" sagte Christie und wurde ordentlich ärgerlich, „weißt doch, was der Pfarrer gesagt hat? und 's Unglück ist doch noch lange so groß nicht, wie's aussieht. Habt Ihr nicht Land genug und steht die Frucht nicht wunderschön? Ich armes Mensch habe mein ganzes bischen Erspartes eingebüßt und schwatze nicht so kleinmüthig wie Du, als ob kein Gott im Himmel mehr wäre. 's ist nur gut, daß der Pfarrer ein ordentliches Wort gesprochen hat, das ist mir durch's Herz gegangen wie ein kühler Wind durch den Sommerbrand. — Aber ich weiß schon, wo's bei Dir sitzt, und wenn heute 's Dorf noch ständ' und ich wüßte, was ich jetzt

weiß, da sagt' ich kein Wort mehr dagegen. 's ist ein braver Bursch, weiß Gott! und wenn ich ihn wo finde, will ich's ihm sagen, gelt, Annelie?"

Und wie das Christie sagte, fing auf einmal das Mädchen wieder an zu heulen und faßte Christie um den Hals, daß die beinah' selber wieder mit angefangen hätte. „Nicht wahr, ich hab's doch gemerkt? Laß aber nur, mei Annelie!" sagte Christie, „denk' dran, was der Pfarrer gesagt hat, bete recht fleißig zum lieben Gott, wenn der will, wird's Alles gut. Heule nur jetzt nicht," fuhr sie fort und strich ihr die Backen, „geh' mit Deinem Vater nach Grünthal und mach' Dir nicht selber mit Gewalt das Herz schwer. Und nun Adje und vergiß Deine Christie nicht, bis wir uns wiedersehen."

Annelie richtete sich in die Höhe, hielt die eine Hand vor die Augen und gab ihr die andere. — „Adje, Herr Schmidt," sagte Christie zu Tobias, „laßt Euch das Unglück nicht so sehr zu Gemüthe gehen und vertraut auf den lieben Gott!"

„Adje, Christie!" sagte Tobias und gab ihr auch die Hand. „Wenn's einmal wieder bessere Zeit ist, kommst Du doch wieder!"

„Wenn's nur recht bald wär'!" antwortete Christie, „und nu in Gottesnamen adje mit einander. Na, Annelie, heul' nicht!" und wie sie das gesagt hatte, fuhr sie sich selber mit der Hand nach den Augen, drehte sich geschwind herum und lief den Weg nach Frühndorf fort, ohne daß sie sich auch nur ein einziges Mal umgesehen hätte.

„Nu komm', Annelie," sagte Tobias, „'s hilft nichts, wir müssen doch auch fort."

Annelie schneuzte sich, wischte sich die rothgeweinten Augen trocken und ging mit ihrem Vater auf dem Wege nach Grünthal vorwärts.

Wie Christie eine Viertelstunde ihre Straße gegangen war, kam Einer auf dem Fußsteige über das Feld her. Sie hatte so vielerlei Gedanken im Kopfe, daß sie's wohl gar nicht gesehen hätte, wenn der, wie er über den Weg ging, nicht stehen geblieben wäre. „Grüß' Gott!" sagte er, „wo soll's denn zugehen?"

„Herrje, Lebrecht!“ fuhr Christie in die Höhe, „wo kommt Ihr denn her, wo habt Ihr denn gesteckt? ich habe Euch doch gesucht wie eine Stecknadel!“

Lebrecht blieb stehen. „Ich mußte 's Vieh von meinem Pathen weg bringen!“ sagte er und schaute über das Feld hin. „Was macht denn die Jungfer Annelie?“

„Ju! sie ist, Gott sei Dank, wieder frisch auf, sie hat sich auch gewundert, daß Ihr so geschwind fort war't, Ihr habt ihr doch's Leben gerett't — Herrjes! wenn ich noch dran denke! Sie hat hernach viel geheult und nun ist sie mit ihrem Vater nach Grünthal gegangen.“

„So? nach Grünthal?“ sagte der Lebrecht und schaute hinter einem Fluge Tauben drein, als wolle er sie zählen, „nu da, wenn Ihr sie wieder seht, sagt ihr — ich ließ ihr eine vergnügte Hochzeit wünschen. Adje!“ und damit ging er über den Weg 'nüber, den Fußsteig weiter.

Christie war's, als müsse sie ihn retour rufen und müsse ihn fragen, wie das eigentlich gemeint sei, und müsse ihm erzählen, was sie mit der Annelie zuletzt noch gesprochen. Wie sie aber ansetzte, fuhr's ihr durch den Kopf, daß sie doch die Heirathsgeschichte mit dem Vetter seinen Jungen im Dorfe herumgebracht habe, und Gedanken kamen ihr, als könne da wer weiß was draus entstehen, daß es ihr ganz heiß unter der Mütze wurde; und endlich war der Lebrecht so weit, daß sie ihn nicht mehr hätte errufen können. — Sie ging weiter, aber inwendig wurde es ihr so ängstlich zu Muthe, und sie wußte doch nicht recht warum, daß sie meinte, es schwane ihr wohl was Böses; hätte sie doch nur den Klatsch mit der Heirath nicht gemacht, oder hätte sie doch wenigstens dem alten Tobias nicht so zugeredet, mit dem Mädchen nach Grünthal zu gehen; aber mit allem „hätte ich doch“ konnte sie nichts ändern; das Wort, das aus dem Munde geht, ist wie der Stein, den Einer fort wirft, von dem er nicht weiß, was er anrichten kann, wenn er einmal aus der Hand weg ist.

Tobias und Annelie gingen neben einander ihren Weg und Keins sprach ein Wort. Tobias war es ungefähr so zu Muthe, als wie seine Frau gestorben war, oder wohl noch ein

Bischen schlimmer. Die ganze Nacht zog in einzelnen Bildern vor seiner Seele wieder vorüber, und es war ihm, als höre er das Schreien und Prasseln und Jammern noch einmal mit seinen leiblichen Ohren. Hernach dachte er an die Zukunft, was wohl werden solle, wenn Vetter Kneiper nichts für sie thun wolle, und dann fiel ihm die Frucht auf seinen Feldern ein, die so eine gesegnete Ernte versprach, was damit anzufangen sei, und da entstand ein Wirrwarr von Gedanken in seinem Kopfe, daß es wie ein Mühlrad drin herum ging. Und da braucht Keiner zu denken, Tobias sei eine Schlafmütze gewesen. Er war nur Einer, der sich an Glück und Bequemlichkeit gewöhnt hatte, wie ein Anderer, der in seinem Leben nicht barfuß gelaufen ist, an seine Stiefeln oder Schuhe. Wenn der einmal mit bloßen Füßen dasteht, weiß er auch nicht, wo er hintreten soll, hier sticht's und da ist es kalt und erst wenn ihn Eins mitten hinaus auf die Straße stößt, lernt er seine Füße auch ohne Stiefeln brauchen.

Annelie dachte auch an die vergangene Nacht, aber da war nur Eins, aus dem ein trüber Gedanke nach dem andern herauswuchs, wie Zweige und Blätter aus einem Baumstamme. Das Eine aber war Lebrecht. Wie den schlechtesten Menschen hatte sie ihn behandelt und zur Wiedervergeltung hatte er sie aus dem Feuer geholt, wo sich's Keiner mehr getraut hatte. Fortgegangen war er darnach, daß ihn Christie und kein Mensch wiedergesehen hatte, als habe er's blos gethan, daß er sich als tüchtiger Kerl zeigen, mit ihr aber weiter nichts zu schaffen haben wolle. Wäre sie doch nur gestern Abend, nur das eine Mal nicht so häßlich gewesen, meinte sie, es wäre ganz sicher viel anders gekommen. Nun sehe sie ihn am Ende in ihrem Leben nicht wieder, und da sei sie allein dran schuld; und wenn sie ihn ja träfe, und er thue, als kenne er sie nicht, so könne sie auch nichts machen und müsse sich noch dazu in ihre Seele hinein schämen, und da sei sie wieder allein dran schuld — wenn sie doch nur gestern Abend, nur das eine Mal nicht so häßlich gewesen wäre. Ja, wie oft seufzt Mancher, dem eine einzige Handlung die Thür zum Glück verschlossen: Wärst du doch nur das eine Mal anders gewesen!

Die Sonne war hell und klar aufgegangen, an dem Grase und dem Getreide hingen Millionen Thautropfen wie bunte, schillernde Perlen; hoch oben in der Luft schwebten die Lerchen und sangen und trillerten, daß es eine Lust war, und es hätte Eins geradezu ein Stock oder ein Mensch mit einem bösen Gewissen sein müssen, wenn ihm die ganze Pracht von so einem Sommermorgen nicht in die Seele gegangen wäre. Was Annelie gethan hatte, war eben nur was Menschliches, das sie schon bitter genug bereute, und als sie hineinschaute in die freundliche, blühende Gottesnatur, da wurde es auch in ihr selber freundlicher; sie dachte an den vergangenen Abend, wie sie da zum lieben Gott gebetet habe, und wie wohl es ihr dabei geworden sei, und da fiel ihr wieder recht lebhaft ein, was der Pfarr' gesagt hatte, und da meinte sie, es sei doch wunderbarlich, wie der liebe Gott so genau aufpasse, daß er jeden kleinen Gedanken gleich verstände. Gestern Abend habe sie so recht inbrünstig an ihn und an Lebrecht gedacht und in ihrer höchsten Noth diese Nacht sei es Lebrecht gewesen, der ihr beigesprungen — es sei ordentlich, als habe ihr der Herrgott zeigen wollen, daß er sie verstanden habe; aber, meinte sie, sie wolle nun auch auf ihn bauen und vertrauen, und wenn's noch so schlecht komme, und wenn's wieder bis an's Leben gehen solle, wie diese Nacht; er werde ihr schon zu rechter Zeit die Hülfe schicken und — vielleicht noch einmal durch den Lebrecht; hernach wolle sie den aber nicht wieder so von sich lassen.

Und wenn ich nun Einer wäre, der die Geister leibhaftig auf der Welt umherspazieren sieht, so würde ich erzählen, daß ein Engel Annelie's Gedanken genommen und hinauf vor den Himmelsthron getragen habe, als das Gebet eines kindlichen Herzens; daß aber der Allvater noch gar viel darin gefunden, was erst die Leidensprobe bestehen müsse, damit das Gute, wie das Gold im Feuer, sich von dem Uebeln sondern könne — ich will's aber lieber unterwegs lassen, denn es giebt gar zu kluge Leute, die im Stande wären, mich zu fragen, ob ich das selber mit angesehen, daß ich so was erzähle, und mir Ausstellungen an meiner Geschichte machen könnten; wer sie aber

bis an's Ende hört, der wird's merken, daß ich nicht umsonst zu solchen Gedanken gekommen bin. —

Es ging schon stark zu Mittag. Die Luft war heiß und schwül geworden und einzelne schwere Gewitterwolken stiegen am Himmel herauf. Die Beiden waren den Weg neben einander gegangen, ohne daß Eins ein Wort gesprochen hätte; wie sie aber an den letzten Berg kamen, wo es kaum noch eine halbe Stunde bis Grünthal ist, blieb Tobias stehen und beschaute sich den Himmel. Nach Ullerstadt zu war schon Alles so recht schwarzblau umzogen, mittendrin aber standen, wie im Uebermuth hineingefahren, ein paar leichte, glänzend weiße Wolken. Tobias that einen tiefen Athemzug, und wie er sich wieder herumdrehte und weiter ging, sagte er: „Annelie, wir sind bald in Grünthal, sag' mir noch einmal, was der Pfarr' heut Morgen gered't hat."

„Der Pfarr'?" antwortete Annelie, „ja das weiß ich wohl, aber das kann ich nicht so wieder sagen!"

„Nu, sag' mir nur, wie Du's kannst!" meinte Tobias, „ich glaube, 's wird mir besser davon, mir ist gar nicht recht wohl um's Herz. Und wir wollen dabei ein Bischen schärfer zugehen, sonst kommt uns noch das Gewitter über den Hals. Wenn uns nur der liebe Gott ein gnädiges Donnerwetter schenkt."

Und wie sie nun einen schnellern Schritt zulegten, fing Annelie an: Der Pfarr' habe gesagt, man solle nur recht fest auf den lieben Gott trauen, der säße da oben im Himmel und schaue auf Jeden herunter, und je schlimmer er es Einem erst gehen lasse, je besser mache er es mit ihm hernach, und wenn man nur immer recht am Glauben halte, denn er wolle nur zusehen, wie fest Einer drin sei. Und daß er keinen Menschen verlasse, das habe sie vergangene Nacht recht deutlich gesehen, Christie habe ihr ja Alles auf's Punktum erzählt, wenn er da den Lebrecht nicht zu rechter Zeit geschickt und den Dachstuhl nicht gehalten hätte, bis sie aus dem Hause gewesen wäre, so hätte sie jämmerlich verbrennen müssen, und habe er in so großer Noth geholfen, da werde er sie anderwärts auch nicht umkommen lassen.

Ja, sagte Tobias, wenn er auch recht sehr glauben wolle, so wisse er doch gar nicht, wie das Alles werden solle; mit Vetter Kneiper schwane ihm nichts Gutes, und die ganze Frucht stehe auf dem Felde, mit der kein Mensch wisse wohin, und noch Vieles stecke ihm im Kopfe, wo er gar nicht wisse, wie herauskommen und das mache ihm Alles so grausame Angst.

Annelie aber sagte, das meine sie anders; man könne doch dem Herrgott nicht zumuthen, daß er Jeden auf ein Wägelchen setze und hinfahre, wo Jeder hinwolle? Wenn's mit dem Vetter nichts sei, da hätten sie alle Beide noch Arme und Beine, mit denen sie für fremde Leute arbeiten könnten — das mache ihr keine Beschwerde. Und mit der Ernte sei es auch so was Gefährliches nicht, die kaufe ihm, wie heuer das Getreide stehe, Jeder auf dem Stengel ab; und wie's hernach noch werden solle — nu, da werde es auch noch Rath werden; wenn sie aber gar nicht mehr wüßten, wo hinaus, werde schon der liebe Gott kommen, wie diese Nacht bei ihr.

Das höre sich wohl Alles recht gut an, sagte Tobias, und so ein junges Ding wie sie mache sich noch keine rechten Sorgen — da fuhr aber Annelie heraus und wurde ganz roth vor Eifer, sie habe sich wohl Sorgen, und noch dazu große gemacht, wie sie aber in recht schweren Gedanken gesinnt habe, sei ihr der Gedanke an den lieben Gott in die Seele gekommen, sie wisse selber nicht wie, und da habe sie dran festgehalten und da sei ihr das Alles eingefallen, wie sie es Tobias gesagt, und daß das wahr sei, das spüre sie so recht innerlich, sie könne gar nicht sagen wie. —

Da fing schon an der Wind stärker zu ziehen, daß die Bäume am Wege rauschten, den halben Himmel hatten schon die dicken Wolken eingenommen, Grünthal lag aber auch vor den Beiden und die weißen Mauern vom Gute, gleich vorn an der Straße, sahen sie recht hell und heimlich an. Tobias legte noch einen Schritt zu und ehe das Wetter ausbrach, waren sie am Thorwege.

Es war ein stattliches Gut, das Kneiper'sche. An zwei Seiten von dem großen Hofe zogen sich die Ställe hin, links stand das steinerne, zweistöckige Wohnhaus und der Einfahrt

gegenüber, an der vierten Seite, die gewaltige Scheune. Zwischen der Scheune und dem Wohnhause aber konnte man in den weitläufigen Gras- und Baumgarten hineinsehen. Die breite, gemauerte Miststätte, mit einem starken Geländer versehen, zog sich an den Ställen hin und nahm beinahe die Hälfte des ganzen Hofes ein.

Wie Tobias mit seiner Annelie in den Thorweg trat, stand Vetter Kneiper in der Hausthür und beschaute sich das heraufziehende Wetter. Er hatte einen schönen, kommoden Rock, wie man sie im Haus herum trägt, an, ein dunkelrothes Käppchen auf dem Kopfe und rauchte aus einer Pfeife mit einem großen Meerschaumkopfe. — Tobias ging mit seiner Annelie drauf los, nahm seinen dreieckigen Hut vom Kopfe und sagte: „Guten Tag, Herr Vetter!"

„I was Donnerwetter, Schmidt, wo kommt Ihr denn her?" fuhr Kneiper in die Höhe; aber mit einem Male, wie er die Beiden ordentlich anschaute, zog er ein Gesicht wie zehn Stunden schlechter Weg. Solche Kneiper's haben feine Nasen, die riechen gleich vorweg, was Einer will, und Tobias und Annelie sahen freilich nicht aus, als ob sie einen Sack voll Geld brächten. Annelie hatte einen geflickten Rock an, den ihr eine von den andern Abgebrannten geschenkt hatte, ging barfuß und hatte nicht einmal eine Mütze auf dem Kopfe. An Tobias' Kleiderzeug konnte man's aber auch sehen, daß es nicht für einen Besuch zum dritten Feiertag gemacht war.

„Wir kommen von Ullerstadt, Herr Vetter!" sagte Tobias, „das ist die Nacht bis auf den letzten Sparren abgebrannt und da sollt Ihr uns derweile aufnehmen, bis wir erst wissen, was nun zu machen ist."

Kneiper nahm seine Pfeife aus dem Munde und strich sich mit der Hand über das Kinn, vermuthlich, daß man nicht sehen sollte, wie's noch länger geworden war. „Abgebrannt seid Ihr, Schmidt? Das ist also Ullerstadt gewesen, wo wir heut Morgen noch das Feuerzeichen gesehen haben?" sagte er endlich langsam und blieb breitbeinig in der Thür stehen, „und Alles verbrannt?"

„Ju! wir würden sonst wohl in einem andern Anzuge

kommen!" antwortete Tobias, „wir wollen uns aber nicht faul bei Euch hinlegen, wir wollen gerne alle Arbeit mit thun und es soll ja auch nur vor's Erste sein, bis wir wo anders hin wissen."

Kneiper sah die Beiden an und fuhr hernach mit den Augen nach dem Himmel, steckte die Pfeifenspitze in den Mund und nahm sie wieder heraus. „Das ist eine verfluchte Geschichte!" sagte er endlich, „ich habe meine Noth so schon, daß sie mir bis obenan steht. Vergangenen Sonnabend hat der Roggen kaum zwanzig Thaler gegolten und man denkt, er muß alle Tage noch billiger werden; ich hab' aber noch alte Frucht liegen, wo ich noch gar nicht weiß, wie viel ich Schaden mache. Arbeit giebt's jetzt aber auch wenig, ich schaffe so jetzt alle unnütze Leute fort — ich weiß Gott verdella nicht, was sich da thun läßt."

„Nu, Herr Vetter!" sagte Tobias und das Blut stieg ihm in's Gesicht, „Ihr werdet uns doch nicht von der Thür weisen? Wir sind ja doch Freundschaft, und so arm, wie Ihr denkt, bin ich auch noch nicht. Ihr wißt doch, wie heuer das Getreide steht, wenn Ihr mir nun die Ernte auf dem Stengel abkaufen wollt, so sage ich nicht ne! und will Euch gerne eine Vergütung geben, daß Ihr uns jetzt bei Euch aufnehmt!"

Kneiper blieb so dickfellig stehen, wie er stand, blies große Rauchwolken in die Luft und sah in die Gewitterwolken, die immer weiter heraufrückten.

„Von wegen der Freundschaft ist es gar nicht so gefährlich," sagte er, „der Bruder Eurer seligen Frau war der erste Mann von meiner Schwester; 's ließe sich indessen mit der Ernte schon hören. Schaut aber einmal dort hinter, dort wo das Wetter niedergeht; seht Ihr die gelbe Wolke? Das ist Hagel, so wahr ich lebe! und das ist gerade da, wo heute Nacht das Feuerzeichen war!"

„Behüt's Gott, das ist wohl nicht andem!" antwortete Tobias, aber aus seinem Gesichte ging alles Blut, als er Kneiper's Finger nachschaute.

„Das ist wohl andem und Ihr werdet mir nicht sagen, was Hagel ist oder nicht!" rief Kneiper, „wenn Ihr aber noch

ein Bischen Vernunft habt, müßt Ihr einsehen, daß wir hier vor dem Unglück auch nicht sicher sind, und daß man bei so schlechten Zeiten, für nichts und wieder nichts, sich nicht noch obendrein eine Last auf den Hals laden kann."

Annelie hatte die ganze Zeit ruhig neben Tobias gestanden und hatte nur mit einem bitterbösen Blicke dem alten Kneiper in's Gesicht gesehen. Jetzt aber stieß sie ihren Vater an. „Laß doch den alten Geizdrachen!" sagte sie, „wir finden noch allerwegs ein Unterkommen und Hülfe. 's ist noch gar nicht ausgemacht, daß das gerade über unserer Flur hagelt, 's sieht mir viel eher aus, als käm's über Wieserode oder noch weiter hinaus und wie schlimm oder gut das Wetter ist, weiß man auch noch nicht."

„Meinst Du?" fragte Tobias und holte tief Athem. — „Ja, ja, Ihr werdt's schon sehen; macht nur, daß wir dahier wegkommen!" drängte Annelie, „hier wird mir's ganz himmelangst!"

Da fingen an die Strohhalme im Winde zu tanzen, aus dem Garten hörte man das Rauschen der Bäume und schon fielen einzelne große Tropfen nieder. Tobias aber ging noch nicht. „Also Ihr wollt uns in dem Wetter von der Thür weisen?" fragte er, „na, so vergelt's Euch Gott, wie Ihr's verdient. Weil ich aber doch nu einmal da bin, so gebt mir wenigstens die fünf Thaler, die sich gestern Euer Verwalter bei mir geborgt hat. Die werd't Ihr mir doch wohl nicht verweigern, er hat sie auf die Kuh geholt, die er für Euch gekauft hat!"

„Was? fünf Thaler? und meinem Verwalter?" schrie Kneiper und schob sein Käppchen auf den Hinterkopf, „das Ding ist spaßig! Ihr denkt wohl Geld von mir zu schlucken, weil's nichts mit dem Dableiben ist? Ich hab' meinen Verwalter schon vor acht Tagen weggejagt, also kann auch Keiner für mich eine Kuh kaufen und sich Geld dazu borgen. Wem Ihr's gegeben habt, von dem laßt's Euch wiedergeben."

„Aber, Herr Vetter, er hat's ja doch gesagt und hat auch noch eine Bestellung dazu gebracht und wenn Ihr mir's nicht gebt, hab' ich ja nicht einmal einen Groschen, daß wir

uns könnten was zu essen kaufen, wir haben so heute noch keinen Bissen im Leibe!"

„Geht mich gar nichts an und nun laßt mich ungeschoren!" sagte Kneiper und machte Miene in's Haus zu gehen.

Da kam hinter dem Hause ein feines Kerlchen her, hatte eine grüne Jagdmütze verwogen auf dem Kopfe, einen schwarzen Schnurrwichs unter der Nase, eine Reitpeitsche in der Hand und Sporen an den Stiefeln. Der pfiff und klatschte dazu, ging an den Beiden vorbei und in's Haus hinein, als säh' er sie gar nicht; Annelie aber meinte gerade, nun stehe es ihr oben 'ran und nun könne sie das nicht mehr so mit anhören, und als sich Kneiper herum drehte, sagte sie: „Wart't einmal, Herr Kneiper, erst will ich Euch noch was sagen. Ihr seid der allergrößte Geizdrache und der schlechteste Mensch, den 's nur auf der Welt geben kann. Wie wir noch reich waren, da kamt Ihr zu uns und ich sollte Euern Fritz mit Gewalt heirathen, aber blos wegen des Vermögens; nun sind wir arm geworden, nun wollt Ihr nicht einmal Freundschaft mit uns sein, wollt meinen armen Vater noch für seine Gutwilligkeit um die paar Thaler bringen; pfui, sag' ich. Wenn ein ganz Stockfremder zu uns gekommen wäre, dem's so gegangen hätte, wie uns alleweil, wir hätten ihn nicht so fortgeschickt; schämen müßt Ihr Euch! und wenn Euch der liebe Gott einmal noch schlimmer heimsucht, so denkt, Ihr habt's an uns verdient. Kämt Ihr hernach noch zu uns, wir würden's nicht so machen wie Ihr, und wenn ich Euch jetzt 's größte Unglück über den Hals wünschte, so geschäh's nur, daß ich's Euch zeigen möcht', wie man mit armen Leuten, noch dazu aus der Freundschaft, umgehen muß. Nun kommt, Vater!" Und damit faßte sie Tobias unter den Arm und wollte mit ihm fort.

Wie Annelie so angefangen hatte loszuziehen, hatte sich der mit dem Schnurrwichs im Hause umgedreht und hoch aufgehorcht, hatte in Annelie's bitterböses Gesicht, in das der Zorn wie helle Morgenröthe gestiegen war, in ihre blitzenden Augen gesehen und wie sie nun ihren Vater in den Arm faßte und fort wollte, kam er mit einem Schritte in die Thür und sagte: „Sind denn das die von Ullerstadt, wovon Ihr zu mir gesprochen habt?"

„Nu ja! Hast Du was dawider?“ antwortete der alte Kneiper verdrießlich, „jetzt ist es aus damit, sie sind vergangene Nacht abgebrannt und geh'n jetzt betteln!“

„Und die wollt Ihr so fortschicken? Da sprech' ich auch ein Wort, das Mädel ist schon viel zu hübsch, als daß man sie ohne Weiteres von der Thür wiese.“ Und damit war er mit zwei Sätzen den Beiden nach.

„Vetter Schmidt, Ihr werdet doch Spaß verstehen und nicht denken, daß wir Euch mit Eurem Mädchen so wegschicken?“ sagte er. „Und dahier, meine kleine Annelie, Donnerwetter, was ist das Mädchen groß und hübsch geworden, laß Dich doch nur einmal anschauen!“

Tobias sah ihm ganz verblüfft in's Gesicht und selber Annelie mochte nicht gleich wissen, wie das zu nehmen sei; als er ihr aber mit der Hand unter das Kinn greifen wollte, fuhr sie mit zornigen Augen zurück. „Bleibt mir vom Leibe mit Eurem Spaße!“ sagte sie, „solche Art versteh'n wir nicht, laßt uns nur ganz ruhig unserer Wege gehen!“

„Oho, Mühmchen, nur nicht gleich zum Himmel hinaus!“ lachte er, „komm her, gieb mir einen Patsch, wir werden schon besser bekannt werden. Na, Vetter Schmidt, kennt Ihr mich auch nicht? Ich sollte ja dahier den kleinen Trotzkopf heirathen, der mich nicht haben will!“

Tobias sah ihn noch immer an, als könne er nicht begreifen, was der sprach. „Seid Ihr denn der Fritz?“ fragte er endlich.

„Ja freilich!“ antwortete der, „und nun werdet Ihr doch wohl einsehen, daß ich Euch nicht so fortlassen kann? Kommt nur herein, da wollen wir weiter reden!“

„Vater, wir gehen fort!“ drängte Annelie, „das ist mir hier nicht richtig! wir wollen schon anderswo unterkommen!“ Tobias aber wischte sich die Regentropfen von seinem Rockärmel und wußte nicht was machen. „Sollen wir denn in dem Wetter weiter laufen, wenn's nicht sein muß?“ sagte er.

„Ja, macht doch hier nur nicht so viel Geschichten und spielt nicht die Uebelnehmschen!“ meinte Fritz, „das regnet ja immer ärger! Ihr wißt doch, wie mein Alter ist,“ sagte er

heimlicher, „nu also! Umgekehrt, allo Mühmchen!“ und damit faßte er Tobias bei der Achsel und führte ihn nach dem Hause. Annelie aber kam erst hinterdrein, wie sie sah, daß das ihrem Vater gerade recht schien und daß er wohl nicht mit weggegangen wäre, wenn sie auch darauf bestanden hätte.

Kneiper stand in der Thür und zerbiß beinahe seine Pfeifenspitze vor Wuth. Wie nun sein Fritz mit den Beiden näher kam und sagte: „Nicht wahr, Vater, Ihr habt nicht gemeint, daß die jetzt gleich fort sollen und da mitten in's Wetter hineinkommen!“ schoß er dem erst einen Blick zu, als wolle er ihn damit todt machen; hernach sah er stier in die Wolken und fing an zu sprechen, daß es klang, als wenn Einer auf der Klarinette überschnappt, oder als wenn ein junger Kickelhahn das Krähen lernt: „Wenn sie absolut nicht anders wollen, so können sie ja warten bis der Regen vorbei ist!“ und damit drehte er sich um und lief mit erbostem Gesichte in's Haus.

Fritz machte die Unterstube auf und schob Tobias mit seinem Mädchen hinein. „So!“ sagte er, „nun wollen wir auch was zu essen beischaffen. Laßt Euch nur das Gesicht von meinem Alten nicht kümmern, ich habe hier auch ein Wort zu reden, und wenn er sieht, daß es nicht anders ist, wird er sich schon zufrieden geben. Na, Mühmchen,“ fuhr er fort und sah Annelie mit ein paar Augen an, daß der das Blut in's Gesicht trat, „soll ich noch immer keinen Patsch haben?“

Annelie sah weg und gab ihm ihre Hand. Es war ihr Alles so widerwillig und ängstlich, daß sie viel lieber im Regen fortgegangen wäre, und wie Fritz zur Stube hinausging, sagte sie zu ihrem Vater: lange halte sie es hier nicht aus, was er denn gesinnt sei zu machen?

Ju, man müsse zusehen, wie der Hase laufe, meinte Tobias, der Fritz scheine ihm hier das Heft in der Hand zu haben und wenn der machen könne, daß sie dablieben, da sehe er nicht ein, warum sie erst noch in der Welt herumlaufen sollten. Ob sie denn was Besseres wisse, daß sie so kürisch thue?

Annelie drehte sich um und sah zum Fenster hinaus. Da ging mit einem Male vor der Thür ein Spektakel los, daß Mancher seine wahre Schinderfreude dran gehabt hätte.

„Ich will doch einmal zusehen, wer Herr im Hause ist!“ schrie Kneiper, „und ob ich alles Lumpenpack aufzunehmen brauche, wenn ich nicht will. Weg dahier, Marthe, oder 's wird nicht gut!“

„Seid Ihr denn nicht gescheid, daß Ihr so brüllt?“ rief sein Fritz dazwischen, „wollt Ihr nicht lieber vor Habsucht gleich ein Bischen überschnappen? Die Leute bleiben hier, ich mag nicht Schimpf und Schande von Euch mittragen und wenn Ihr noch viel Krakehl macht, da vergeß' ich, daß Ihr der Mann von meiner Mutter gewesen seid und werde Euch zeigen, wem eigentlich das Ganze hier gehört!“

„I so soll doch gleich ein Donner- und Hagelwetter 'neinschlagen, von meinem eigenen Sohne solche Malicen!“ schrie der Alte wieder; da ging eine Thür auf und schlug wieder zu, und man hörte nichts mehr. Vermuthlich hatte Fritz seinen Vater in eine andere Stube hineingezogen.

In die Stube aber, wo Tobias saß und mit beiden Ohren zuhörte, trat eine alte Frau, hatte Brot, Wurst und Schnaps im Arme und setzte das auf den Tisch. „Das ist einmal wieder ein Spektakel!“ sagte sie. „Herrje, Herrje! was nur die Leute denken müssen! Gut Tag auch mit einander!“

„Schön Dank!“ sagte Tobias kleinmüthig, „'s wäre wohl am besten, wenn wir machten, daß wir fortkämen, als daß unsertwegen solcher Zank und Unfriede wird.“

„Ach, ne! bleibt Ihr nur ganz stille da, das vergeht schon wieder,“ sagte die Frau, „ne, so ein Spektakel, und noch dazu vor fremden Leuten! und das geht nun alle Tage so; was der alte Herr zu genau ist, das ist der junge Herr zu locker, da kann's gar nicht anders kommen. Da ist hier derweil was bis zum Mittagsbrot. Wohl bekomm's!“

„Vater,“ sagte Annelie, wie die alte Frau wieder zur Thür hinaus war, „wir bleiben nicht da; ich hab' eine Angst, daß ich's gar nicht sagen kann.“

„'s wird wohl am Ende nicht anders!“ meinte Tobias und sah in die schweren Wolken hinaus, „wir wollen aber nur den Regen abwarten.“

Annelie antwortete nicht, und Tobias sprach auch kein

Wort weiter. Jedes hatte mit seinen eigenen Gedanken zu thun. Draußen aber fing es an zu gießen, was vom Himmel herunter wollte.

Es giebt Zeiten, wo es Einem ist, als mache das Leben einen Abschnitt, gerade so wie wenn ich dahier in meiner Geschichte einen Strich mache und von was Neuem anfange. Da steht man vor der Zukunft, wie vor einem geschlossenen Thore, und es ist Einem bange, mehr als andere Tage, was wohl dahinter liegen mag, Gutes oder Böses; da zieht Einem das ganze eigene Leben wie einzelne Bilder vor der Seele vorbei, und wessen Leben nicht rein war, dem wird das Herz schwerer, als es ihm je seines Thuns halber geworden, daß er beinah' davor erschrickt, und die Erkenntniß kommt über ihn, wie ein gewappneter Mann.

Gerade so war es der Annelie heute; sie wurde aber gar bald aus ihren Gedanken aufgestört, denn Vetter Fritz trat wieder in die Stube und verwunderte sich, daß noch Keines was gegessen hatte. Wie nun Tobias meinte, es sei ihnen aller Hunger vergangen, sagte er:

„Ihr bleibt mit Eurer Annelie hier, Schmidt, und macht Euch keine Angst weiter; ich habe mit meinem Alten ein ordentliches Wort gesprochen. Der Verwalter ist fortgejagt, und da könnt Ihr derweile für ihn eintreten; Annelie hilft aber unserer alten Marthe in der Wirthschaft, das thut so Noth. Na, Mühmechen," fuhr er fort und trat an sie heran, „ist es so recht?"

Dabei wollte er ganz zuthunlich seinen Arm um ihren Leib legen; wie die es aber merkte, drehte sie sich kurz herum und stellte sich neben Tobias. „Wenn mein Vater da bleiben will, so kann ich's nicht ändern!" sagte sie, ohne ihn mit einem Blicke anzusehen.

„Nu, nu, Mühmechen, brauchst nicht so patzig zu thun!" lachte Fritz, „wenn wir in einem Hause wohnen sollen, müssen wir schon zusehen, daß wir hübsch freundlich mit einander hinkommen; ich mein's nicht böse. Nu, Schmidt, wie steht's!"

„Ju, wenn's so anginge und wenn kein Zank und Unfriede draus würde, da wär's ja wohl gut für uns," antwortete Tobias, „wir wüßten ja so nicht gleich, wo anders hin."

Fritz aber meinte, wegen des Unfriedens sollten sie sich keinen Kummer machen, er wolle schon Alles einrichten, wie's sein müsse, und die Sache war abgemacht. — Tobias kam in die Stube, wo der Verwalter gewohnt hatte, und Fritz meinte, wenn ihm was fehle, solle er es ihn nur wissen lassen. Da fing Tobias an zu husten und sagte, seine Tabackspfeife wäre ihm mit verbrannt, und wer sich einmal dran gewöhnt hätte dem werde es ordentlich übel, wenn er den ganzen Tag so herumgehen solle. — Nu, davor sei bald Rath geschafft, meinte Fritz, und nach einer Viertelstunde hatte Tobias schon eine schöne Pfeife, mit einem gemalten Kopfe und einer Spitze, auf die es sich wie auf pures Eisen biß, im Gesichte stecken, und wie er wieder den Dampf vor sich herblasen konnte, kam ihm sein Unglück gar nicht mehr so schrecklich vor.

Die alte Marthe war mit Annelie in ihre Kammer gegangen und brachte ihr ganzes Kleiderzeug herbei, daß sich das Mädchen aussuchen sollte, was es gerade brauchen könnte; wenn Manches nicht recht paßte, sollte sich Annelie nur nicht kümmern, sagte sie, der junge Herr hätte versprochen, daß sie morgen Alles haben solle, wie sich's für sie schicke. So viel Marthe aber auch schwatzte, so still war Annelie, und endlich drehte sie sich gar weg und trat an's Fenster, daß die Frau ganz verdutzt fragte, ob ihr das Unglück noch so im Sinn liege, oder was sie sonst vorhabe? — Annelie biß eine ganze Weile die Zähne auf die Unterlippe, als könne sie's gar nicht sagen, was ihr fehle; mit einem Male aber holte sie tief Athem, drehte sich herum und fing an: „Nu, ich will's Euch ehrlich sagen, Frau Marthe, Ihr dürft mir's aber nicht für Dummheit oder Undankbarkeit auslegen, ich stehe hier da, wie ein Waisenkind, und wenn ich mich nicht selber vorsehe, rath't mir sonst Niemand. Das ist mir hier Alles nicht richtig; der Alte möchte uns am liebsten wieder zum Hause hinaus jagen; er sagt's aber doch wenigstens, wie er's meint. Der Junge macht ein freundliches Gesicht, aber wenn ich ihm in die Augen sehe, wird mir's himmelangst und 's ist mir, als müßt ich's merken, wo er eigentlich 'naus will. Ich wär' schon lange nicht dageblieben, wenn's nicht wegen meines Vaters geschäh', ich wollt

aber lieber, wir wären wer weiß wo hingegangen, als gerade hierher."

„Jungfer!" sagte Marthe und kam ihr einen Schritt näher, „schrei Sie nicht so und lasse Sie das einmal jetzt gut sein. Sie ist ein gescheidtes Mädchen, die selber merkt, wie die Vögel pfeifen, da brauche ich Ihr weiter nichts zu sagen; Sie braucht sich da aber auch keine Beschwerde zu machen. Der junge Herr ist lange Zeit in der Stadt gewesen und ist da ein Bischen ein lustiger Finke geworden, wenn man das aber weiß, kann man sich schon davor in Acht nehmen, und nun will ich Ihr noch was sagen. Wer die Leiter 'nauf will, fängt bei der untersten Sprosse an. Hätte so manches Mädchen, das in's Unglück gekommen ist, nicht erst die zuckersüßen Worte angehört, sich nicht die Hand drücken lassen und wieder gedrückt, hernach das Maul hingehalten und so fort, da wär's mit Keiner so weit gekommen. Nu mache Sie sich keine so große Sorge weiter und denke Sie, daß ich im schlimmsten Falle auch noch da bin!" —

Als Annelie sich denselben Abend, zum ersten Male in ihrem Leben im fremden Hause, neben der alten Marthe in's Bett legte, konnte sie nicht einschlafen, sie mochte sich drehen und legen wie sie wollte, und kaum, daß es wie eine Art Schlaf über sie gekommen war, fing sie an zu träumen, bald daß das Haus wieder brenne, bald daß der alte Kneiper ihren Vater todt machen wolle, bald daß der junge Vetter in die Kammer komme und sie nicht schreien und sich nicht rühren könne, und da fuhr sie jedesmal hoch auf und mußte sich erst besinnen, wo sie eigentlich sei und graute sich die Augen wieder zuzumachen und endlich bekam sie eine Angst und eine Beklemmung auf's Herz, daß sie glaubte, kaum davor bleiben zu können. Und wie sie nun gar nicht mehr wußte, was machen, um Ruhe zu kriegen, da meinte sie, sie wolle an den lieben Gott denken; und da faltete sie die Hände vor der Brust und fing an zu sinnen, ob er sie wohl auch in der dunkeln Nacht sehe und auf sie merke, jetzt wo er doch so viele Menschen auf der Erde im Schlafe behüten müsse; und je weiter sie sann, je mehr war es ihr, als müsse der Herrgott ihre Gedanken ver-

stehen, und immer klarer wurde es ihr inwendig, und immer geringer schien es ihr, was sie im schlimmsten Falle treffen könne und still war sie endlich eingeschlafen, sie wußte es selber nicht.

Ein paar Tage mochten vergangen sein, seitdem die Beiden auf dem Gute waren, und Tobias wie Annelie hatten sich fast schon eingewohnt und in ihre Geschäfte gefunden. Tobias ging mit dem jungen Vetter und dem Großknechte im Felde herum, ließ sich Bescheid auf den Böden und in den Ställen geben und meinte hernach Abends zu Annelie: der Fritz sei doch ein schnurriger Kerl, der könne erzählen, daß es nur so eine Art habe; von der Wirthschaft verstehe er freilich so viel, wie der Esel vom Tanzen, aber das könne sich noch bald genug finden, und wenn er die Annelie jetzt noch haben wolle, sei es doch nicht zu verachten, er habe schon von Weitem so gestichelt. Wie da aber Annelie sagte: Tobias solle sie nur damit jetzt in Frieden lassen, sie habe alleweil keine Gedanken zum Heirathen, und den Fritz zu heirathen erst recht nicht, da meinte er: er wisse gar nicht, was sie nur gegen den habe. Gut sei er doch auch; erst habe er sie in's Haus genommen und sich noch mit seinem Vater drüber verzürnt, und hernach, wie die Nachricht gekommen wäre, daß es mit dem Hagelschlag nicht viel zu bedeuten gehabt, habe er ihm gleich versprochen, er wolle ihm einen Käufer für die Ernte verschaffen. — Wenn aber Annelie mit deutlichen Worten drüber hätte Rechenschaft geben sollen, hätte sie es selber nicht gewußt. Sie wußte nur, daß, wenn der Fritz derheim war, er ihr auf Tritt und Schritt nachging; war sie in der Küche allein, da wollte er eine Kohle auf seine Tabackspfeife legen, war sie im Stalle, da suchte er einen Strick oder wollte den Misthaken einmal brauchen, und jedesmal hatte er mit ihr zu schwatzen und zu sponsiren, und wenn sie dumm that, fing er an zu lachen und Witze zu machen, daß sie manchmal zu ihrem größten Aerger selbst das Lachen nicht hatte lassen können. Und bei alledem wäre nichts weiter gewesen; in Annelie's Seele lag aber die Furcht vor was Schlimmerm, und manchesmal Abends, wenn sie mit ihrer Arbeit fertig war, draußen auf der Bank vor der Thorfahrt saß,

an die Vergangenheit und an die Zukunft dachte, wenn da, ohne daß sie es wolle, Lebrecht mit seinen ernsthaften, braunen Augen vor ihrer Seele stand, und Fritz kam dann aus dem Dorfe heim, sagte: „Guten Abend, Mühmchen!“ und schaute sie mit seinen pfiffigen Augen an, da fuhr ihr jedesmal ein Widerwille durch's Herz, daß sie am liebsten gleich aufgestanden und fortgegangen wäre. — Und wer einmal was gegen einen Menschen oder eine Sache hat, der sieht und spürt auch immer mehr als andere Leute. —

Der alte Kneiper war den Tag nach Pfingsten fortgeritten, ob aus Aerger oder wegen eines Geschäfts, das wußte kein Mensch, und wie er wiedergekommen, war er muckisch im Hause herumgegangen, hatte mit seinem Fritz kein Wort gesprochen und gethan, als sähe er die beiden Ullerstädter gar nicht. — Annelie kam das gerade vor, als wenn ein Gewitter im Anzuge ist; man sieht noch nichts am Himmel, aber man spürt's in allen Gliedern. Was es geben werde, das wußte sie freilich noch nicht, aber sie konnte den ganzen Tag eine heimliche Angst nicht los werden, und wie Abends der Fritz ihr einmal wieder in den Kuhstall nachgeschlichen kam und mit Gewalt einen Schmatz von ihr haben wollte, da ließ sie den abfahren, wie sie's wohl zu einer andern Zeit nicht so grob gethan hätte.

Den andern Tag sagte die alte Marthe, sie wolle zu ihrer Schwester im Dorfe, die sei todtkrank, und sie müsse bei ihr wachen; sie wolle den Kammerschlüssel mitnehmen, daß Annelie nicht aufzustehen brauche, wenn sie in der Nacht heim komme. —

Der Mond stand hell am Himmel und sah auf die Erde herunter, wie das Auge einer Mutter, die ihr schlafendes Kind bewacht; Annelie saß noch an ihrem Kammerfenster und machte sich schwere Gedanken über die Zukunft.

Wie sie so dasaß, hörte sie mit einem Male ihren Vater im Hofe reden, gleich darauf auch die Stimme vom alten Kneiper und die klang gerade nicht, als ob er mit dem groß freundschaftlich wäre.

„Nu!“ sagte Tobias, „was stellt Ihr Euch denn in der Nacht noch dahier her, daß man einen ordentlichen Schrecken kriegt?“

„Sooo?!“ machte Kneiper, als ob das Wort eine Elle lang wäre, „am Ende soll ich Euch wohl noch fragen, was ich in meinem eigenen Hause machen kann? Hier bin ich Herr, versteht Ihr mich? Und von wegen dem Erschrecken — wer ein gutes Gewissen hat, braucht nicht zu erschrecken; was habt Ihr denn mit der brennenden Laterne und noch dazu bei Mondenschein da hinten 'rum zu suchen?“

„Euer Fritz hat mir den Verwalterdienst übergeben, wenn Ihr's noch nicht wißt,“ sagte Tobias, „da muß ich Abends noch einmal nach dem Rechten sehen und weiter hab' ich nichts gethan; weil's mir aber war, als hört' ich was hinter der Scheune, und weil der Mond nicht hierher scheint, da habe ich die Laterne angebrannt und nachgeschaut! Das ist es, und nun möcht' ich wissen, was Ihr eigentlich gedacht habt!“

„Ich kann denken, was ich will, das geht Euch nichts an, ich bin Herr im Hause und das sollt Ihr bald merken!“ krähte Kneiper und ging hinter nach der Scheune; Tobias sah ihm nach, schüttelte dann langsam den Kopf und ging in's Haus. Annelie aber, die Alles mit angeschaut und angehört hatte, wurde es noch trüber zu Sinne. Was nur der Alte im Gedanken habe, meinte sie, denn umsonst gehe er ihrem Vater nicht nach; es sei doch grausam, wenn man immer in solcher Angst leben müsse; wenn sie doch der liebe Gott nur von dem Gute wegführen wollte, hier werde es nimmer gut für sie. Sie stieg in ihr Bett, ohne sich ordentlich auszuziehen, und blieb da noch lange, den Kopf auf die Arme gestützt, aufrecht sitzen, schaute in den hellen Nachthimmel hinaus und sann, wie sie's wohl anfange, daß sie ihren Vater von hier mit fortbringe und was sie wohl hernach am besten thäten, bis der Schlaf ihr über die Augen kam und sie sich mit einem tiefen Seufzer zurücklegte.

Sie hatte noch nicht gar lange geschlafen, da ging behutsam die Kammerthür auf und mit leisen Schritten kam Eins herein. Annelie hörte es noch und verwunderte sich, daß Marthe schon so früh wiederkomme. Wie sie nun die Augen aufmachte und der einen guten Abend bieten wollte, da bog sich über sie ein Gesicht mit einem schwarzen Schnurrwichs, und ein paar

Augen sahen sie an, die ordentlich im Dunkeln leuchteten, und Annelie, wie sie erkannte, wer's war, that einen Schrei, den man gewiß durch zehn Stuben gehört hätte, wenn sich nicht der Schnurrwichs blitzschnell auf ihren Mund gedrückt hätte. Und dazu legten sich ein paar Arme um ihren Leib, und Annelie war's, als wolle ihr das ganze Blut zum Kopfe hinaus, als müsse sie geradezu auseinandergehen vor Zorn und Scham; und in Fritze's Gesicht hinein fuhren die Fäuste, daß man gewiß den andern Tag noch die Flecken gesehen hat, und wie eine Stahlfeder, die Einem unter der Hand fortspringt, schnellte sie zwischen seinen Armen und aus dem Bette heraus und packte mit beiden Händen desperat nach dem, was am nächsten war, nach dem hölzernen Schemel vor ihrem Bette. Die Stimme war ihr erstickt von einer Wuth, vor der sie beinahe keinen Athem kriegen konnte, und so hieb sie gerade drauf los, daß der Musje bis an die Thür zurückprallte; wie sie aber nachsprang und zum zweiten Male ausholte und meinte, er werde nun machen, daß er aus der Kammer komme, da faßte er zu, riß ihr den Schemel aus der Hand und ehe sie sich noch besinnen konnte, fühlte sie schon wieder seine Arme um ihren Leib.

„Hülfe, Hülfe!" schrie Annelie und packte mit beiden Händen, wo sie hinkam, „Hülfe, ich schreie Feuer!" wie sich aber Fritz an nichts kehrte und sie wie vorhin wieder zum Schweigen bringen wollte, da kam's über Annelie wie eine ordentliche Verzweiflung; mit einem Ruck war sie frei, riß das Fenster auf und schrie hinaus, was sie schreien konnte: „Feuer, Hülfe, Feuer!"

„Bist Du denn verrückt, Mädchen?" rief Fritz und wollte sie vom Fenster reißen, aber wie in Todesangst hatte die sich an den Rahmen festgeklammert und schrie: „Hülfe, Feuer!" hinaus, bis zuerst Einer von den Knechten aus dem Pferdestalle stürzte, und dann der alte Kneiper, mit der Zipfelmütze auf dem Kopfe, zum Fenster herausgefahren kam — aber, was war das? Wie durch Annelie's Feuergeschrei herbeigerufen, zog's mit einem Male wie ein rother Streifen über der Scheune hin, ein spitziges, dünnes Flämmchen stach in die Luft, noch

einmal fuhrs heraus und nun kam dicker Rauch nachgequollen. „Da, da, die Scheune brennt, Feuer!“ brüllte Kneiper aus seinem Fenster; Fritz sah, ganz bleich vor Schrecken, einen Augenblick hin und sprang hernach zur Kammer hinaus. Annelie aber wurde es, als finge das Haus und der Hof und die ganze Welt an, mit ihr rundum zu gehen, schwarz wurde es ihr vor den Augen, und wie zusammengebrochen stürzte sie auf den Erdboden.

Die Sonne stand am andern Morgen schon hoch am Himmel, als Annelie erst wieder recht zu sich selber kam. Sie lag auf ihrem Bette und neben ihr stand die alte Marthe, die die Hände zusammenschlug, einmal um das andere „ach Du lieber Gott, Du lieber Gott!“ schrie und sich bethat, als könne sie vor Jammer gar kein anderes Wort herausbringen. In Annelie's Kopfe sah es so wüst aus, wie früh Morgens in einer Schenkstube, wo Abends zuvor eine General-Prügelei gewesen; sie konnte noch gar keinen Gedanken fassen. Da klang's auf einmal aus dem Hause herauf, wie wenn ein paar Säbel in den Scheiden rasseln; Pferde trappelten und Marthe schrie von Frischem auf: „ach Du lieber Gott, Du lieber Gott!“ und schlug die Hände in einander und sprang jammernd an's Fenster. Durch Annelie's Seele fuhr es wie ein ungeheures Unglück, wie etwas Furchtbares, das sie selber noch nicht kannte, das jagte sie auf von ihrem Bette und der alten Frau an die Seite. Im Hofe neben der Scheune, von der nur ein Stück Dach weggebrannt war, stand ein Haufen Leute und mitten drunter hielten zwei Dragoner auf ihren Pferden; zwischen denen aber stand ein Mann, dem waren die Hände auf den Rücken gebunden, der ließ den Kopf so schlaff auf die Brust herunter hängen, als habe er die Kraft nicht mehr, ihn in die Höhe zu richten — und das war Tobias, und eben setzten sich die Dragoner in Marsch und schleppten ihn mit sich zum Thorwege hinaus.

Wenn ein Mondsüchtiger Nachts auf dem Dache spazieren geht und wacht da oben mit einem Male auf, und weiß nicht, wo er ist, noch wie er dahin gekommen, sieht aber vor sich den Abgrund, in den er eben stürzen will, so mag's dem ungefähr

so zu Muthe sein, wie es Annelie jetzt war. Denken konnte sie gar nicht, sie sah nur das Entsetzliche, Unbegreifliche, das hereingebrochen war, wie eine Räuberbande in's schlafende Haus, ihren Vater, den sie eben wie einen Mörder davon führten, that einen Schrei, daß er klang, wie ein wahrer Todesschrei und stürzte zur Kammerthür hinaus.

Im Hofe standen die Leute und sahen und redeten dem Forttransportirten nach. Der Großknecht schüttelte den Kopf und meinte, das sei ihm doch ein kurioses Ding, er für seine Person möchte den alten Schmidt nicht angegeben haben; ein Anderer aus dem Dorfe aber sagte, es werde schon richtig sein, dem größten Hallunken habe man's immer am wenigsten angeschaut. Von Kneipern und seinem Fritz war nichts zu sehen. Da kam Annelie, bleich wie der Kalk an der Wand, aus dem Hause geschossen, hinter ihr her flogen ihre Haare, daß sie wie das Bild des ungeheuersten Jammers anzusehen war, und die Menschen wichen auf die Seite und sie jagte vorbei, und wie sie die Dragoner eingeholt hatte, fiel sie dem vordersten Pferde in die Zügel und brach, ohne ein Wort sprechen zu können, in die Kniee zusammen. Die Dragoner stutzten; was sie hier aber sahen, das sprach von selber so lebendig, daß sie keinen Menschen, sondern nur ihr eigenes Herz zur Erklärung brauchten, denn die Dragoner, Gensd'armen, Gerichtsdiener und die noch Alle dazu gehören mögen, haben auch ein Herz unter ihrer Montour, gerade wie andere Leute, nur daß sie es das zehnte Mal nicht merken lassen dürfen; Tobias aber hob langsam den Kopf in die Höhe und ließ ein paar Augen sehen, so trübe und geradeweg, als wisse er von gar nichts etwas. Wie's nun aber bei der Annelie herausbrach: „Vater, Vater — um Gottes Jesus Willen — was habt Ihr denn gemacht — was ist denn geschehen?!" da fing's an bei ihm im Gesichte zu zucken und ein paar Mal setzte er an zu sprechen und es kam nichts heraus. — „Annelie!" sagte er endlich so recht gottesjämmerlich, und wie er das heraus hatte, da zog sich sein ganzes Gesicht zusammen, und er fing an zu heulen wie ein kleines Kind, — „ich — ich soll die Scheune angesteckt haben!" Und Annelie, bei der das Heulen eben auch ihrem Herzen hatte Luft machen

wollen, erschrak, daß sie wie vor einem Gespenste zurückfuhr, und in ihrem Kopfe fing es an, wieder rundum zu gehen, wie gestern Abend; dem ersten Dragoner aber wurde jetzt die Zeit lang und er legte einen Deckel auf sein Herz und fuhr ungeduldig heraus, das Mädchen solle nun machen, daß sie fortkomme, er könne sich hier nicht mehr länger aufhalten; und aus dem Thorwege kam Marthe mit zwei neugierigen Mägden gelaufen, gerade noch zeitig genug, um Annelie in ihre Arme zu nehmen, denn die that, als habe sie kein Bischen Kraft mehr und wolle eben quer über den Weg fallen.

Fort ritten die Dragoner, Tobias zwischen sich, und auf's Gut zurück führten sie Annelie. Die sah aus wie eine Blume, die Einer umgeknickt, hatte das bleiche Gesicht auf die Brust hängen und wie die Mägde sie in ihre Kammer gebracht und auf ihr Bett gelegt hatten, lag sie da, so blaß und still wie eine Todte und die Marthe sah sie an, schüttelte den Kopf und sagte, dem sein Gewissen möge sie nicht haben, der das einmal verantworten müsse. Hernach aber meinte sie, sie wolle nur zum Balbier laufen und was Niederschlagendes für das Mädchen holen, sonst habe der Schrecken noch wer weiß was für Folgen für sie, und die Mägde gingen mit ihr zur Kammer hinaus.

Ueber Annelie lag eine Mattigkeit, daß sie meinte, keinen Finger heben zu können; aber je länger sie lag und je mehr es ihr war, als brenne ihr Leben nur noch wie ein kleines Flämmchen, desto stiller und klarer wurde es ihr inwendig. Sie sah jetzt, was der junge Vetter eigentlich im Willen gehabt, wie er so freundlich gethan und es durchgesetzt hatte, daß sie dablieben, und daß ihr so was auch gleich zu Anfange geschwant hatte, nur daß es ihr nicht deutlich vor die Gedanken gekommen war; sie sah so deutlich, als erzähle es ihr Eins, wie der alte Kneiper die Gelegenheit angepaßt hatte, um seinen Haß an Tobias auszulassen und daß nun ihres Bleibens nicht einen Tag mehr hier sein könne, daß sie nun keinen Menschen mehr habe, der ihr helfen möchte. Was aber jetzt werden und wo es mit ihr und ihrem Vater hinaus solle, das sah sie nicht; aus ihrer tiefsten Seele aber kam ein Gedanke herauf, wie ein

Licht im dunkeln Walde für Einen, der sich verirrt hat. Jetzt sei wohl so eine Zeit gekommen, dachte sie, wo man selber nichts mehr thun könne und wo der Herrgott sehen wolle, ob man auch recht fest glaube; aber sie wolle es ihm schon zeigen, wie es mit ihr bestellt sei. Untergehen werde er sie doch nicht lassen, sonst hätte er ihr ja gar nicht aus dem Feuer zu helfen brauchen, und sie wolle sich auch darum keine Sorgen machen, wie es mit ihr und ihrem Vater gehen werde und blindlings hinnehmen, was komme. Wenn's nicht so sein müsse und nicht gut wäre, würde es der liebe Gott gewiß anders gemacht haben. — Und der Gedanke wurde immer heller in ihr und es war ihr endlich ordentlich, als sähe sie des Herrgotts Gesicht, wie es mit freundlichen Augen auf sie niederschaue, und immer stiller wurde es in ihr, bis sie vor Mattigkeit eingeschlafen war.

Es war Abends, da wollte die alte Marthe zum vierten Male in die Kammer gehen und zusehen, ob Annelie noch nicht aufgewacht sei, daß sie das Pulver vom Balbier einnehmen könne. Hinter ihr drein kam Einer die Treppe herauf gepoltert und fing an zu schreien, daß Annelie aus dem Schlafe auffuhr. „Ist das Mädchen fort? Nicht? Na, Gott verdella, da werd' ich ihr selber die Wege weisen!"

„Aber, ich bitt' Euch doch um Gottes Jesus Willen, Herr Kneiper!" rief Marthe ängstlich und hielt die Kammerthür zu, „Ihr macht ja das Mädchen geradezu todt, wenn Ihr sie jetzt aus dem Hause stoßt; hernach habt Ihr ihr Leben auch noch auf dem Gewissen!"

„Geht mich gar nichts an, ich bin Herr im Hause und ich leide die Mordbrennergesellschaft nicht länger hier!" schrie Kneiper. „Wie der alte Hallunke die Scheune angesteckt hat, ist es ihm auch einerlei gewesen, ob Jemand umkommen könne oder nicht."

„Nu, 's ist ja noch gar nicht gewiß, daß er es gethan hat," — sagte die Frau, „und ich glaube, Ihr schlieft auch sanfter, wenn Ihr was Andres gemacht hättet, als gerade den alten, guten Mann anzugeben."

„Werde Sie nicht maliziös!" krähte Kneiper, „sonst kann Sie auch Ihrer Wege gehen; und wenn das junge Mensch

heute Abend noch im Hause ist, da lasse ich sie morgen früh auf andere Art 'naus bringen, das kann Sie ihr sagen!" und damit tappte er die Treppe wieder hinunter. Wie Marthe nun leise in die Kammer trat, machte Annelie die Augen wieder zu, als schliefe sie noch. Sie wollte ihrer Wege gehen, ohne daß ein Mensch wüßte, wo sie hin sei; ihr war so zuversichtlich und tröstlich zu Muthe, daß auch der Spektakel von dem alten Kneiper sie nicht anfocht; dazu meinte sie, die alte Frau werde doch nur anfangen sie zu bejammern, und das wolle sie jetzt gar nicht hören. Marthe ging leise wieder zur Kammer hinaus.

Wie die Sonne hinunter war, daß es schon anfing schummerig zu werden, stand Annelie von ihrem Bette in die Höhe, strich sich die Haare glatt und setzte ihre Mütze auf, band sich die Röcke fester um den Leib, zog die Jacke an, die sie mitgebracht hatte, und wie der Mond über dem Dorfe heraufstieg und die alte Marthe mit dem Milcheimer nach dem Kuhstalle gehen sah, trat sie mitten in die Kammer, legte die Hände zusammen und sagte: „Nu, lieber Gott, nu hilf mir und halte mich mit Deiner starken Hand!" Dann ging sie zur Thür hinaus, vorsichtig die Treppe hinunter, und wie sie durch die offene Hausthür keinen Menschen im Hofe sah, schlich sie an dem Gebäude hin, zur Thorfahrt hinaus und wanderte, den Weg nach Frühndorf einschlagend, in die Nacht hinein.

Hat Eins von den Lesern in einer ruhigen, klaren Sommernacht schon einmal einen Gang über die Felder gethan? Kein Laut regt sich, kein Blatt bewegt sich, eine heilige Stille liegt über der ganzen Welt und es ist, als ob selber die Lüftchen schlafen gegangen wären. Wenn nun der Mond am Himmel einhergetreten kommt, wie der Wächter, um die schlafende Erde zu behüten, und sein blaues Licht darüber herfließen läßt, da überkommt es Einen ganz seltsam, Ruhe wird's in der eigenen gedrückten Seele und was im Herzen gewirthschaftet und Einem Beschwerde gemacht, das wird mit stille.

Annelie war schon beinahe zwei Stunden ihren Weg gegangen; aber immer langsamer ging es mit ihr. Ihre Beine waren müde, wie sie's früher gar nicht gewußt, ihre Seele war

müde und es kamen ihr Gedanken, wie schön es doch wäre, wenn sie sich daher lege, einschlafe und gar nicht wieder aufwache, und je mehr sie sich das vorstellte, je mehr kam sie die Lust an, sich hinzulegen, wo sie gerade war.

Aber wie sie nun eben stehen bleiben wollte, da kam ihr Lebrecht vor die Seele und es fiel ihr ein, daß sie ja nur so in die Welt hineinlaufe, weil's ihr gewesen war, als müsse sie ihn finden, und da gings vor ihr auf, wie ein wunderschöner Traum und sie tappte fort, halb wachend und halb im Schlafe, sie überlegte nicht mehr, wie weit und wo sie sei und nur manches Mal, wenn's ihr wie ein Schauer über den Rücken lief, oder wenn sie sich an einen Holper im Wege stieß, fuhr sie in die Höhe. Nach einer Weile bekam sie Wiesenboden unter die Füße; sie dachte nicht daran, ob das der richtige Weg sei; das ging sich so weich darauf und auf dem Rasen mußte es sich so schön liegen — nur ein klein Weilchen hinsetzen wollte sie sich, sie war so matt und marode; und wie sie nun drin saß in dem Grase, den Kopf auf die Kniee gestemmt, da war's ihr, als könne sie gar nicht wieder aufstehen; immer blasser wurde der Mondschein vor ihren Augen, immer undeutlicher sah sie die Weidenbäume an ihrer Seite und was sonst noch um sie war, und die Augenlider waren ihr endlich zugefallen, ehe sie es selber gemerkt hatte.

Als der Hirte in Frühndorf den andern Morgen das Vieh austrieb, wußte er gar nicht, was er heute aus seinem Hunde machen sollte. Der schnüffelte auf dem Riede herum, wie ein Jagdhund, der einem Wilde nachspürt, und das Thier hatte noch in seinem Leben keinen Merks für solche Sachen gehabt. Da blieb er mit einem Male am Wassergraben stehen und bellte in einemweg, und hörte auf kein Pfeifen und Rufen, und der Hirte lief endlich hinzu, um nachzusehen, was da eigentlich los sei. — Hart neben dem Graben lag ein Mädchen mit dem Gesichte gegen die Erde gekehrt, die Mütze war ihr vom Kopfe gefallen, die Hände hatten das Gras gepackt, als wollten sie sich daran festhalten, die Glieder schlugen ihr wie im grausamsten Fieber, und so sehr sie der Hirte auch anschrie, sie antwortete nicht und schien weder zu sehen noch zu hören. Und

wie nun der Mann wohl erkennen mochte, wie viel die Glocke geschlagen, und daß da schnelle Hülfe nothwendig sei, und das Mädchen in die Höhe hob, da bekam er vor ihrem Gesichte einen ordentlichen Schreck. Aber kurz resolvirt nahm er sie auf seine Arme, ließ den Hund bei dem Vieh zurück und lief mit seiner Last nach dem Dorfe, als hänge von einer Minute das Leben ab. — Im Hirtenhause war kein Mensch mehr daheim und als er das Mädchen in der Stube auf das Bett gelegt hatte, wo er mit seiner Frau schlief, lief er in's Dorf hinein, um Jemanden von seinen Weibsleuten beizuholen. Es dauerte auch nicht lange, da kam eine geschossen, als wenn's zu Hause brenne, in die Stube hinein und an's Bett, und wenn der Hirte nicht hinterdrein gekommen wäre, hätte sie sich gewiß auch darüber hergeworfen. „Annelie, ju meine Annelie!" schrie sie auf, wie sie das kranke Mädchen sah, „wer hat Dir denn das gethan?!" und wollte immer wieder über sie herfallen und konnte sich gar nicht zufrieden geben, und der Mann hatte seine Noth, sie von dem Bette wegzubringen.

„Schrei' nicht und bethu' Dich nicht so!" sagte er, „davon wird's nicht besser. Zieh' das Mädchen aus und steck' sie recht warm in's Bett, ich will derweile was für sie besorgen, das ihr gut thun soll!"

's wird es wohl Jedes schon gemerkt haben, wer die war, der Annelie's Leidwesen so zu Herzen ging, und 's wird sich wohl auch Keins verwundern, daß sie that, wie nicht recht klug. War doch Christie wie Annelie's Mutter und konnte sie sich doch gar nicht denken, was da Alles passirt sein mußte, ehe es mit dem Mädchen so weit gekommen war. Annelie selber konnte ihr nichts sagen, denn die lag hinter den Vorhängen im Bette und das Fieber hatte sie gepackt, daß sie das eine Mal mit den Zähnen klapperte und mit allen Gliedern schlug, das andere Mal aber wie im Feuer glühte, verwirrtes Zeug redete, zum Bette heraus wollte und Christie ihre wahre Noth mit ihr hatte. Wie Annelie hernach ruhiger geworden war, schickte Christie einen kleinen Jungen fort, der ihre Arbeit absagen mußte, setzte sich neben das Bett, gab dem kranken Mädchen ein, was ihr Vater gebracht hatte, legte ihr die Kissen zurecht,

und wenn sie ihre Annelie so vor sich liegen sah, kam es ihr manchmal beinahe vor, als sei sie noch bei Tobias Schmidt im Hause und was dazwischen war, sei gar nicht passirt. — Wie's nun Abend wurde und ihre Mutter von der Arbeit heim kam, und die fertig geworden war mit Bewundern und Bejammern, da trug Christie das eigene Bett in die Stube und nahm nur die überflüssigen Kissen hinaus; vorsichtig legten sie die kranke Annelie hinein und machten die Vorhänge von dem Bette der alten Leute drum, daß keine Luft an sie komme und die Sonne ihr nicht in die Augen scheine. Christie aber machte sich auf der Erde, so gut es gehen wollte, aus Stroh und Betten ein Lager zurecht und wachte da die ganze Nacht durch, immerfort in Sorge, daß es dem Mädchen an nichts gebräche. Und wie der andere Tag kam, da war Annelie noch nicht besser und den dritten Tag war's so schlimm geworden, daß auch die alte Hirtenfrau mit derheim bleiben mußte, denn wenn die Hitze kam, war Christie nicht im Stande, das Mädchen allein im Bette zu erhalten. Und so dauerte es sieben Tage, und sieben Tage und Nächte schlief Christie fast nicht und hatte nur immer Angst, daß Alles gethan werde, wie's ihr Vater anbefahl. Was bei ihrer Armuth werden sollte, wenn das Mädchen wieder gesund sei, daran dachte sie jetzt mit keiner Sylbe. —

Es war an einem wunderschönen Nachmittage und die Sonne schien hell im Hirtenhause zum Fenster hinein, da war's Annelie, als wache sie aus einem bösen, schweren Traume auf. An den rothgestreiften Vorhängen vor ihrem Bette spielte der Sonnenschein, um sie her war es mäuschenstill, und das that ihr so wohl, wie sie's hätte gar nicht sagen können. In ihr selber war es so matt und still, daß ein deutlicher Gedanke noch gar nicht in ihr aufstieg und daß es ihr nicht einmal in den Sinn kam, wo sie denn eigentlich sei Wie sie so da lag, schwach und abgespannt, daß sie nicht den Kopf auf eine andere Stelle hätte legen können, aber so wohl und so ruhig, wie's ihr in ihrem Leben noch nicht gewesen, da gingen ganz behutsam die Bettvorhänge auseinander und herein bog sich ein Gesicht mit besorglichen Augen, und Annelie sah es an und über ihre Mienen zog es, wie wenn der Mond hinter den

Wolken vortritt, und ganz leise, daß man's kaum hören konnte, sagte sie: „Christie!"

Wie die aber in Annelie's helle Augen sah, und das Wort hörte, da wurde sie mit einem Male ganz roth und fiel beinahe auf das Mädchen drauf, und fing an, daß es wie ein wahrer Herzensjubel klang: „Ju — ju — mei Annelie, kennst Du mich denn wieder? Hast Du's denn nun überstanden?" und das Wasser war ihr in die Augen geschossen, daß sie kaum schnell genug ihren Schürzenzipfel herauf langen konnte. Annelie aber sah ihr still in das treue, bewegte Gesicht und fühlte nur, daß sie das ganz glücklich mache; sie hätte immer so liegen bleiben und ihre Christie ansehen mögen; einen Gedanken an das, was sie bis jetzt überstanden, hatte sie noch gar nicht. — So, denk' ich mir, muß es Jedem sein, der nach dem Tode im Himmel wieder aufwacht und zu allererst in die lieben Gesichter von denen sieht, die schon vor ihm hinübergegangen sind, und nun alles Elend der Erde vergessen ist. —

Annelie war im Hirtenhause und noch nicht im Himmel aufgewacht, und wie die alte Hirtenfrau hereingetreten kam und über Christie's Achsel schaute, da sah das Mädchen die ganz verwundert an, richtete dann ihre Augen hinaus in die kleine, armselige Stube und ein Schatten zog über ihr Gesicht, wie eine böse Erinnerung. Nachher machte sie die Augen zu, als wollte sie über Etwas nachsinnen und nach einer kleinen Weile war sie still wieder eingeschlafen. Und tief und fest schlief sie fort bis den Abend, und Christie wischte ihr behutsam den Schweiß von der Stirn, der in großen, hellen Tropfen herausgetreten war, und ging nicht von dem Bette, daß Annelie gleich ihr Gesicht finden sollte, wenn sie wieder aufwache. Wie aber der Hirte nach Hause kam und das Mädchen sah, sagte er, Christie sollte sich heute nur ganz unbekümmert schlafen legen, Annelie sei nun so gut wie gesund und werde auch sobald nicht aufwachen. Und die schlief auch richtig in einem fort, die ganze Nacht bis beinahe den andern Tag Mittag. Wie da Christie die Kartoffeln zur Mittagssuppe schälte und sich damit an Annelie's Bett gesetzt hatte, richtete die sich mit einem Male kerzengerad in die Höhe, rieb sich die Augen, und

wie sie sich dann hell in der Stube umgeschaut und Christie neben ihrem Bette sah, fing sie an: „Christie, sag' mir doch nur — wo ich bin!"

„Bei mir bist Du, meine Annelie; in Frühndorf, bei Deiner Christie!" antwortete die und legte das Mädchen wieder zurück; „bleib' nur ganz still liegen, sonst verkält'st Du Dich und wirst wieder krank!"

„In Frühndorf?" fragte Annelie nach einer Weile, „aber Christie, wie bin ich denn dahin gekommen? was soll ich denn hier?"

„Ju, mein lieb', gut' Annelie, wenn Du's nicht weißt, ich kann's doch nicht wissen?" sagte Christie, und fing an zu erzählen, wie ihr Vater Annelie auf dem Riede gefunden und heim getragen habe, wie sie hernach todtkrank geworden sei und wie sie selber sich beinahe den Kopf kaput gedacht habe, was mit Annelie Alles passirt sein müsse, ehe sie dahin gekommen; Annelie möge sich doch nur besinnen, meinte sie, nunmehr müsse es ihr doch wieder einfallen; wo denn ihr Vater sei, und warum sie nicht bei dem geblieben? und wie das Christie gesagt hatte, fing Annelie mit einem Male hell zu heulen an, daß Christie von ihrem Stuhle ganz erschrocken auffuhr. „Herrje, Annelie, mei Annelie, was hast denn?" rief sie, aber Annelie antwortete nicht und schluchzte immer ärger, und erst wie Christie sich über sie bog und ihr die Backen strich und mit einer wahren Angst sagte: sie bäte sie doch um Gotteswillen, sie solle doch nur sagen, was sie vorhabe, ob Christie ihr denn was gethan hätte? da schüttelte sie mit dem Kopfe und meinte, sie wisse nun auf einmal Alles, Christie solle sie nur jetzt zufrieden lassen, sie müsse sich erst selber Alles in ihren Gedanken ordentlich zurecht legen. Und da wischte sie sich mit der Bettdecke die Augen und legte den Kopf auf die andere Seite; und so blieb sie liegen den ganzen Nachmittag und dachte und sann, und wie den Abend Christie sich wieder über sie bog, da sah Annelie sie mit klaren Augen und ruhigem, freundlichem Gesichte an und sagte, morgen früh wolle sie Christie Alles erzählen.

Und den andern Morgen saß Christie wieder neben dem

Bette und hatte schon Alles gehört, jammerte über das grausame Unglück, schimpfte auf den alten Kneiper und seinen Jungen, wollte sich nicht zufrieden geben, daß sie Tobias zugered't, nach Grünthal zu gehen, und meinte zuletzt, sie wisse doch gar nicht, was nun werden solle. Sie wären so grausam arm und könnten Annelie nichts anbieten; 's wär' doch ein wahres Leiden, wenn Eins so arm sei, Jeder könne Einem gleich die Erbärmlichkeit auf dem Gesichte lesen, und wenn Eins daneben sehe, was reiche Leute Alles ausrichten und durchsetzen könnten, da müsse man Respekt vor denen haben, man möge wollen oder nicht. Jetzt spüre sie's einmal wieder so recht, und wenn sie denke, wie sehr sie Annelie helfen könnten, wenn sie nur ein klein Bischen reich wären, da möchte sie ordentlich mit dem lieben Gott hadern.

Annelie aber machte dazu ein Gesicht, als lächerte sie Christie's Reden, und wie die endlich mit einem tiefen Seufzer stille schwieg, sagte sie:

„Nicht wahr, Christie, Kneiper in Grünthal ist reich, und wir sind's auch gewesen? Siehst Du, wie Du mir erzählt gehabt hast, daß ich ohne Euern Hund und nachher ohne Deinen Vater da draußen vielleicht gestorben wäre, und wie ich hernach über Alles gesinnt und gedacht habe, da ist mir es in den Sinn gekommen, als müßt' ich's verstehen, warum es mir und meinem Vater so ergangen ist. — So lange wir reich waren, haben wir kaum an den lieben Gott gedacht, kaum einmal in der Kirche; und die armen Leute haben wir nicht geacht't, und ich habe Schulmeisters Lebrecht, wie gut er's auch meinte, vor den Kopf gestoßen, blos weil er ein armer Kerl war, und hab's selber nicht gemerkt, wie ich eigentlich gewesen bin. Da hat's uns der liebe Gott nun wohl zeigen wollen, daß Reichthum gar wenig, und was ein armer Mensch werth ist, und wie so Einer aussieht, der nur an sein Geld denkt. Da hat er uns arm werden lassen, daß wir ihn erkennen sollten, und hat Lebrecht geschickt, daß er mich aus dem Feuer holen solle, und hat uns in Kneiper's Hände gegeben, daß wir erführen, wie's dem Armen bei dem Reichen zu Muthe ist, und hat mich nachher zu Euch gebracht, daß ich so recht den Unterschied

spüre. — Siehst Du, Christie, das hab' ich gedacht und das ist wohl auch so richtig, und weil ich's nun Alles erkannt habe, fürcht' ich mich auch nicht mehr vor dem, was kommt. Und Du brauchst Dir auch keine Angst zu machen. Wenn ich erst wieder gesund und nicht mehr so schwach bin, such' ich mir Arbeit und will schon allein durchkommen, bis der liebe Gott meint, 's ist nun genug, und wieder bessere Zeiten schickt." —

„Nu aber, Mädchen, wo hast Du denn die Weisheit und die Standhaftigkeit her?" sagte Christie, der es ganz verwunderlich zu Muthe geworden war, wie Annelie mit ihrer Auseinandersetzung angefangen hatte, „Du sprichst ja gerade wie ein Buch, wer hat Dir denn das gesagt?" Annelie aber meinte, sie wisse gar nicht, was Christie für ein Leben mache, sie habe doch nichts Besonderes geredt't, es sei ihr Alles so von selbst in den Sinn gekommen. Wenn's anders klänge, als wie sie früher gesprochen, da sei ihr das gerade lieb; es komme nur daher, weil sie in den paar Tagen so viel durchgemacht und dabei so viel an den Herrgott gedacht und gestern in einemweg gesinnt habe, was er wohl mit dem Schicksale sagen wolle. —

Christie ging es den Tag über von dem Reden der Annelie ganz kurios im Kopfe herum und sie meinte endlich: die Gedanken seien bei dem Mädchen wohl noch von der Krankheit her; sie glaube und denke doch auch an den lieben Gott, die thue ja aber gerade, als könne sie ihn mit ihren leibhaftigen Augen sehen und halte Gespräch mit ihm. Wenn sie ordentlich wieder gesund sei und die Noth gehe los, da werde man ja sehen, wie weit es Stand halte. —

Acht oder zehn Tage mochten vergangen sein, da standen an einem Morgen Annelie und Christie vor Frühndorf, gerade, wie sie vor dem abgebrannten Ullerstadt gestanden hatten, heulten alle Beide und wollten gar nicht von einander lassen. Annelie sah noch ganz erbärmlich von der Krankheit aus, aber sie wollte doch fort und sich auf den Dörfern weiter hinein Arbeit suchen, sie hatte gut genug gemerkt, wie es im Hirtenhause knapper war, als es sie Christie merken lassen wollte. In Frühndorf aber und den Dörfern herum gab es keinen Ver-

dienst für sie, denn da stak schon Alles ganz voll abgebrannter Leute aus Ullerstadt, und mancher Bauer hatte aus Mitleid mehr Arbeiter gedungen, als ihm hinterdrein lieb gewesen war.

Annelie hatte nichts weiter als ein Stück Brod und Käse in der Tasche und wie sie Christie nun noch zum Abschiede versprochen hatte, daß sie wiederkommen wolle, wenn's ihr zu schlecht ergehe, wanderte sie damit in die Welt hinein.

Eine Stunde war Annelie gegangen, da spürte sie schon, wie kaput sie die Krankheit gemacht hatte. Sie mußte sich an ein paar Weidenbäume neben dem Wege setzen und ausruhen. — Wie sie so dasaß und in die Zukunft hinein dachte, kam eine ordentliche Neugierde über sie, wie das zuletzt nur noch ausgehen solle und ob sie wohl den Lebrecht treffen werde. Angst hatte sie gar nicht, denn jetzt war das so fest in ihr geworden: der Gott, der ihr nun schon zweimal aus der größten Noth geholfen, werde sie auch weiter den rechten Weg führen und auch ihren Vater frei machen, wenn's an der Zeit sei, daß sie meinte, sie könne die Leute gar nicht begreifen, die sich so grausame Sorge und Beschwerde über ihr zukünftiges Schicksal machten.

Wie Annelie ihr Frühstück aufgegessen hatte, machte sie sich von Neuem auf den Weg, aber es wollte mit ihr lange nicht so vom Fleck, wie in früherer Zeit, und wie sie schon die zweite Stunde gegangen war, hatte sie erst das nächste Dorf erlangt, wo Christie schon ausgekundschaftet hatte, daß es nichts mit der Arbeit war.

Langsam ging Annelie vorbei; die Sonne brannte so heiß, daß das Mädchen mit jedem Schritte matter wurde, und wie sie eine halbe Stunde über die Häuser hinaus war, mußte sie schon wieder nach einem Platze zum Ausruhen suchen, denn sie meinte kaum mehr von der Stelle zu können.

Ein Stück von ihr entfernt zog sich ein Schlehengebüsch hin, das war das Einzige, wo sie Schutz vor der Sonne finden konnte und auch da nur, wenn sie sich längelang davor hinlegte. Annelie resolvirte sich kurz, ging über den Weg hinüber und legte sich auf den kurzen Rasen zwischen zwei Büsche hinein. Da lag sich's wunderschön. Die Blätter glänzten in

der Sonne beinahe wie durchsichtiges Glas, die Fliegen und Mücken summten durch die Büsche, als wollten sie das Mädchen in den Schlummer singen, und Annelie meinte, wenn sie ein Bischen schlafe, werde es nachher mit dem Laufen besser gehen, machte die Augen zu und war weg, ehe sie sich's versah.

Die Sonne war nahe am Untergehen, als Annelie erst aus ihrem Schlafe aufwachte. Wie sie sich unter den Büschen hervorgerappelt hatte, erschrak sie ordentlich, daß es schon so spät war; sie schüttelte das dürre Laub von den Röcken und ging ihren Weg fort, so scharf sie konnte; aber es wurde schon dämmerig, ehe sie das nächste Dorf erreichte. Es waren ihr besorgliche Gedanken gekommen, ob sie wohl in der kurzen Zeit bis zur Nacht ein Unterkommen finden werde; es wäre doch schlimm, daß sie gerade jetzt so lange habe schlafen müssen; und dazu fing ihr Magen an zu knurren, denn Annelie hatte das Mittagbrot überschlagen müssen; sie meinte aber, man wisse nicht, wozu auch das gut sein könne; vielleicht träfe sie gerade jetzt recht gute Leute, die sie den Tag über nicht zu Hause gefunden hätte, oder sonst so was. — Wie Annelie nun bei den ersten Häusern stand und in eins hineingehen sollte, da pochte ihr das Herz, als wollte sie eben ein Schelmstück begehen. Es war ihr erstes Mal, daß sie fremde Leute um Etwas ansprechen wollte. Sie hatte die Hausthür von einem stattlichen Gehöfte aufgemacht und blieb da stehen, und getraute sich mit ihren zitternden Knieen keinen Schritt weiter zu thun. Sie wäre am Ende wohl gar unverrichteter Sache wieder umgewandt, wenn die Bauerfrau nicht zum Glück aus dem Hofe ins Haus getreten wäre und sie gefragt hätte, was sie wolle.

„Habt Ihr nicht vielleicht Arbeit für mich, oder braucht Ihr nicht etwa eine Magd?" fragte Annelie und der Athem wäre ihr beinahe dabei vergangen; wie die Frau sie nun aber ansah, machte die ein Gesicht, als komme ihr Annelie's Frage ganz kurios vor. „Ihre Arbeit möcht' ich auch sehen," sagte sie, „Sie kann ja kaum auf den Beinen stehen! Ne, damit ist nichts!" und so ging sie in die Stube hinein; Annelie aber fuhr's wie ein Krampf durch's Herz und sie stand wieder auf der Straße, sie wußte kaum, wie sie dahin gekommen war.

Im nächsten großen Hause ging's ihr nicht besser und wie sie endlich ihr ganzes Herz zusammengenommen und auch noch in's dritte gegangen und auch da abgefahren war, weil sie so gar schwach und erbärmlich aussah, da wollte ihr doch die Angst in's Herz kommen, was sie nun anfangen solle, was sie essen und wo sie die Nacht bleiben werde. Und dabei fuhr es ihr durch die Seele, es sei doch grausam, wie reiche Leute gegen die Armen wären; sie hätte aber doch selber nimmermehr geglaubt, daß ein unfreundliches Wort so wehe thun könne. — Es war jetzt schon so dunkel geworden, daß hier und da in den Häusern Licht angebrannt worden war, Annelie's Magen knurrte so vernehmlich, daß sie es trotz ihrer Angst spürte — aber in noch ein Haus zu gehen, sich noch einmal anfahren oder gar auslachen zu lassen, und hernach wieder, und noch einmal und so vielleicht das ganze Dorf durch, das war doch gar zu erschrecklich für sie — aber es half nichts, denn ein Unterkommen mußte sie haben und essen auch. Da kam eine Frau das Dorf herunter und ging in ein Haus; und Annelie meinte, das sei vielleicht ein Wink, den ihr der liebe Gott gebe, und ging hinter ihr in die Thür hinein; die Bauerfrau aber drehte sich herum, und wie sie das unbekannte, erbärmliche Gesicht sah, fragte sie übellaunig, was sie wolle. „Ach, Du lieber Gott," sagte Annelie, „ich möchte gerne Arbeit haben, ich würde sie gewiß ordentlich machen; aber weil ich die letzte Zeit 's Fieber gehabt habe und so elend aussehe, will mir kein Mensch welche geben. Habt Ihr denn nicht vielleicht welche für mich?"

„Nu, das fehlt mir noch!" fuhr die Frau auf, „daß man noch kranke Leute in's Haus nähm' und am Ende ein Lazareth draus machte; ich kann Sie nicht brauchen!" und damit wollte sie in die Stube hinein. Annelie aber war vor Aerger und Desperation das ganze Blut zum Kopfe gestiegen und wie sich die Frau herumdrehte, konnte sie sich nicht mehr halten und fuhr heraus, wie es sich wohl auch Keine, die Arbeit suchen geht, getraut. „Frau, wartet einmal! Wenn Euch nun der Herrgott strafte und schickte Euch Unglück in's Haus, daß Ihr nichts mehr hättet, und schickte Euch nachher in's Fieber; wie

thät's denn Euch, wenn Ihr Arbeit haben wolltet, um nicht zu verhungern, und die Leute führen Euch so an, wie Ihr mich?! Und Ihr seid auch nicht davor sicher; ich hatt's vor ein paar Wochen auch nicht gedacht, daß es mir so gehen sollte!"

„Nu, schreien kann Sie noch genug!" sagte die Frau, „Ich kann Ihr doch keine Arbeit geben, wenn ich selber schon mehr Leute im Hause habe, als ich brauche? wo ist Sie denn her?"

„Ich bin aus Ullerstadt, das ist ganz und gar abgebrannt, Ihr werdet's wohl schon wissen!" sagte Annelie, „und wenn Ihr mir keine Arbeit geben wollt, so schenkt mir wenigstens ein Stück Brot und laßt mich in der Scheune schlafen; ich habe seit dem Morgen nichts gegessen und weiß nicht, wo ich die Nacht bleiben soll!"

„Auch aus Ullerstadt, das ist freilich ein schlimmes Ding!" meinte die Frau, „wir haben schon Zweien aus Ihrem Dorfe Arbeit aus purer Barmherzigkeit gegeben, die wir recht gut selber thun könnten. Nu, setze Sie sich derweile hierher!" Sie ging über den Schrank und schnitt ein Stück Brot ab. „Was doch so ein Mordbrenner für grausame Noth auf seinem Gewissen hat; weiß Sie's denn aber schon, daß sie ihn jetzt gefaßt haben?"

„Wen denn?" fragte Annelie, die sich müde auf eine Bank in den Hausflur gesetzt hatte.

„Nu, der das Dorf angesteckt hat! Mein Mann hat's aus der Stadt mit heimgebracht. Man spricht, es soll Einer aus Ullerstadt selber sein und Tobias Schmidt heißen; in Grünthal hat er hernach seinem eigenen Vetter die Scheune angesteckt, sie haben ihn aber dabei erwischt. Sie muß ihn ja kennen. Sein Mädchen haben sie fortlaufen lassen, und die soll auch nicht besser sein wie der Alte, unsere Ullerstädter können gar nicht genug auf sie schimpfen, und so lange sie die noch nicht haben, möchte man mit Angst und Sorgen zu Bette gehen."

Damit nahm die Frau das Oellicht vom Schranke und ging in die Stube; Annelie aber saß da mit offenem Munde, mit Entsetzen in den Augen, und den Rücken fing's ihr an herauf zu gramseln, und auf dem Kopfe war's, als wolle sich

jedes Haar einzeln in die Höhe richten — davon laufen wollte sie, schreien wollte sie: das sei ein Hallunke, der das sage, und solche verfluchten Lügen kämen auf der Welt gar nicht wieder vor! aber die Beine waren ihr wie abgehackt und aus der Kehle konnte sie keinen Ton bringen. Da kamen Stimmen auf die Hausthür zu und Annelie wollte der Athem stehen bleiben. Das war Wenkmann's Christian mit seiner Marie, das waren sie, die nicht genug auf sie und ihren Vater hatten schimpfen können. So sehr sie konnte, drückte sie sich an die Wand, als die Beiden hereintraten — sie sahen das Mädchen in der Dunkelheit nicht. Da trat aber die Frau mit dem angebrannten Lichte aus der Stube.

„Dort ist noch Eine aus Ullerstadt!" sagte sie, und wie sich Marie umgedreht und auf Annelie einen Blick geworfen hatte, kreischte sie auf, wie wenn Einer plötzlich was sieht, auf das er's schon lange gemünzt: „Das ist ja das Mensch, die Mordbrennerin!" und fuhr auf sie los wie eine wüthende Katze; Annelie aber war in der ungeheuersten Angst von der Bank auf und zur Thür hinausgefahren, ohne daß sie es beinahe selber gewußt; fort rannte sie; aber hinterher schrie es: „Halt auf! halt auf! die Mordbrennerin! halt auf!" und — „die Mordbrennerin!" schrieen die Leute nach, die vom Felde heimkamen und aus den Höfen stürzten aufgeschreckte Männer und Weiber; Annelie aber schoß durch das Dorf, wie die Todesangst läuft, Steine, Knittel flogen hinter ihr her und an ihrem Kopfe vorbei, Zwei wollten ihr den Weg verrennen, aber vorbei war sie, ehe die sich's versahen, sie fühlte ihre Beine nicht, in ihr sauste und schwirrte es, wie wenn eben der Wahnsinn über sie kommen wollte, in's Freie hinaus jagte sie und hinter ihr her fluchend und schreiend das halbe Dorf — da fing's an mit ihr rundum zu gehen, schwarz wurde es ihr vor den Augen — nur ein einziger Gedanke fuhr noch durch ihre Seele: „jetzt hilf, Du Herrgott im Himmel!" und da brach sie zusammen. —

Nun kann ich jetzt aber beim besten Willen nicht sagen, wie das mit der Annelie weiter geworden ist. Erst muß ich von Einem erzählen, der auch mit zu der Geschichte gehört, und muß da beim dritten Pfingstfeiertage wieder anfangen.

Also:

Seefeld liegt zwei Stunden von Ullerstadt und eine Stunde von Zäunicke, wer's noch nicht weiß. Es war ein wunderschöner Sommermorgen und der Himmel sah gerade aus wie ein blaues, durchsichtiges Zelt, das über die Erde ausgespannt ist. Die Sonne war schon eine ganze Weile herauf, konnte aber in Seefeld fast noch keinen Menschen gewahr werden. Aus einzelnen Schornsteinen nur kräuselte sich ein blauer Rauch in die Luft; die Schwalben aber schwirrten und zwitscherten schon über den Dächern, die Hühner krähten auf den Höfen und die Enten wackelten nach der Pfütze.

's war dritter Feiertag heute, und der war in der Zeit, von der ich rede, noch nicht abgeschafft. Ob dazumal die drei Feiertage mehr zur Frömmigkeit thaten, als heutzutage die zwei, weiß ich nicht; in Seefeld wenigstens brauchten sie den dritten nicht zur Erbauung; sie ruhten da von der Last und und dem Krakehl aus, den sie den Tag vorher gehabt, der Pastor predigte in der Regel vor leeren Bänken, und Knechte und Mägde hatten noch das Privilegium Nichts zu thun.

Auf dem Wege, der von der Höh' hinunter nach dem Dorfe geht, kam ein stämmiger Bursche gegangen. Der sang:

„Drei Wochen vor Ostern, da geht der Schnee weg,
„Da heirath't mei Schatz und da hab' ich 'n Dreck!"

„Grad' so wird's ungefähr sein, aber 's ist einmal nicht anders, und ich will mir nun auch den Teufel nichts draus machen!" Damit blieb er stehen, schaute sich eine Weile in der Gegend um, schob hernach die Mütze zurück und kratzte sich in den Haaren. „Wenn ich aber jetzt nur gleich wüßte, was überhaupt mit mir werden sollte!" sagte er, „ich komme mir gerade vor, wie in die Welt 'reingeschneit. Arbeiten, nu ja, wenn die Arbeit nur schon da wär'!"

Auf der Höhe oben lag ein großer Stein am Wege, auf

den setzte er sich und sah nach dem Dorfe hinunter, als wisse er noch nicht recht, ob er hingehen solle oder nicht.

Nun sehe ich, für meine Person, wohl den Burschen dasitzen, als geschähe es mit meinen leibhaftigen Augen, weil ich ihn kenne; andere Leute aber, die meine Geschichte lesen, nicht, und darum will ich nur gleich von vorn herein sagen, daß es kein Mensch anders als Lebrecht war, und weil der nunmehr auch zu unserer Geschichte gehört, wollen wir ihn ein bischen deutlicher ansehen. — Wenn jetzt Eins aus Seefeld an ihm vorbeigegangen wäre, hätte es ihn auch nicht mehr angeschaut, als jeden Andern, denn Lebrecht sah kein Haar anders aus, als seine Kameraden, ob er auch zehnmal in Erfurt gewesen und ein Schulmeistersohn war. In Erfurt mochte es ihm bei dem Sitzen und Federfuchsen so wie so nicht gefallen haben, und mit der Gelehrtheit, die er profitirt hatte, war's wohl auch nicht so weit her. Wenigstens hatte er, wie er sich aus dem Leidwesen bei seines Vaters Tode wieder aufgerappelt, und wie ihm sein Pathe angekündigt hatte, daß er sich die Erfurter großen Rosinen aus dem Kopfe schlagen müsse, gar kein betrübtes Gesicht gemacht, ging mit an den Acker und zog seine Furchen gerade wie ein Alter, hatte bald mit allen seinen früheren Bekannten wieder Kameradschaft gemacht und konnte sich nur ungeheuer ärgern, wenn ihn Einer mit dem „Studenten" oder mit den vielen Sachen, die er in Erfurt spitz gekriegt haben müsse, aufzog. Ob Annelie mit dran schuld war, daß er gern in Ullerstadt blieb, wußte kein Mensch; Möglichkeit war es; aber gesagt hatte er es Niemandem und auch nicht einmal merken lassen. Lebrecht war ein ganz armer Kerl, aber er hatte auch seinen Stolz, und wie es hieß: der Junge vom reichen Kneiper heirathe die Annelie, da hätte er, und wenn ihm das Herz dabei gebrochen wäre, nicht merken lassen, wie gut er ihr sei; lieber ging er ihr aus dem Wege und that, als gehe ihn die Geschichte gar nichts an, und hob den Kopf noch einmal so hoch und ging noch einmal so gerade als sonst, daß er ihr zeigen wollte, wenn er auch die Tasche nicht voll Thaler habe, sei er doch ein so gehöriger Bursche, wie nur Einer, und brauche ihrethalben sich noch lange nicht das Leben zu nehmen.

So einen Stolz, wo nicht gleich ein voller Geldbeutel dabei ist, nennen die Reichen Bettelstolz und machen dem Armen den größten Vorwurf damit. Und doch ist das der recht eigentlich edle Stolz, der einzige Stolz, der zu was Gutem führt und den sich kein armer Mensch nehmen lassen sollte. So ein Stolz sagt ihm, daß er als Mensch gerade so viel und vielleicht noch mehr werth ist, als mancher reiche Dickwanst, der schon denkt, es falle ihm eine Perle aus der Krone, wenn er einen gemeinen Mann nur ansehen muß; so ein Stolz bewahrt Jeden, auch in der allergrößten Armuth, vor was Schlechtem und Ehrlosem, läßt Keinen so weit sinken, daß er, um Geldes willen, zum falschen Heuchler und Schmeichler gegen den Vornehmen wird, oder sich wie ein Hund von ihm treten läßt; läßt Keinen aus einem armen, auch einen elenden und schlechten Kerl werden.

Wie Lebrecht die Annelie zum ersten Male, seit er wieder in Ullerstadt war, auf dem Tanzboden angesprochen hatte und sie ihn so hochmüthig und maliziös hatte abfahren lassen, da war ein Aerger über ihn gekommen, daß er sich's hoch und theuer zugeschworen hatte, die solle keinen Blick, geschweige denn ein Wort wieder von ihm kriegen; aber schon die nächste Nacht, beim Feuer, hatte er gesehen, wie ihm das Mädchen eigentlich an's Leben gewachsen, und es war ihm gewesen, als müsse er selber ihr in's Feuer nachspringen, wenn sie hätte d'rin umkommen müssen. — Wie er aber nun den andern Morgen von Christie hörte, daß Annelie mit ihrem Vater nach Grünthal gegangen sei, wie er sich kein Wort, nicht einmal einen freundlichen Blick von ihr verdient hatte und es ihm durch den Kopf fuhr, daß er sie doch nur für den Jungen vom reichen Kneiper, von dem man eben nichts weiter wisse, als daß er viel Geld habe, der noch nichts für sie gethan hatte und dem sie ordentlich wie auf dem Präsentirteller hingetragen wurde, gerettet habe, da war's ihm so bitter in der Seele geworden, wie in seinem Leben noch nicht; zum ersten Male war der Groll in ihm aufgestiegen, daß er so arm sei und es hatte lange gedauert, ehe ihm andere Gedanken gekommen waren.

Erst als er im trüben Sinnen beinah' zwei Stunden seinen Weg gegangen, war der Stolz wieder in ihm munter geworden und hatte gemeint: Annelie müsse doch nun gewiß gemerkt haben, wie gut ihr Lebrecht sei; wenn sie sich aber so wenig aus ihm mache, daß sie nun ganz kaltblütig zu ihrem Versprochenen gehen könne, da habe er auch noch Kraft genug, daß er sie ganz und gar vergessen könne, und das müsse und werde er auch thun — und wie Lebrecht auf der Höhe vor Seefeld stand, wie er mit sich selber einig war, mit keinem Gedanken mehr an das Mädchen zu denken — da sei er mit einem Male die ganze Geschichte los — wie er in den jungen, wunderschönen Morgen hineinschaute, da war's wieder klar in seiner Seele geworden und nun fing er erst an zu überlegen, wo er wohl hingehen solle, sich Arbeit zu suchen.

Also Lebrecht saß auf seinem Steine und überlegte, was er nun am gescheidtesten anfange. Sein Pathe Müller war nach Wieserode zu seinem Bruder gegangen, der selber nicht reich war; da hatte er nicht mit hingehen können; es blieb also weiter nichts übrig, als sich jetzt Arbeit zu suchen, das war geschwind überlegt; nunmehr aber, wo gleich Arbeit her; denn um jene Zeit gab's nirgends viel zu thun, und was Lebrecht gerettet hatte, war nicht darnach, daß er lange damit hätte leben können.

Ein paar Manchesterhosen und ein paar Stiefeln, zwischen denen das stramme, bloße Bein durchsah, denn er hatte bei dem Feuerlärm nicht einmal Strümpfe mitgenommen; eine Tuchjacke, in der sein lederner Geldbeutel mit den paar Groschen stak, die er vom zweiten Feiertag übrig behalten, und eine Mütze — das war sein ganzer Reichthum.

Wie er so da saß, kam Einer denselben Weg her, hatte ein recht schön roth- und braunblattriges Gesicht, als ob's ihm auf ein Glas mehr nicht ankomme, hatte die Mütze drei Viertel auf zwölf auf dem Kopfe und die Haare sahen aus wie ein Haferfeld, das der Hagel zerschlagen hat. An seiner Schößenjacke und seinen Hosen aber hingen Strohhalme und Staub, als habe er sein Nachtquartier mitten auf dem Fahrwege aufgeschlagen.

„Guten Morgen!“ sagte er, wie er an Lebrecht heran war, „gehen wir einen Weg?“

„Schön' Dank,“ sagte Lebrecht und stand auf, „bis in's Dorf wenigstens; wo's hernach weiter mit mir geht, weiß ich selber noch nicht.“

„Nu, Blitzsapperment! das geht mir gerade so!“ lachte der Andere und ging neben Lebrecht her, „'s ist kurios, wie man manchmal zusammentrifft!“ Lebrecht aber sah den von der Seite an und dachte in seinen Gedanken: „Du bist mir eine schöne Prise!“ denn der roch nach Schnaps, daß man's kaum aushalten konnte.

„Wo habt Ihr denn gelegen?“ sagte er nach einer kleinen Weile und sah den Andern von der Seite an.

„Wie's Einem gehen kann!“ meinte der und beschaute sich mit schläfrigen Augen hinten und vorn. „'s ist eine ganz verfluchte Geschichte, und ich bin ein ganz unglücklicher Kerl — und blos, weil ich's immer mit den Leuten zu gut gemeint habe: ich bin nämlich Verwalter beim reichen Kneiper in Grünthal gewesen.“

„So? beim reichen Kneiper?“ sagte Lebrecht und spannte auf.

„Ja! kennt Ihr den Hallunken? nu da wird Euch die Geschichte nicht verwundern.“

„Der Junge soll ja jetzt auf dem Gute sein!“ sagte Lebrecht.

„Ja,“ sagte der Verwalter und fuhr sich mit der Hand über's Gesicht, als wollte er sich die Müdigkeit herauswischen, „auf dem Gute ist er, aber d'rum bekümmert hat er sich noch nicht, 's wär' sonst vielleicht besser gewesen! Der bekümmert sich blos um die Jagd, des Tags auf dem Felde und des Nachts im Dorfe nach den hübschen Mädchen.“

Lebrecht wurde es, als zöge sich seine Brust zusammen.

„Ja,“ fuhr der Verwalter fort und riß das Maul zum Gähnen auf, als solle ein Fuder Heu hinein fahren, „wenn ich dem Alten einmal was auswische und der Junge kriegt's mit, da kann ich nichts davor!“

Lebrecht hatte die Faust geballt, das Gesicht finster zu-

sammengezogen und sah aus, als steige eben auch ein Gedanke, wie Jemandem eins auswischen, in ihm auf.

„Aber," sagte der Verwalter und schauerte in die Höhe, „habt Ihr nicht vielleicht einen Schnaps? 's ist Einem ganz schwachherzig zu Muthe, wenn man so die ganze Nacht auf der freien Straße gelegen hat."

„Ne," antwortete Lebrecht, „'s Dorf ist aber nicht mehr weit. Ihr wolltet mir ja die Sache mit dem alten Kneiper erzählen!"

„Ja richtig! und da werdet Ihr auch gleich merken, warum ich jetzt so aussehe! Seht Ihr, ich bin Verwalter, und jeder Verwalter hat seine Nebensportelchen, und wenn man nu gar bei so einem Kerle, wie bei dem Kneiper, ist, der Einen verhungern ließe, wenn man sich selber nichts nähme, da macht man sich vollends kein Gewissen d'raus. Nu hatt' ich einen Kameraden bei dem Amtsrath Krausewitz in Buchweiler, dem hatte ich ein paar gute Freunde von mir zugewiesen, die ihm immer abnehmen, was von der Frucht und so weiter für ihn gerade abfiel; der war nun ein Rindvieh, ließ sich von seinem Herrn bei seinen Sportelchen erwischen, ließ sich zum Teufel jagen und hatte auch in seiner Angst von mir geschwatzt. Was wird's? Krausewitz reitet zu meinem Herrn, erzählt ihm die Geschichte und was er von mir weiß, und wie ich den einen Tag heimkomme, steht Kneiper mit einem kirschbraunen Gesichte in der Thür, schimpft mich einen — nu ich will's nicht wieder erzählen, was er Alles sagte, aber gutgeschrieben bleibt's ihm! — spricht: meine ganzen Sachen behalte er als Schadenersatz; wenn ich aber noch viele Geschichten mache, werde er die Sache auf's Kriminal bringen und jagt mich wie einen Hund vom Hofe. Daß ich den Schubiak nicht gleich todtgeschlagen habe, begreif' ich alleweile nicht, 's thut aber nichts, aufgeschoben ist nicht aufgehoben! und wenn er einmal von seinem Gute laufen muß, wie ich, ohne einen Dreier in der Tasche, für den er sich einen Schnaps kaufen könnte, da kann er an mich denken! Und dem Amtsrathe bleibt's auch nicht geschenkt!"

Wie Lebrecht dem Verwalter jetzt in's Gesicht sah, wurde es ihm ordentlich graulich. Die Blattern auf seinen schlaffen

Backen waren ganz feuerroth geworden, die abgespannten Augen hatten rothe Ränder gekriegt und sahen stier vor sich auf den Weg.

„Donnerwetter," sagte er nach einer Weile und schauerte in die Höhe, „'s ist doch ganz verflucht, wenn man früh keinen Schnaps hat, und wenn mir's nur in Seefeld nicht eben so geht wie in Zäunicke. Ja, wie mir's da erging. — Ich gehe also in meiner Wuth von Grünthal weg, borge mir in Ullerstadt fünf Thaler von einem Bekannten und trinke da in meinem Aerger einen gehörigen Schnaps. In Zäunicke wohnte der Kilian, ein guter Freund von mir, mit dem ich manches Geschäftchen gemacht und der manchen Thaler an mir und meinem Kameraden aus Buchweiler verdient hatte; zu dem gehe ich hernach, treffe noch einen Bekannten dort und erzähle den Beiden, wie mir's ergangen. Nun thun die Kerle wunder wie sehr's ihnen leid thue, lassen zur Herzstärkung und daß mir die Alteration nichts schaden solle, noch einen kleinen Kümmel holen, und wir trinken zusammen bis es Nacht ist; ich aber kriege richtig einen Rausch und schlafe ein. — Kann man sich nun wohl eine größere Niederträchtigkeit denken? Ich wache auf, liege mitten im Fahrweg auf der Gasse und der Nachtwächter hat mich aufgeweckt. Wie ich nun aber denke, es ist nur ein dummer Spaß gewesen und beim Kilian an's Haus poche, schaut der nach einer langen Weile zum Fenster heraus, schimpft über den Spektakel mitten in der Nacht, meint, er kenne mich gar nicht, ich solle mich zum Teufel scheren, und wie ich ihm seine Schlechtigkeit vorwerfen will, schlägt er das Fenster zu. Wenn ich nicht gemacht hätte, daß ich zum Dorfe hinausgekommen wäre, hätte ich noch Krakehl mit dem Nachtwächter gehabt, und da habe ich denn hernach auf dem Felde meinen Rausch vollends ausgeschlafen. Heute Morgen erst merkte ich, daß mir die Spitzbuben auch noch die paar Groschen, die ich hatte, abgenommen haben. So geht's Einem nun, wenn man gegen Jemanden gut ist. Der Kilian, das ist Nummer drei, der soll auch an mich denken, und jetzt wollen wir zusehen, wie's mit dem hier im Dorfe ist. — Ja! — Nun wo seid Ihr denn aber her, Landsmann?" sagte er nach

einer Weile und wischte sich wieder mit der Hand über's Gesicht.

Lebrecht sah den Verwalter gar nicht mehr an. So Einer, meinte er, sei ihm doch noch nicht vorgekommen, und mit dem möge er nichts zu thun haben, wenn er nur erst von ihm weg wäre. „Aus Ullerstadt bin ich," sagte er und ging schärfer zu, um bald in's Dorf zu kommen, „'s ist diese Nacht abgebrannt, und da will ich mir einen Dienst suchen."

Wie Lebrecht „abgebrannt" sagte, fuhr der Verwalter ordentlich zusammen. „Abgebrannt? und habt nichts davon gebracht?" sagte er, und seine Nase und die Blattern in seinem Gesichte fingen an, sich wieder ganz roth zu färben, „wenn's doch dem Grünthaler Hallunken nur so ginge! Nun, 's ist noch nicht aller Tage Abend, und wenn er einmal von seinem Gute laufen muß, und hat keinen Dreier zu einem Schnapse mehr, hernach wird er an mich denken!"

Lebrecht lief es ganz eiskalt über den Rücken. Der Mensch kam ihm vor, wie aus dem Tollhause entsprungen, oder wie dem Galgen entlaufen; er sagte kein Wort mehr und schritt nun schärfer zu, und wie sie Beide am Dorfe waren, sagte er:

„Adje, wir gehn nun doch nicht weiter zusammen!" bog kurz vom Wege ab und ging an den Zäunen lang, bis wo's auf der andern Seite in's Dorf hinein ging. Es war ihm ordentlich leichter, wie er sich wieder allein sah.

Ein paar Häuser hinein stand das Wirthshaus; da wollte sich Lebrecht erst ein Bischen ausruhen, denn er war von der Anstrengung in der Nacht und dem Wege hierher ganz kaput; vielleicht, meinte er, könne ihm der Wirth auch einen guten Rath geben, wo er sich Arbeit verschaffen könne. Die Wirthsstube war bei so früher Zeit noch leer, aber schon gekehrt und aufgeräumt und frische Luft drin. Man sah, daß ein ordentlicher Wirth da war, und da denkt Jedes gleich, das Essen und Trinken und alles Andere müsse auch gut sein. Wenn man aber früh in eine Wirthsstube tritt, und es riecht noch nach Tausend und Allerlei, daß man lieber gleich wieder umkehren möchte; wenn sich die Tische und Bänke noch in dem Bier und

Schnaps von gestern haben, und hier und da eine Karte d'rauf 'rumschwimmt; wenn man sich erst die Lunge ausschreien muß, bis Jemand hört, und endlich die Viehmagd hereinkommt und spricht, man solle nur ein Bischen warten, der Herr liege noch im Bette — da kann auch Jedes d'rauf schwören, dahier kommen nur echte Sauf- und Spielbrüder her und der Wirth ist der allerschlimmste; da kann nur Jeder gleich wieder Kehrt machen, der nicht blos Schnaps haben will.

Lebrecht setzte sich auf eine Bank an der Fensterecke und ließ sich Käse, Brod und einen Trunk Bier geben. Er konnte den Verwalter gar nicht wieder aus dem Kopfe bringen, und wenn er d'ran dachte, was so ein Kerl im Stande wär', der Keinem was vergessen mag, der Jedem seinen Aerger und Haß nachträgt, bis er ihn nach Gefallen auslassen kann und immer giftiger wird, je länger es dauert; wie so ein Kerl, wie der, der es noch dazu mit der Ehrlichkeit nicht zu genau nimmt, es leichtlich am Galgen zu Ende bringen kann, da wurde es ihm ganz schauerlich. Lebrecht's Sache war es auch gerade nicht gewesen, es gleich zu vergessen, wenn er auf Einen einmal eine Bosheit gehabt, es wäre ihm wie eine Feigheit vorgekommen; und dem Jungen vom reichen Kneiper hatte er noch heute Morgen in Gedanken zugesagt, daß wenn er ihn einmal treffe, der sich vor ihm in Acht zu nehmen habe — er kam sich ordentlich vor, als habe er schon den Anfang gemacht, auch so Einer zu werden.

Dazu fuhr ihm eben noch durch den Kopf, daß er bei so einem Geizhals, wie Kneiper, sich am Ende auch kein Gewissen d'raus gemacht hätte, den, gerade weil er so ein Geizdrache wäre, einmal zu beschummeln — da kam der Wirth zur Thür herein, sagte: „Wohl bekomm's!" und setzte sich neben ihn. Wenn Einer aus einem fremden Ort in das Wirthshaus kommt, muß er in der Regel über woher und wohin, und was er sonst Besonderes weiß, berichten: kein Mensch braucht mehr Neuigkeiten als die Barbiere und die Wirthe, das sind die lebendigen Zeitungen, und Mancher begreift oft nicht, wie Leute weit im Lande drin etwas von ihm wissen und erfahren haben können.

Lebrecht wurde aus seinen Gedanken herausgerissen und mußte von dem Feuer erzählen. Es war ihm gerade recht, denn dabei konnte er auch sagen, wie schlecht er jetzt d'ran sei und fragen, wo er wohl im Dorfe Arbeit bekomme. Der Wirth gab ihm aber übeln Trost. Jetzt werde Lebrecht hier wohl keinen Verdienst finden, meinte er, es gäb' so viel arme Leute im Dorfe selber, die Jedem um Arbeit beinahe das Haus einliefen; es sei überhaupt ein böses Ding, vor der Ernte brodlos zu sein und er glaube auch kaum, daß er um jetzige Zeit auf den andern Dörfern was finden werde. Zu Johanni, wo Ziehzeit sei, werde er eher als Knecht unterkommen können, jetzt aber wisse er keinen Menschen für ihn, und er kenne doch die Leute im Dorfe alle.

Lebrecht war ganz still geworden, kratzte sich hinter den Ohren und meinte bei sich, das sei eine verfluchte Geschichte, und wie der Wirth von ihm wegging, zählte er heimlich seine paar Groschen und rechnete und rechnete, und zählte wieder von vorn, aber so viel er auch rechnete und zählte, und so knapp er auch leben wollte, länger als drei Tage konnte er damit doch nicht ausreichen.

Wie Lebrecht so da saß, kam Einer vor die Schenke geritten, das mußte ein Gutsbesitzer oder ein Pachter sein, wenigstens sah er mit seinem dicken Bauche und seinem breitkrämpigen Hute, mit seinen Sporenstiefeln und seiner Reitpeitsche so aus. Er stieg ab, ließ das Pferd vom Knechte in den Stall führen, und wie er in die Stube trat, zog der Wirth seine weiße Zipfelmütze vom Kopfe und sagte: „Willkommen, Herr Amtsrath! Was Wetter, wo kommen Sie denn schon her?"

„Ach, Christian, ich bin verdrießlich, hab's ganze Leben satt!" antwortete der und warf die Reitpeitsche auf den Tisch, „gieb mir einen Schnaps, aber einen kleinen, der die Hitze niederschlägt, ehe ich was anders trinke. Hol' doch der Kukuk die ganze Welt, wenn man sich auf keinen Menschen mehr verlassen kann!"

„Nun, nu!" sagte der Wirth und ging über den Schrank, wo er den Branntwein hatte, „wieder was Neues!"

„Ach ne!“ sagte der Amtsrath und setzte sich am Tische nieder, „da ist mir eben der nichtsnutzige Kerl vom Grünthaler Gute begegnet, und 's hätte nicht viel gefehlt, so hätte ich ihm mit der Reitpeitsche Eins über sein versoffenes Gesicht gegeben, so fuhr mir wieder der Aerger durch den Kopf, als ich ihn sah. — Siehst Du, Christian, seit ich die Geschichte an dem Wilhelm habe erleben müssen, ist mir's ganze Leben vergällt; keinem Menschen kann man mehr recht trauen, auf keinen sich ordentlich verlassen, ich wenigstens mag's nicht mehr, und da muß ich nun, auf meine alten Tage, Herr, Inspektor, Verwalter und wer weiß was noch alles selber sein, habe keine recht fröhliche Stunde mehr, denke, Jeder geht nur darauf aus, mich zu betrügen, und da ist der Grünthaler Schuft eigentlich allein dran Schuld. — 's war eine bessere Zeit, Christian, wie Du noch bei meinem Vater seliger auf dem Gute warst, da war von Saufen, Spielen und Bestehlen zuletzt noch keine Rede!“

Das war also der Amtsrath Krausewitz aus Buchweiler, von dem Lebrecht heut Morgen schon gehört hatte.

„Nu, nu, 's giebt wohl auch jetzt noch brave Kerle!“ meinte der Wirth und setzte sich daneben an den Tisch, „man darf nicht alle in eine Brühe werfen und sich selber 's Leben schwer machen.“

„Ach was, 's giebt!“ sagte der Amtsrath, „hast Du meinen Wilhelm ordentlich gekannt? Das war der ehrlichste und beste Mensch, den's geben konnte, den hatte ich schon als Jungen auf's Gut genommen und dachte, mir was an ihm zu erziehen. — Da wird er mit dem Grünthaler Verwalter bekannt, lernt Spielen und Trinken und bestiehlt mich am Ende hinter meinem Rücken. Das hat mir den Knax gegeben. Wenn der's so machen konnte, da bin ich auch bei keinem Andern sicher, und wenn auch Einer besser wär' als viele Andere, so hielt er doch eben so wenig Stand, wenn einmal die Versuchung käme, oder wenn er aus Ehrlichkeit was einbüßen sollte; 's ist ein wahrer Jammer! — Bedächte doch ein Kerl nur vorher, daß er seinem Herrn tausendmal mehr Schaden an seiner Ruhe und Zufriedenheit macht, als das werth ist, um was er ihn betrügt, daß nun auch alle andern Leute unter seiner

Schlechtigkeit mit leiden müssen. — Besorg' mir was zu essen, Christian!"

Lebrecht hatte die ganze Zeit gethan, als schaue er zum Fenster hinaus, hatte dabei aber mit beiden Ohren auf das Gespräch gehorcht. Wie nun der Wirth hinaus ging, stand er von seinem Platze auf und setzte sich an den Tisch, wo der Amtsrath saß. „Mit Verlaub!" sagte er, „Herr Amtsrath, 's giebt wohl noch brave Kerle in der Welt, die auch die Versuchung aushalten!"

Krausewitz drehte sich nach ihm um. „So?" sagte er und es zog wie ein halber Spott über sein Gesicht, „und von den braven Kerlen ist Er wohl der Erste?"

Lebrecht wollte sich beinahe über die Miene ärgern, die der zog, aber er unterdrückte es und meinte: „das habe er nicht gesagt, 's könne wohl genug bessere als er geben, für sich könne er aber nur alleine stehen."

„Das sei wohl recht gut gesprochen," sagte der Amtsrath, und wurde wieder verdrießlich; „so rede aber ein Jeder, und die sich selber am meisten lobten, mit denen sei gerade das Wenigste los."

In Lebrecht fing der Aerger schon wieder an aufzusteigen. „Nu," sagte er, „wenn sich kein Mensch um Einen bekümmert, da muß man's doch selber sagen, an der Nase kann's Einem doch Keiner absehen?! ich würd's nicht gesagt haben, wenn ich nicht müßte!"

Der Amtsrath sah ihm in seine braunen, treuherzigen Augen, beschaute ihn dann von oben bis unten und fragte, wie er das meine und wer er eigentlich sei.

Lebrecht fing an zu erzählen, er sei der Schulmeistersson aus Ullerstadt; er habe einmal was Anders als Knecht und auch als Schulmeister werden sollen; aber so und so sei es ihm ergangen; er habe wieder von Erfurt zurück gemußt, und habe gedacht, wenn er mit seinem Pathen zusammen wirthschafte, sich nach und nach selber eine kleine Wirthschaft zu erarbeiten. Nun sei aber das Feuer gekommen. Jetzt denke noch nicht einmal Jemand an's Aufräumen, geschweige denn an's Aufbauen; hernach komme die Ernte, da könne auch Niemand

aus der Nachbarschaft helfen, und nach der Ernte komme es noch darauf an, wer Geld zum Bauen kriegen werde, und ob sein Pathe sich gleich wieder aufhelfen könne. Da bleibe ihm nichts übrig, als sich jetzt zu vermiethen. Nun werde der Amtsrath wohl sehen, warum er sich wohl selber herausstreichen müsse, denn es gehe ihm jetzt schlecht und wenn er nicht bald einen Dienst kriege, wisse er gar nicht, was anfangen. Wolle es Jemand mit ihm probiren, und ihn zu Besserem als zum Knecht brauchen, nun, da werde er schon zeigen, daß, wenigstens mit dem Schreiben, Lesen und Rechnen und was sonst noch dazu gehöre, er es mit Manchem aufnehme. Von wegen der Ehrlichkeit habe er seine eigenen Gedanken; manchmal wären die Herren selber dran schuld, wenn die gehörigsten Kerle sich an dem vergriffen, was nicht ihre wär' — der Amtsrath solle ihm das nicht übel nehmen, ihn kenne er nicht — aber wahr sei es doch oft genug.

Krausewitz hatte sich ordentlich von seinem Stuhle in die Höhe gerichtet, und schaute den Lebrecht mit großen Augen an.

„Was ist das für Zeug?" sagte er endlich, „Er macht's noch besser als mein Spitzbube! nun sollen also die Herren dran schuld sein, wenn Einer stiehlt und betrügt? und der will von seiner Ehrlichkeit schwatzen?"

Dem Lebrecht fuhr das ganze Blut in's Gesicht. „Von mir habe ich nicht gesprochen," sagte er, und man sah es ihm an, daß er den Aerger mit Gewalt niederdrückte, „ich selber, glaube ich, könnte mich nicht wieder im Spiegel ansehen, wenn ich Einen nur um eine Stecknadel betrügen könnte, aber was ich gesagt habe, habe ich gesagt. Ich will keinem Menschen was nachreden, aber wenn Einer ein Geizhals ist, Keinem die Butter auf dem Brote gönnt und am liebsten säh', wenn es seine Leute alle trocken äßen; wenn er nun vollends in Jedem einen Faullenzer oder gar einen Spitzbuben vermuthet, Jedem auf Tritt und Schritt nachgeht und nachzählt und nachrechnet und bei jedem Quarke einen großen Krakehl anfängt, da kann dem besten Kerle, wenn er ganz taktfest ist, der Teufel durch den Sinn fahren: gerade, weil der Herr so sei, solle er nun erst recht beschummelt werden, oder, was er sich nehme, habe

er zehndoppelt verdient und brauche sich kein Gewissen d'raus zu machen — schlecht ist und bleibt das immer und wenn Einer einen Herrn, der nicht so ist, bestehlen kann, da ist es vollends mehr als Schande werth; ich habe aber nur sagen wollen, wie sich die Herren manchmal selber unehrliche Leute machen."

Der Amtsrath sah ihn mit einem ganz kuriosen Blicke an. „Also," sagte er, „Er meint, Er sei ehrlich und werde es bleiben, wenn Er keinen solchen Herrn hätte, und werde ihm treu sein und nur auf seinen Vortheil sehen?"

„Ja!" antwortete Lebrecht, und man hörte es, daß er es mit dem ganzen Herzen sagte, „und ich glaube, wenn ich auch einen Geizdrachen zum Herrn hätte, ich ging lieber fort, als daß ich mich an was vergriff."

„So," sagte Krausewitz und ließ die Augen, die ordentlich schlau geworden waren, nicht von Lebrecht's Gesicht, „und Er braucht nothwendig Arbeit und würde zu mir in Dienst kommen?"

„Ja gleich, wenn Sie mich brauchen können."

„Nu, da will ich Ihm was sagen!" meinte der Amtsrath und fing an heimlicher zu sprechen. „Ich habe ein paar böse Feldnachbarn, derenhalber kann ich nur Einen brauchen, der blos auf meinen Vortheil sieht; geizig bin ich nicht und es hat's Einer gut bei mir, wenn er mir immer zu dem verhilft, was mir gehört. Zu meines Vaters seliger Zeiten haben die Schufte die Grenzsteine von unserer Flur verrückt; das habe ich aber erst gemerkt, wie ich das Gut übernommen habe, und kann ihnen nun nichts beweisen Wollt' ich sie verklagen, gäb's einen langen Prozeß und das mag ich nicht. Da mein' ich nun, es wäre besser, wenn ich nach und nach, gerade so, wie ich d'rum gekommen bin, wieder dazu kommen könnte, ohne daß Jemand gerade was merkte. Hm? 's käme nur darauf an, daß man 's ein Bischen gescheidt anfing; glaubt Er wohl, daß er das könnte?"

Lebrecht sah den Amtsrath ganz verdutzt an; wie er aber den in die pfiffigen Augen schaute, sagte er: Krausewitz wolle ihn wohl zum Narren haben, so eine Geschichte habe er noch nicht gehört. Der Amtsrath aber meinte: er habe jetzt keine

Laune, Einen zum Narren zu halten oder Spaß zu machen; was er gesagt habe, sei sein purer Ernst, und wenn Lebrecht es mit seinem Herrn wirklich so treu meinen wolle, daß er nur auf den seinen Vortheil sehe, so wollten sie gleich mit einander in's Reine kommen. Ein Gewissen brauche er sich wegen der Geschichte nicht zu machen; er, der Amtsrath, nehme Alles auf sich, er solle es auch so gut wie Keiner bei ihm haben, und er habe ihm ja auch schon gesagt, daß er nur zu seinem Eigenthum wieder kommen wolle.

Wie Krausewitz so redete, dachte Lebrecht nicht an seine paar Groschen im Sack und nicht, daß er einen Dienst haben müsse, gut oder schlecht, und nicht, daß der Wirth gesagt hatte, jetzt werde er schwer Arbeit finden; es schoß ihm nur durch den Kopf, was sich der Mensch wohl einbilde, daß er ihm so ein Spitzbubenwerk zumuthen könne, und was der wohl überhaupt von ihm denke, möge es nun Spaß oder Ernst gewesen sein. Die Augen des Amtsrathes ruhten auf seinem Gesichte, gerade wie wenn Einer Einem etwas zu rathen aufgiebt und darauf wartet, ob der's wohl klein kriegt, und das ärgerte Lebrecht noch mehr.

„Hören Sie einmal," sagte er und wandte sich halb weg, „wenn Sie etwa denken, Sie wollen mich auf die Probe stellen, da kommen Sie zum Unrechten; ich finde schon einen Dienst bei Leuten, die mir auf's Wort glauben; mit solchen Geschichten ist es nichts bei mir. Wenn Sie's aber im Ernst meinen, so ist es erst recht nichts, und da schwatzen Sie um Gotteswillen nicht mehr so viel von der Ehrlichkeit!" Und damit drehte er sich ganz weg und schaute zum Fenster hinaus.

Der Amtsrath sah aus, als wisse er nicht, was er für ein Gesicht machen solle. „Nu, nu!" sagte er endlich, „was will ich denn von Ihm? Andere Leute würden Ihn gar nicht erst d'rum gefragt haben; man merkt's Ihm an, daß er noch nicht gedient hat; wenn Er denkt, Er kann überall nur Alles nach seinem Kopfe machen, da ist er schief. Wie ich Ihn vorhin fragte, ob Er blos auf meinen Vortheil sehen wolle, sagte Er gleich ja, nun sieht man's, wie weit's damit her ist."

Lebrecht drehte sich herum und wollte mit was von „Spitz-

bubenarbeit" 'rausfahren, aber er besann sich noch und sah den Amtsrath nicht einmal an.

„Ja, da ist's freilich nichts mit uns," fuhr der fort, stand auf und griff nach seinem Hute, „da wird Er in der jetzigen Zeit lange laufen, ehe Er einen ordentlichen Dienst kriegt." Und damit nahm er seine Reitpeitsche und wollte zur Stube hinaus.

Wie er die Thür aufmachte, rannte er beinah' gegen den Grünthaler Verwalter, daß er ordentlich zurückprallte. Der Verwalter aber stellte sich mitten in die Stubenthür und glotzte den Amtsrath mit einem paar Augen an, wie ein abgestochenes Kalb. Der wartete erst ein klein Weilchen, ob er 'raus oder 'rein gehen werde, wie's ihm aber zu lange dauerte, und der Mensch gar nicht that, als wisse er, daß er Jemandem im Wege stehe, schoß ihm das Blut nach dem Kopfe, er nahm die Reitpeitsche in die Höhe und schrie ihn an: „Will Er wohl aus dem Wege gehen, oder soll ich Ihm Eins über sein versoffenes Hallunkengesicht ziehen?"

Da fuhr der Verwalter in die Höhe, als wäre er im Traume gewesen, oder als sehe er jetzt den Amtsrath, trat einen Schritt zurück, und Krausewitz ging an ihm vorbei, ohne ihn noch mit einem Blicke anzusehen. Aber der Verwalter sah dem Amtsrathe desto länger nach, und wie er in die Schenkstube trat, schlug er mit der Faust auf den Tisch, als wolle er ihn von einander schlagen, und machte ein Gesicht dazu, so ingrimmig, wie es nur ein versoffener, niederträchtiger Kerl in seiner Wuth machen kann, setzte sich nachher an den Tisch, stemmte den Kopf auf die Arme und stierte in einemweg vor sich hin. Lebrecht meinte, der müsse bei seinem Kameraden wohl einmal über den Durst gefrühstückt haben, stand auf und setzte sich wieder an seinen frühern Platz.

Der Himmel hatte angefangen, sich mit dicken Gewitterwolken zu überziehen, die Luft war schwül und drückend geworden, man spürte es selbst in der Stube, und über Lebrecht, der die ganze Nacht kein Auge zugethan, die ganze Nacht gearbeitet und frühmorgens den Weg nach Seefeld gemacht hatte, kam eine gewaltige Müdigkeit. Er sah die Leute nach der Kirche ziehen und meinte, wenn er auch jetzt nach einem Dienste im

Dorfe gehen wollte, so treffe er doch keinen Menschen zu Hause, legte die Arme auf den Tisch und den Kopf darauf und wollte ein Bischen schlafen; aber die Hitze ließ ihn nicht dazu kommen. Da zog er die Jacke aus, that sie neben sich auf die Bank und bald war er in einen wahren Todesschlaf gefallen.

Die Kirche wurde aus und es ging auf Mittag; Lebrecht schlief fort und der Wirth ließ ihn ruhig liegen. Die Schenkstube fing an, sich mit Burschen und Männern anzufüllen; Lebrecht in seiner Ecke saß Niemandem im Wege und kein Mensch weckte ihn, und erst spät Nachmittag, als sich Welche an seinen Tisch setzten und Einer die allerneueste Neuigkeit, den Ullerstädter Brand, bei dem er mit gewesen war, auskramte und dabei in seiner Begeisterung das Bierglas von seinem Nebenmanne umwarf, daß das Bier wie ein Gewitterregen Lebrecht in's Gesicht spritzte, fuhr er erschreckt in die Höhe. Erst sah er sich schlaftrunken um und mochte nicht gleich wissen, wo er war; aber wie er die an seinem Tische lachen sah, und wie sie das Bier wegwischten, wie er die Nässe in seinem Gesichte spürte, da kam ihm die Besinnung schnell genug. „Schafköpfe!" brummte er, wischte sich mit dem Hemdärmel das Gesicht ab und zog dann seine Jacke an.

Draußen goß der Regen in Strömen nieder; Lebrecht sah nach der verräucherten Wanduhr hinter dem Ofen, es war schon bald um Vier, und wie er nun hinaus in das Wetter schaute, wurde es ihm nicht ganz wohl zu Muthe. In der Stube saßen alle Tische voll Männer und Burschen, entweder hinter den Karten oder hinter ihren Bier- und Schnapsgläsern, und die so und so viel rauchenden Tabackspfeifen hatten schon ein gehöriges Quälmchen gemacht. Lebrecht meinte, da könne doch Mancher d'runter sein, wo er vielleicht ein Unterkommen finde; er wolle den Wirth fragen, daß er ihn zu Einem oder dem Andern hinweise. Er griff nach seinem Geldbeutel, um gleich seine Zehrung zu bezahlen; wie er aber in seine Jacke fuhr, wurde er mit einem Male kreideweiß; hastig fuhr er in seine andere Tasche und dann noch einmal in die erste — einen Augenblick war's, als hätte ihn Einer Hände und Füße kaput geschlagen, nachher aber schrie er mit einem Male auf: „Ich

bin bestohlen, 's hat mir Eins meinen Geldbeutel gemaust!" daß die Burschen an seinem Tische ordentlich zusammenfuhren. „Mein Geldbeutel, mein Geldbeutel!" schrie er in einemfort und griff wie ein Verzweifelter in seinen Taschen herum, „meinen Geldbeutel hat Einer gestohlen!" In der Stube hatte mit einem Male jedes andere Gespräch aufgehört; die Kartenspieler, die Trinker, Alles fuhr mit den Augen nach dem Platze, wo es „bemaust, gestohlen" hieß, und der dem Lebrecht am nächsten saß, sprang mit blitzrothem Gesichte in die Höhe. „Was will Er? halte Er sein Maul von wegen bestohlen, sonst wird's nicht gut!"

„Ich hab's Ihm nicht schuld gegeben," sagte Lebrecht in seiner Angst, „aber gestohlen ist mein Geldbeutel, ich hab' ihn noch in der Tasche von der Jacke gehabt, ehe ich eingeschlafen bin!"

„Halte Er sein Maul, sage ich Ihm noch einmal," schrie der Andere und legte die Faust auf den Tisch, „ich sitze hier neben Ihm und so lange wir hier sind, ist kein Mensch weiter hergekommen!"

„Nu, er ist doch fort, und ich will's tausendmal beschwören, daß ich noch, ehe ich eingeschlafen bin, mein Geld durchgezählt habe!" rief Lebrecht; da kam der Wirth herbei.

„Mache Er hier keinen Krakehl!" sagte er, „die Burschen dahier kenne ich miteinander, die brauchen Seine paar Pfennige nicht! Er hat aber schon seit dem Morgen geschlafen, da sind fremde Leute genug in der Stube gewesen, und wenn Ihm was gemaust ist, hätte Er sich besser in Acht nehmen sollen."

„Aber, Du Herrgott," sagte Lebrecht, „was soll ich denn anfangen? 's war ja mein ganzes Geld d'rin, was ich vom Brande davon gebracht habe, draußen gießt's wie mit Mollen und ich kann ja nicht einmal nach Arbeit gehen, daß ich Brod und ein Unterkommen kriege."

Der Wirth zuckte die Achseln und sagte, 's wäre schlimm, aber er könne ihm nicht helfen; er hätte sich besser in Acht nehmen sollen; und wenn er darauf gebaut habe, daß er hier im Dorfe unterkommen werde, solle er sich die Hoffnung nur

vergehen lassen, hier gäb's nichts, da könnte er Alle fragen, die da säßen.

Lebrecht wußte nicht, ob's ihm wüthig oder angst und bange werden sollte und er fuhr endlich heraus: das sei ihm auch ein schönes Haus, wo man sich nicht einmal hinsetzen könne, ohne bestohlen zu werden; da wurde der Wirth aber böse und sagte: er solle froh sein, wenn er ihm die Zehrung schenke, mache er aber noch viel Geschichten, so wolle er ihm zeigen, wo der Zimmermann das Loch gelassen habe.

Lebrecht biß die Lippen aufeinander, setzte sich an ein Fenster, wo kein Mensch saß, sah in den Regen hinaus und überlegte, was er nun anfangen solle. Die Andern in der Stube hatten sich, wie's zu keinem weitern Spektakel gekommen war, wieder zu ihren Karten und Gläsern gekehrt, und Keins bekümmerte sich weiter um den armen, abgebrannten, bestohlenen Kerl.

Lebrecht sinnte und sinnte, was er machen solle, wohl eine Stunde lang, daß ihm zuletzt der Kopf ordentlich weh that, aber es wollte und wollte sich nichts finden; die Angst und der Schrecken hatten ihn wie ganz dämlich gemacht. — Wie er so dasaß, kam der Wirth wieder an ihn heran und sagte, er solle einmal mit herauskommen. Lebrecht meinte, dem sei vielleicht etwas für ihn eingefallen, nahm seine Mütze und folgte.

„Nu sag' er nur einmal," fing der Wirth an, wie sie Beide in der Hausflur in einer Ecke standen, „warum hat Er denn eigentlich den Dienst bei dem Amtsrath Krausewitz nicht angenommen? Besser kriegt Er's und wenn Er zehn Jahre 'rumläuft, doch nirgends."

Lebrecht sah den Wirth von der Seite an. „So! woher wißt Ihr denn, daß ich ihn nicht gewollt habe?"

„Der Amtsrath hat in meiner Stube Mittagsbrod gegessen und hat mir Alles erzählt; wir kennen uns schon von Kind auf. Ich will Ihm was sagen. Geh' Er jetzt noch nüber nach Buchweiler, da ist Er gleich unter; sonst kann Er noch lange laufen und kann zu guter Letzt noch betteln gehen; ich mein's gut mit Ihm!"

„Nu," sagte Lebrecht, „wißt Ihr denn auch, was der mir zugemuth't hat?"

„Hör' Er einmal!" meinte der Wirth, „wenn man so weit ist wie Er, wenn man nicht weiß, was essen und wo schlafen, da kann man nicht zusehen, ob jedes Ding vorn und auch hinten hübsch glatt ist, darf nicht so kürisch sein, als hätte man die Tasche voll Thaler und muß zugreifen, wo was zu kriegen ist. Was der Amtsrath Ihm anbefiehlt, mag der auch verantworten, und um weiter hat Er sich nichts zu kümmern!"

„Und nun will ich Euch sagen," sprach Lebrecht und schwenkte seine Mütze hin und her, „daß man solche Arbeit nur einem Hallunken zumuth't, und daß Ihr, wenn Ihr die Geschichte mit dem Andern abgekartet habt, gerade so ein Spitzbube wie der Amtsrath selber seid! Das könnt Ihr ihm sagen, Adje!" Und damit hatte er resolut seine Mütze auf den Kopf gesetzt und wollte an dem Wirthe vorbei. „Halt' einmal, Er will also nicht?"

„Aus dem Weg! mit so einer Art mag ich nichts zu thun haben!" rief Lebrecht, stieß beinahe den Wirth über den Haufen, daß er gegen die Wand flog, und war zur Thüre hinaus, ehe der sich's versah.

„Das ist doch ein verfluchter Kerl!" sagte der Wirth und sprang nach der Hausthür. „He, Er! wart' er doch einmal!" schrie er ihm nach, aber Lebrecht ging, ohne zu hören, starken Schrittes das Dorf hinunter; in der Wirthsstube schrieen sie nach Bier und Schnaps, klapperten mit den Gläsern und trommelten auf die Tische, und der Wirth ging, sich in den Haaren kratzend, wieder in's Haus hinein.

Keine fünf Minuten waren vergangen, da trat der Amtsrath in die Stube und schaute sich um, als suche er Jemand. „Nun?" sagte er, wie der Wirth auf ihn loskam; der aber machte ein Gesicht, von dem man nicht wußte, ob's ärgerlich oder lustig, sauer oder süß sein sollte. „Das ist ein Kerl!" sagte er, „der hat mich mit meinen schönen Vorschlägen über den Haufen gerannt, ehe ich mich's versehen, und fort ist er! wohin? das mag nun der liebe Gott wissen!"

„Donnerwetter!“ rief der Amtsrath und stampfte mit dem Fuße auf die Erde; „fort ist er? das ist doch ganz verflucht; siehst Du, Christian, das wär' vielleicht Einer für mich gewesen, und nun muß der gerade so übelnehmisch sein. Wo ist denn der Bursche hingelaufen?“ Er war von der Nachricht ordentlich roth geworden und wie nun der Wirth meinte, Lebrecht sei gerade das Dorf hinausgegangen, ließ er sich das Pferd aus dem Stalle ziehen und ritt hinterdrein. —

Dem Gewitterregen war ein wunderschöner Abend gefolgt. Auf dem Grase, den Blumen und Getreidehalmen lagen überall noch große, schwere Regentropfen, aber die untergehende Sonne schien so hell darauf, daß die ganzen Felder wie Regenbogen blitzten und schillerten. Lebrecht war zum Dorfe hinausgelaufen, den ersten Weg, der sich vor ihm aufthat. Wie er sich nun endlich umschaute, wo er eigentlich gehe, sah er einen Fußweg, der sich vor ihm hinstreckte. Auf der Höhe fing Wald an, da schien er sich d'ran hinzuziehen. —

Wo Lebrecht jetzt hinwollte, wußte er selber nicht; das, meinte er, sei aber auch alleweil ganz egal; in ein Dorf komme er doch bestimmt wieder, und wenn er heute Abend nichts mehr für sich finde, werde doch Keins einem Abgebrannten ein Nachtbrot und eine Schlafstelle auf dem Heuboden versagen. Jetzt freue er sich aber nur, daß er die Beiden, den Amtsrath und den Wirth, so abgeführt habe; die sollten schon ein ander Mal Respekt vor einem ehrlichen Kerle haben, und wenn er noch zehnmal ärmer wäre und sie die Tasche noch zehnmal mehr voll Geld hätten. Und da ging er strammen Schrittes in den kühlen, duftigen Abend hinein, und wer ihn hätte gehen sehen, hätte nicht gedacht, daß er keinen Pfennig im Sacke und weder Mittag- noch Nachtbrot im Leibe habe.

Die Sonne war hinunter, aus den Wiesen fingen an die Nebel in die Höhe zu steigen, und Frösche und Heupferde machten ringsherum die schönste Musik. Lebrecht ging am Rande des Waldes, der eben sein Ende erreichte, und sah vor sich, ob nicht bald ein Dorf komme. Mit einem Male blieb er stehen, hob den Kopf und horchte stark seitwärts. — „Hülfe!“ schrie es von Weitem, wie wenn Einem eben der Athem aus-

gehen will, und dann war Alles wieder still; Lebrecht aber besann sich nicht lange, fuhr wie ein Donnerwetter quer über die Aecker weg und dann in's Gebüsch hinein. —

An der Straße, die durch den Wald geht, lag ein dicker Mann, japste und stöhnte, denn auf seiner Brust kniete Einer, der hatte die Faust an seiner Kehle und ließ ihm kaum so viel Athem, daß er nicht erstickte.

„Lieg' still, Hallunke, sonst drück' ich Dir schon jetzt den Blasebalg zu!" sagte der mit halb unterdrückter Stimme. „Dir hilft Gott und der Teufel nicht mehr. Erst mußt Du mir in mein verfoffenes Gesicht sehen, bis Du Dich d'rüber halbtodt geärgert hast, und nachher mach' ich Dich ganz todt, weil Du mich um meinen Dienst, um's Brot und um Alles mit einander gebracht hast! Das hab' ich Dir hoch und theuer zugeschworen und das halt' ich!"

Der Dicke machte mit verzweifelter Anstrengung einen Versuch, sich zu befreien; aber mit einem Drucke hatte ihm der Andere die Luft genommen; roth und grün wurde es ihm vor den Augen, die Todesangst krallte sich in sein Herz, er wollte schreien, er konnte nicht, enger und enger schlossen sich, wie mit eiserner Kraft, die Hände um seinen Hals; er wollte nicht sterben, er durfte nicht sterben, hatte denn der Himmel keinen Blitz für den ungeheuren Frevel, gab's denn keinen Gott im Himmel mehr, oder schaute er nicht hierher? Die Brust wollte ihm springen, wie ein Feuermeer wogte es vor seinen Augen — da rauschte das Gebüsch, da flog eine Faust, schwer wie ein Zentnerstück, dem Mörder in's Genick, daß der, wie weggeputzt, auf die Straße stürzte. Hinter ihm drein sprang Lebrecht, der gerade zu rechter Zeit gekommen war, aber trotz der ungeheuren Ueberraschung war der Andere doch, schnell wie eine Katze, wieder auf den Beinen, sprang in das Strauchwerk hinein und war in der Dunkelheit verschwunden.

Noch halb außer Athem, mit heißen Backen und verdrießlich, daß der Schuft entwischt war, kehrte Lebrecht um; der Dicke saß, kirschbraun im Gesichte, auf der Straße, hielt beide Hände gegen die Brust gedrückt und that, als könne er keinen Athem wieder kriegen.

„Nu, das ist doch ein wahres Glück, daß ich noch dazu gekommen bin!“ rief Lebrecht, „hat denn hier herum schon Jemand so eine Schandthat gehört? So ein Hundsfott, so ein verdammter, fort ist er! aber er wird wohl dem Galgen nicht vorbeilaufen. Nu seht nur zu, ob Euch nichts am Leibe kaput ist?“ und damit faßte er den Andern unter den Arm und half ihm wieder auf die Beine. „Geht's?“ fragte er, als der Dicke nach mancher Anstrengung wieder stand; der aber schüttelte nur mit dem Kopfe, hatte den Lebrecht fest beim Arme gepackt und konnte noch kein Wort herausbringen.

Erst wie er eine ganze Weile geächzt und gejapst hatte, fing er endlich an: „Daß — daß Er mir nicht fortläuft! — Donnerwetter — keine Sekunde mehr, da ging das Licht aus!“

Lebrecht schaute dem Manne genauer in's Gesicht. „Sie sind's, Herr Amtsrath?“ sagte er gerade nicht sehr freundlich, und wollte seinen Arm aus dessen Hand ziehen; aber der hielt ihn, so fest er konnte.

„Daß — daß Er mir nicht fortläuft — Schwerenoth — die Bestie — der Hallunke — nu, jetzt soll er d'ran glauben. Halt! Er läuft mir nicht davon!“ rief er, als Lebrecht sich von Neuem losmachen wollte, „Er soll mit mir zufrieden sein!“

„Hat gar nichts zu sagen, ich brauche von Ihnen Nichts!“ sagte Lebrecht, „seien Sie froh, daß Sie so davon gekommen sind und lassen Sie mich meiner Wege gehen!“

„Will Er wohl — lass' Er mich doch nur zu Athem kommen!“ rief Krausewitz, „ich hab' ja mit Ihm Spaß gemacht! Sei doch nicht gar so dumm, Kerl, und höre ein ordentliches Wort!“

„Nu, was soll's denn noch?!“ fragte Lebrecht ungeduldig, „von Ihren Geschichten mag ich nichts wissen und mit Ihnen mag ich nichts mehr zu thun haben!“

„Kerl!“ sagte der Gutsbesitzer und faßte ihn bei beiden Armen, „Du bist doch eine kreuzbrave Seele, aber thue mir den Gefallen und sei nicht dumm. Siehst Du denn nicht ein, daß ich blos habe probiren wollen, wie weit's eigentlich mit Deiner Rechtschaffenheit geht? Und hättest Du nicht in Deiner verteufelten Hitze den Wirth über den Haufen geschmissen und

wärst fortgerannt wie ein wildes Thier, so hätt'st Du's schon dort erfahren. Nu, sieh' mich nur nicht an, wie das achte Weltwunder und mache keine langen Geschichten mehr, daß wir bald heim kommen; Du hast Hunger im Magen und mir thun alle Rippen im Leibe weh. Mein Brauner wird uns schon angemeldet haben. Zu Hause wollen wir zusehen, was weiter wird. Na, will Er mitgehen? Vorwärts marsch!"

Lebrecht ging neben dem Amtsrathe her und hatte, wie sie schon die Lichter in Buchweiler sahen, noch kein Wort gesprochen. Das Ding war ihm so die Quer in den Kopf hineingefahren, daß er selber noch gar nicht recht wußte, wie es ihm eigentlich war; der Amtsrath aber schimpfte in einemweg auf den Hallunken, der ihn überfallen. „So ein Himmelhund! komme ich da ganz ruhig hergeritten, und ärgere mich nur, daß Dich der Wirth hat davonlaufen lassen; mit einem Male packt mich was hinten am Rock und rautsch! fliege ich auf die Erde, daß ich denke, alle Knochen sind mir kaput, und ehe ich mich noch besinnen kann, spüre ich schon ein Knie auf meiner Brust und fünf Finger an meiner Kehle. Aber erst, wie ich sah, daß ich den Grünthaler Galgenvogel vor mir hatte, wie der mir den Hals zudrückte, als wolle er einen Scheffelsack zuschnüren, da erst merkte ich, woran ich eigentlich war, und hatte mich schon auf alles Mögliche gefaßt gemacht. Jetzt soll er aber was spüren, so ein Schandkerl, solches Rabengezücht!" Und so ging es fort, bis sie das Gut vor sich liegen sahen. Lebrecht wollte auch was sprechen, aber er wußte gar nicht, wie und wo anfangen; erst hatte es ihm nicht recht scheinen wollen, daß der Amtsrath ihn nur habe probiren wollen; hernach meinte er aber: wolle der einen Spitzbuben haben, so finde der ja zehn für einen und brauche es nicht gerade auf ihn zu münzen, und endlich war er mit sich Eins geworden, mitgehen thäte er, er könne ja immer noch machen, was er wolle, und auf alle Fälle gäb's ein Nachtbrot und ein Schlafquartier.

Es war den andern Morgen. Die Sonne beschien schon seit drei Stunden das stattliche Wohnhaus des Amtsraths, und gerade so lange wartete Lebrecht schon, daß er ihn rufen würde. Er war den Abend vorher in die Verwalterstube quartiert wor-

den, und die Wirthschafterin hatte ihm ein Nachtbrot aufgetragen, wie's gerade für seinen ausgehungerten Magen gepaßt hatte, ein Stück Rindfleisch, drei Fäuste groß, und eine Zwiebelbrüh', daß Lebrecht das Wasser im Munde zusammengelaufen war. Wie er sich nun nicht lange dazu hatte nöthigen lassen, hatte sich die Wirthschafterin zu ihm gesetzt und ihm die Würmer aus der Nase ziehen wollen, hatte nicht genug erzählen können, wie sie sich erschrocken gehabt hätten, als der Braune, der doch so fromm wie ein Lamm sei, mit einem Male ohne Reiter angekommen wäre, und wie sie doch gar zu gerne wissen möge, was dem Amtsrathe eigentlich passirt sei, sie mache sich ordentlich Angst d'rüber und wisse doch nicht warum. Wie nun Lebrecht nicht darauf gehört, hatte sie geradezu gefragt, wo er denn her sei, er solle wohl der neue Verwalter werden, gehörig genug sehe er dazu aus; er wisse doch gewiß auch, was dem Amtsrathe geschehen sei, daß er habe zu Fuß herlaufen müssen. — Lebrecht aber hatte in seinen Gedanken gedacht: „Weil Du so neugierig bist, sollst Du gerade nichts wissen!" hatte mit vollgestopften Backen immer d'rauf losgegessen und wenn die Wirthschafterin gefragt, ganz ernsthaft nur immer: „ja! ja!" gesagt. Wie die das aber endlich verdrossen gehabt, und sie zu ihm gesagt hatte, er höre wohl nicht gut, daß er weiter nichts zu sprechen wisse, da hatte er geantwortet: ja, er sei nun mit Essen fertig, es habe ihm wunderschön geschmeckt; jetzt aber sei er müde und wolle schlafen gehen! und die Wirthschafterin hatte bei sich gemeint, ein so dickfelliger Kerl sei ihr doch noch nicht vorgekommen, und war muckisch abgezogen.

Also Lebrecht wartete schon seit Sonnenaufgang, daß er erfahren sollte, was der Amtsrath mit ihm vorhabe. Die Zeit fing ihm eben an ein Bischen lang zu werden, und er dachte daran, daß er sich derweil den Hof und die Ställe ansehen wolle, da kam Krausewitz zum Thorwege hereingeritten, der war schon auf dem Felde gewesen, und gleich darauf kam eine Magd und sagte Lebrecht, er solle zum Herrn kommen.

Wie Lebrecht zum Amtsrath in die Stube trat, stand er da und brannte sich die Morgenpfeife an. „Nu," sagte er und blies große Dampfwolken vor sich her, „gut geschlafen?"

„Ja, warum denn nicht?“ antwortete Lebrecht, „daran hat's mir noch nicht gefehlt.“

„Er ist aber schon früh wieder auf dem Zeuge gewesen, hab's schon gehört!“ sagte der Amtsrath, „das ist gut und nun wollen wir einmal zusehen, was weiter mit uns wird. Dort steht Dintenfaß, Feder und Papier, da schreib' er einmal die Geschichte auf, wie mich gestern der Mordssackermenter angefallen hat; das will ich in's Kriminal schicken; wenn er was davon nicht weiß, will ich's ihm sagen. Hernach rechne er mir einmal aus, wie viel wir dies Jahr Samenkorn zur Wintersaat brauchen, und was wir, nach den jetzigen Fruchtpreisen, künftiges Jahr im Mittelsatz daran profitiren können. Was Er wissen muß, habe ich dort aufgeschrieben.“

Das sollte also ein ordentliches Examen werden, und mit manchem Burschen, heut zu Tage noch, wär's schlecht bestellt gewesen, wenn ihm Einer mit solchen Geschichten gekommen wäre. In der Zeit, von der ich erzähle, stand's aber damit noch ein Bischen schlechter, und wenn Lebrecht auch gemeint hatte, mit dem Lesen, Schreiben und Rechnen wolle er es mit Manchem aufnehmen, so wurde es ihm doch bei der Rede des Amtsraths etwas schwül, vollends wenn er d'ran dachte, daß er beinahe ein Jahr nur den Dreschflegel und den Pflugsterz in der Hand gehabt hatte.

„Nun,“ sagte der Amtsrath, „wird Er das können?“

„Ich will's ja wohl machen,“ antwortete Lebrecht, „aber mit dem Schreiben an's Kriminal, mit den Titeln und was da noch Alles dazugehört, das ist Advokatenarbeit, die versteh' ich nicht; wenn's genug ist, daß ich die Sache mit dem Grünthaler Verwalter aufschreibe, wird's wohl gehen!“

„Nu ja, mehr verlang' ich auch nicht; das Schreiben dazu soll mir der Gerichtsdirektor aufsetzen. Schreibe Er nur, als wäre Er ich selber, und Ihm wäre die Sache passirt. Was Er nicht weiß, kann Er fragen.“

Aber Lebrecht meinte, er habe schon von der Geschichte so viel gehört, als er brauche, setzte sich an den Tisch, probirte eine Feder und fing an d'rauf los zu schreiben.

Was man einmal gelernt hat, das vergißt sich nicht so

geschwind wieder, und was man einmal in sich hat, das kann Einem kein Mensch nehmen, das kann auch nicht wie Haus und Hof abbrennen.

Je weiter Lebrecht schrieb, je mehr kam er wieder in Zug und je besser ging's, und wie er endlich fertig war und stillvergnüglich die vollgeschriebene, große Seite überschaute, da meinte er bei sich, er hätte doch nicht gedacht, daß ihm die Schreiberei noch einmal so zu Nutzen kommen werde.

Nun ging's an's Rechnen.

Der Amtsrath war unter der Zeit in der Stube hin und wieder gegangen und hatte seine Pfeife dazu geraucht. Wie er sah, daß Lebrecht zu rechnen anfing, griff er ihm behutsam über die Achsel und nahm die geschriebene Sache weg, holte sich eine Feder und setzte sich damit an den Tisch, machte hier noch ein Tippelchen und da noch ein Strichelchen hinein und wartete dann, bis Lebrecht auch mit dem Andern zu Ende war.

„Fertig bin ich!" sagte der und stand auf, „ist es aber nicht ganz recht, da nehmen Sie's nicht übel; wenn ich erst wieder in die Schnurre hineinkomme, wird's besser gehen, und wenn man weiß, daß Einem Jemand auf die Finger sieht, wird's so immer schlechter, als man's eigentlich kann!"

Wie der Amtsrath mit dem Nachrechnen zu Ende war, legte er das Papier auf den Tisch, faßte den Lebrecht bei beiden Armen und sagte: „Bist ein ganzer Kerl und das hätt' ich Dir nicht zugetraut. Das Leben hast Du mir gerettet und das hätt' ich Dir vergolten, so gut's gegangen wäre, nun aber kann's werden, wie ich's mir gewünscht. Bleib' so treu und rechtschaffen, wie Du bist, und wenn Dir Jemand wieder die Würmer aus der Nase ziehen will, so mach's wie gestern Abend mit meiner dicken Kathrie; das Schwatzen taugt den Teufel nichts und ich hab' mich gefreut, daß Du die hast abfahren lassen. Nun verwundere Dich aber nicht, daß ich das schon weiß, und nimm's auch nicht krumm, daß ich Du zu Dir sage, ich sprech's nur zu Welchen, die ich lieb habe! — Jetzt machen wir einen Ritt durch die Flur, da sollst Du noch mehr hören, und nachher wollen wir in die Stadt, daß Du ordentliches Zeug auf den Leib kriegst!"

Es war einer von den Sommernachmittagen, wo die Sonne ruhig und klar auf der stillen Landschaft liegt; vor den Thüren ruht hier und da ein Kind, über seinem Spiele eingeschlafen, das Köpfchen in beide Arme gelegt; der Storch steht auf einem Beine in seinem Neste und träumt, und selbst die Fenster der Häuser sehen wie verträumte Augen aus; der Fuhrmann auf der Landstraße schlendert mit halb zugedrückten Augen neben dem bestäubten Fuhrwerke her; die Schafe in den Horden stehen bewegungslos zusammen und haben die Köpfe, Schatten suchend, unter einander gesteckt — da kam Lebrecht langsam den Weg von Zäunicke her geritten. Wenn ihm jetzt Eins aus Ullerstadt begegnet wäre, hätte das gewiß vor Verwunderung das Maul aufgerissen, denn Lebrecht, auf seinem Mohrenschimmel, war ein Kerlchen geworden, an dem Alles nur so knackte, und kein Mensch hätte ihn in dem knappen, proppern Zeuge, in dem er selber wie ein Gutsbesitzer aussah, gleich wieder erkannt. Sein Gesicht aber wollte gar nicht recht dazu passen; das sah ganz trübselig vor sich auf den Sattelknopf, daß man hätte meinen mögen, er sei wunder wie unglücklich. Als er nach dem Brande mit leerem Beutel und leerem Magen in die Welt hineingelaufen war, hatte er ganz anders d'rein gesehen.

Den Abend zuvor war der Amtsrath aus der Stadt heimgekommen, und wie er sich mit Lebrecht zum Nachtbrote hingesetzt, hatte er den gefragt, ob er nicht einen gewissen Schmidt in Ullerstadt gekannt habe. — Ja, hatte Lebrecht gesagt, das sei sogar ein Nachbar von seinem Vater gewesen, was denn mit dem sei? — Nun, ein feiner Kunde müsse das sein, war die Antwort gewesen; er sei, nach dem Brande, nach Grünthal zum Gutsbesitzer Kneiper gegangen, das sei ein Vetter von ihm gewesen, und dem habe er, zum Danke, daß er ihn aufgenommen, die Scheune angesteckt. Kneiper habe ihn aber dabei attrapirt und sei er auf's Kriminal gebracht worden. — Da hatte Lebrecht den Amtsrath angesehen und war mit einem Male aufgesprungen, daß der Stuhl hinter ihm auf die Erde geflogen war.

„Schmidt?!" hatte er gerufen, „Schmidt soll das gewesen

sein? Nu, da will ich auch ebenso gut glauben, daß ich und Sie und die ganze Welt Räuber und Mordbrenner werden können. Das ist nicht wahr, so gewiß als ich selber ein ehrlicher Kerl bin!"

„Nun, bist Du denn nicht gescheidt, Mensch?" hatte der Amtsrath, der ordentlich erschrocken gewesen, gesagt. „Was machst Du denn für ein Geschrei? Im Kriminal sitzt er, das ist gewiß!"

Lebrecht hatte Messer und Gabel hingelegt, seinen Stuhl aufgehoben und war vor Krausewitz hingetreten. „Herr Amtsrath, nehmen Sie mir den Spektakel nicht übel; aber ich bitte Sie um Gottes Willen, ist die Geschichte wirklich wahr? und was ist denn aus der Annelie geworden?"

Krausewitz hatte ihn wohl verwundert angesehen, war aber der Meinung gewesen, der Schmidt müsse ein guter Freund von Lebrecht gewesen sein und hatte gesagt: Im Kriminale sitze der Schmidt, das sei gewiß; hätte er aber gewußt, daß ihn die Nachricht so erschrecken werde, so würde er nicht so geradezu damit 'rausgefahren sein.

„Was ist denn nu aber aus der Annelie geworden?" hatte Lebrecht gefragt, und es war gewesen, als wolle er dem Amtsrathe die Antwort aus dem Munde herausziehen.

„Annelie?" hatte der gesagt, „wenn das etwa dem Schmidt sein Mädchen ist, so ist sie in die Welt hineingelaufen, kein Mensch weiß wohin! Nu sag' mir doch aber nur, was Dich die Geschichte so ungeheuer angeht? Du bist ja so blaß geworden wie der Kalk an der Wand."

Dem Lebrecht war es aber auch wirklich gewesen, als habe ihm Einer das Herz zugeschnürt und wie er jetzt mit Erzählen angefangen, hatte er gemeint: einmal müsse er sein Herz leer machen, sonst könne er's nicht mehr aushalten, und so gut wie der Amtsrath meinte es doch kein Mensch wieder mit ihm. Und da hatte er über Alles treulichen Bericht gegeben, wie er mit der Annelie aufgewachsen und wie es hernach gegangen; und wie er einmal im Zuge gewesen, war er so warm und so offenherzig geworden, daß der Amtsrath bis auf's Tippelchen gemerkt hatte, wie's in ihm aussah. Was aber bei der

Geschichte zu machen sei, hatte der Amtsrath auch nicht gewußt; das Einzige war gewesen, daß er mit dem Kriminalrichter sprechen und genaue Nachricht hatte einholen wollen.

Die ganze Nacht hatte Lebrecht geträumt, so viel und so toll, wie in seinem Leben noch nicht. Feuer und der Grünthaler Verwalter, Annelie und das Kriminal, das war Alles konterbunt durch einander gegangen, und wie er den Morgen nach Seefeld ritt, um mit dem Oelmüller ein Geschäft wegen des Rapses abzuschließen, war es ihm in seinem Kopfe noch ganz wüst. Von Seefeld ritt er nach Zäunicke hinüber, wo er auch zu thun hatte, und als er nun auf dem Heimwege war und die Gedanken nicht mehr zusammen zu nehmen brauchte, wie er d'rüber nachdachte, was der Amtsrath erzählt, da fing es in seinem Herzen an zu webeln und aufzutauchen, was sein Stolz bis jetzt mit Gewalt niedergedrückt hatte. Annelie stand vor ihm, Annelie mit ihren rothen Backen und ihren kornblumenblauen Augen; aus ihrer Heirath war also nichts geworden, und wenn er nicht d'ran gedacht hätte, wie schlecht es ihr jetzt vielleicht ergehe, hätte er sich über die Geschichte freuen können. Aber nu — wo mochte das Mädchen in ihrer Angst hingelaufen sein? — Was Schöneres, meinte er, könne ihm doch nicht passiren, als wenn er jetzt den Weg fortreite und er sehe vor sich ein Mädchen gehen, und wenn er sie eingeholt habe und ihr in's Gesicht schaue, da sei es die Annelie, die gar nicht mehr wisse, wohin. Und je mehr er sich das dachte, je mehr wurde es ihm, als müsse das so kommen und wie er endlich drüben auf dem Fußsteige eine alte Frau, die ganz krumm unter ihrem Tragkorbe ging, wandern sah, hätte er beinahe seinem Pferde die Sporen gegeben und wäre querfeldein auf sie losgeritten. Wenn er nun aber die Annelie auch wirklich getroffen hätte, da — ja wie er das dachte, war's ihm, als gieße ihm Eins kalt Wasser über sein Herz. Hatte er sie doch aus dem Feuer geholt, hatte sein eigenes Leben d'ran gesetzt und keinen Dank davon getragen — er hatte es ja ganz vergessen, daß sie sich gar nichts aus ihm machte; was hätte 's ihm denn geholfen, wenn er sie auch getroffen? —

Solche Gedanken waren es, die, einer nach dem andern, durch Lebrecht's Seele gingen, und darum machte er zuletzt ein Gesicht so trübselig, als sei er wer weiß wie unglücklich.

Wie er so langsam dahin ritt, hatte er schon lange eine Spur bemerkt, als ob ein angeschossenes Wild den Weg gelaufen sei, hatte aber in seinen Gedanken nicht darauf geachtet. Je weiter er aber ritt, je häufiger und dicker waren die Blutstropfen auf dem harten Wege, und wie er endlich auf die Höhe kam, wo der Buchweiler Forst anfängt, wo es rechts tief und steil in's Thal, zur Unstrut hinunter, geht, da wurde er doch auffstützig, denn da lief die Blutspur wie ein dünner Strick hart am Abhang weg, und endlich gar da hinunter. Sonderbar war das; denn ein Wild, das so stark hätte schweißen können, hätte nicht immer den Weg verfolgt. Lebrecht ritt näher hinzu, wo die Spur den Weg hinunterging — da lag, zwei Schritte vom Wasser, ein Mensch vor zwei Sträuchern, die ihn wahrscheinlich beim Sturze hinunter aufgehalten hatten; er hätte sonst unrettbar in die Unstrut fallen müssen.

Lebrecht kriegte bei dem unerwarteten Anblicke einen wahren Schrecken; mit einem Sprunge aber war er vom Pferde, ging fort bis zum Abhange, und sah schärfer hinunter. Wenn nicht Zwei bis auf's Tippelchen egale Kleider hatten, so war das kein Mensch anders, als der Grünthaler Verwalter, und wie Lebrecht das erkannt hatte, durchfuhr es ihn wie ein kalter Schauer.

Aber mit dem Hinunterschauen war bei der Sache nichts gethan; der da unten war entweder schon todt, oder wenn er's noch nicht war, that ganz gewiß die eiligste Hülfe noth; ihn aber herauf zu bringen, war ein gefährliches Stück Arbeit. Der Abhang war lauter loses Erdgeröll, das keinen festen Fußtritt erlaubte, und hart unten floß die Unstrut mit einem Zuge, daß ein Schwimmer von Profession seine Noth drin gehabt hätte. Lebrecht sah sich nach Leuten auf dem Felde um, aber da war keine Menschenseele zu sehen, und sein erster Gedanke war, heimzureiten und Jemanden zur Hülfe beizuholen. Wie er aber eben auf's Pferd steigen wollte, fiel ihm ein, daß das doch immer eine, auch anderthalb Stunden dauern konnte;

unter der Zeit wäre der Verwalter, wenn er noch lebte, vielleicht gestorben; wenn auch ein schlechter Kerl, blieb er doch immer ein Mensch, und Lebrecht hätte sein Leben auf dem Gewissen gehabt. Noch einmal sah er rings herum, ob Niemand da war, der ihm hätte beistehen können, und wie sich kein Mensch blicken ließ, band er das Pferd an den nächsten Baum und machte sich allein an die Arbeit, hinunter zu kommen. Vorsichtig grub er sich bei jedem Schritte mit dem Absatze tief in die Erde hinein, hielt sich an den einzeln stehenden Sträuchern fest und war bald da, wo er sein wollte.

Der Verwalter rührte kein Glied und that keinen Athemzug mehr, aber er war noch warm und Lebrecht hörte das Herz noch schlagen. Erst konnte der gar nichts bemerken, woher das Blut auf dem Wege eigentlich gekommen war; wie er sich aber eine feste Stellung gegeben hatte und den Menschen bei beiden Armen in die Höhe richtete, da wurde er es auf eine grauliche Art gewahr. Der Boden unter dem Verwalter war ganz mit Blut gesättigt und am Hinterkopfe konnte man vor Blut und Erde keine Haare mehr sehen. Lebrecht schüttelte sich erst einmal; nachher aber faßte er ihn unter die Arme und hob ihn ein Stück den Abhang hinan, so weit es ging; dann machte er sich neben ihm wieder eine feste Stellung, packte wieder zu und hob ihn ein neues Stück hinauf, und so ging's fort, bis er ihn glücklich oben hatte. Nun konnte er nichts weiter thun, als den halbtodten Menschen mit auf seinen Schimmel nehmen und so heim reiten; das ging aber nur, wenn Lebrecht ihn, wie der Metzger das Kalb, vor sich auf den Sattel nahm, und wie er ihn auf die Art behutsam über das Pferd gelegt hatte und selber darauf gestiegen war, nahm er den Kopf des Menschen in seinen linken Arm und ließ das Pferd langsam davon gehen. Noch konnte er Buchweiler nicht sehen, da fing der Verwalter an zu stöhnen und zu grunzen, und wie der Gaul einmal einen falschen Tritt that und Lebrecht mit dem Arme in die Höhe fuhr, schrie und wimmerte er so gotteserbärmlich, daß Lebrecht seelenfroh war, als er endlich in den Amtshof einritt. —

Es war gegen Abend. In einer Kammer, die immer nur

benutzt wurde, wenn Jemand Fremdes auf dem Gute zur Nacht blieb, lag der halbtodte Verwalter auf dem Bette und hatte den Kopf dick mit Tüchern verbunden.

Als Lebrecht mit ihm angelangt, war der Amtsrath auf dem Felde gewesen, und wie er heimgekommen und den eingebrachten Vogel und den Balbier, den Lebrecht hatte holen lassen, gesehen hatte, wäre er beinahe ärgerlich geworden, daß Lebrecht so viel Umstände mit dem Kerle gemacht hatte. Auf den Mist gehöre so Einer, hatte er gemeint; zum Sterben werde es so nicht gleich mit ihm sein, denn der sei Keilereien und Löcher im Kopfe gewöhnt, wie der Hund die Flöhe. Wie aber der Balbier den Kopf abgewaschen und die Haare kahl abgeschnitten und der Verwalter dabei geschrieen hatte, als wenn er am Spieße stäke; wie der Balbier den Schädel untersucht und dazu ein Gesicht gemacht und mit der Hand geschlenkert hatte, als ob ihm die verbrannt sei; wie er gemeint hatte, so was sei ihm doch noch nicht vorgekommen, die Hirnschale sei kaput geschlagen wie ein hohler Topf, er könne nichts weiter thun, als etwa ein kühlendes Pflaster d'rauf legen, und er glaube nicht, daß der den andern Morgen erleben werde — da hatte der Amtsrath doch andere Saiten aufgezogen.

Kaum war der Kopf verbunden gewesen und der Verwalter wieder niedergelegt, so war es über ihn gekommen, wie ein furchtbares Fieber. Zeug hatte er geredet, von dem kein Mensch ein Wort verstanden, und immer schneller war das gegangen, bis er endlich mit Händen und Füßen um sich geschlagen und sich gebehrdet hatte, wie ein Tollwüthiger. —

Jetzt lag er, ganz still und kaput von seinem Toben, da, wimmerte nur manchmal und sprach dazwischen heimlich vor sich hin. Neben dem Bette stand Lebrecht und horchte auf die verwirrten Reden, und der Amtsrath, der eben nicht meinte, daß der Kerl so viel Mitleiden verdiene, verwunderte sich, wie Lebrecht so grausam viel Theilnahme haben könne. Der aber machte ein Gesicht, wie wenn Einer auf den Marder paßt, der im Taubenschlage steckt, und wie der Amtsrath anfangen wollte zu sprechen, winkte er hastig mit der Hand und bog sich noch tiefer zu dem Munde des Verwalters.

Der war wieder unruhiger geworden. „Fortjagen?“ murmelte er zwischen den Zähnen, „ho, ho! ich tränk' Dir's schon wieder ein! — Trink', Bruder, 's ist kalt — bist Du fertig? — wirf den Schwefel 'nein, dahier auch noch was! — 's brennt, 's brennt, siehst Du das schöne Feuerchen? — Kneiper, jetzt kneipe ich Dich, jetzt — Hallunke, Hallunke!“ schrie er mit einem Male auf, fiel aber auch gleich mit einem dumpfen Schmerzensschrei wieder zurück. Erst stöhnte er wieder eine Weile, hernach ging's aber wieder los, erst langsam, dann immer und immer geschwinder.

„Trink' doch, Brüderchen — wir machen wieder gute Geschäfte — dem Dicken drück' ich die Kehle zu, und dem Andern haben wir ein Fäckelchen angebrannt — was willst Du? Zum Teufel scheeren soll ich mich? — Du, Du Hundsfott, da hast Du's! — Mein Kopf, o! o! mein Kopf!“ schrie er wieder gerade hinaus, „Kilian, schlag' nicht mehr! denk' an die alte Freundschaft! ooh!“ heulte er im wüthenden Schmerze auf und schlug wieder tollwüthig mit Händen und Füßen um sich; mit einem Male aber schnellte er in die Höhe, Lebrecht sprang erschrocken zurück, und krach! stürzte er aus dem Bette auf die Erde. Der Balbier sprang herbei und hob ihn mit Lebrecht wieder auf's Bett — ein-, zweimal hob er noch den Arm, stöhnte noch einmal, verdrehte die Augen und that keinen Athemzug mehr.

„Solche Höllenbrut!“ fing jetzt der Amtsrath an, „wenn ich's nicht gehört hätte, glaubt' ich's nicht — was kommt da Alles an's Tageslicht!“

Lebrecht rieb sich die Stirne. „Da liegt der Mensch!“ sagte er endlich, „und der alte Schmidt liegt im Kriminale. Haben Sie's nun gehört, wer die Scheune in Grünthal angesteckt hat?“

Der Amtsrath sah Lebrecht groß an. „Schock Element!“ sagte er mit einem Male, „da dran hab' ich ja gar nicht gedacht! Ich lasse den Gerichtsdirektor holen und der Kerl muß ausführlich beichten oder ich thue was anders!“

„Der spricht kein Wort mehr!“ sagte der Balbier und

richtete sich von dem Verwalter in die Höhe, „der ist in Jammer und Sünde hinüber gefahren; Gott sei seiner armen Seele gnädig!"

Es giebt Einrichtungen in der Welt, vor denen man sich ordentlich fürchten möchte, weil sich Keins davor verwahren kann, und die doch sein müssen. Da passirt zum Exempel irgend ein Spitzbubenstreich, eine Mordthat oder eine Brandstiftung, und Einer, der mir nicht grün ist, läßt ein paar Worte fallen, als scheine es ihm bei mir gar nicht richtig; ich sei zu selbiger Zeit, wo das passirt, nicht daheim gewesen, und das und das komme ihm verdächtig vor — rrr! sind die Polizeidiener da und nehmen mich mit, ich mag sagen, was ich will. Werde ich nun auch unschuldig befunden, so ist doch mein guter Name zum Teufel; „er hat gesessen!" heißt's, und die mich nicht leiden können, zucken die Achsel und sprechen: „Sie haben freilich nichts auf ihn bringen können, aber es läuft mancher Spitzbube 'rum, dem man auch nichts nachweisen kann, und von dem doch alle Leute wissen, was er für Einer ist!" — Und wenn es nun lange gedauert hat, bis ich losgekommen bin und mein Geschäft ist derweile kaput gegangen, da giebt mir noch nicht einmal Eins ein gutes Wort dafür, ich mag davon sterben oder verderben. — Das ist ein bös Ding und doch kann's nicht anders sein und wird nicht anders werden, so lange noch Kriminal und Polizei zu sorgen und zu arbeiten haben, daß die ordentlichen Leute ruhig schlafen können, und so lange nicht Jeder ein Guckfensterchen im Kopfe hat, wo man schauen kann, was jeder Mensch für Gedanken hat.

So war Tobias Schmidt auch hingesetzt worden, und das Gericht hatte nicht fragen können, ob ihm das was schade oder nicht. Wer ihn schon nach acht Tagen wiedergesehen hätte, der hätte ihn kaum wiedererkannt, so hatte ihn die Geschichte heruntergebracht, und wie der Amtsrath und Lebrecht auf's Kriminal kamen, um anzuzeigen, was sie von Kneiper's Ver-

walter vor seinem Sterben gehört, und wie sie den armen Tobias zu sehen kriegten, da schlug Lebrecht vor seinen hohlen Backen und zitternden Beinen die Hände zusammen und sagte: das werde der Kneiver in seinem Leben und einmal im Himmel nicht verantworten können.

Tobias war nun wohl in ein leichteres, freundlicheres Gefängniß gebracht worden, aber mit dem Freisprechen war es noch lange nichts gewesen; die Worte, die Einer im Fieberwahnsinn ausstößt, sind für den Kriminalrichter keine Beweise; erst mußte noch gar Vielerlei untersucht und festgestellt werden, und das Erste war, daß der Kilian aus Zäunicke, von dem der Verwalter mit geredet hatte, in Untersuchung kam.

Lebrecht und der Amtsrath mußten zufrieden sein mit dem, was sie ausgerichtet und ritten wieder heim. Sie schwatzten mancherlei unterwegs über die Geschichte, und der Amtsrath meinte endlich: wenn's dem Lebrecht so sehr am Herzen läge, daß es dem alten Schmidt gut ergehe, so könne der ja, wenn er freigesprochen, nach Buchweiler kommen; Lebrecht wisse ja doch, daß er bei ihm nur zu verlangen brauche. — Der Amtsrath sei doch gar zu gut, sagte Lebrecht, wenn er das thun wolle, so nehme er ihm einen großen Stein vom Herzen, er habe ihn schon darum bitten wollen, aber es sei ihm gar zu unverschämt vorgekommen. Die Annelie müsse sich doch auch einmal wiederfinden und hernach wisse die doch auch wohin.

„Ach, ja so!" sagte der Amtsrath und lachte vor sich hin, als komme ihm eben ein wunderhübscher Gedanke in die Seele, „da hatte ich gar nicht d'ran gedacht; nu, 's ist schon recht!"

Lebrecht wurde roth wie ein Mädchen, aber da lachte der Amtsrath noch mehr, gab seinem Braunen die Sporen und galoppirte voraus.

Die Beiden waren jetzt in der Höhe von Wieserode; das ist, wenn man aus der Stadt kommt, der letzte Ort vor Buchweiler, und von der Straße führt ein Fußsteig hinüber nach dem Dorfe. Wie Lebrecht eben ansetzen wollte, um dem Amtsrathe nachzutraben, kam Einer mit Hacke und Grabscheit über das Feld her und wie der Blitz fuhr's dem Lebrecht über das Gesicht. Schrittchen für Schrittchen ritt er, bis der heran

war, und wie er über die Straße ging, rief Lebrecht: „Guten Tag, Christian, was machst Du denn?!"

Der fuhr in die Höhe, als hätte ihm Eins einen Puff gegeben und sah den Reiter und das Pferd, und das Pferd und den Reiter an, als wär' das ein Wunderding; „Schwerenoth, Lebrecht!" sagte er endlich, „bist Du's denn auch? Kerl, wie siehst Du denn aus? Dir hat wohl der Teufel geholfen?"

„Ja, wie seh' ich aus!" antwortete Lebrecht und hielt den unruhigen Mohrenschimmel an, „der Teufel hat mir nicht geholfen; aber wenn Du's doch wissen willst, so sperr' die Ohren auf — der ‚Studente' hat's gethan, weißt Du's nun?"

Fort tanzte das Pferd und Christian schien vor lauter Verwunderung das Gehen verlernt zu haben, denn wie die beiden Reiter kaum mehr zu sehen waren, stand er noch immer an der Straße, sah ihnen nach und überlegte, was der Lebrecht mit dem „Studenten" habe sagen wollen. Wahrscheinlich, dachte er endlich, habe ihn der nur ausbuzen wollen, weil er ihn, von wegen seiner Erfurter Gelehrtheit, früher immer zum Narren gehabt; so klug sei er auch, um zu wissen, daß sich Keiner mit dem Federfuchsen, und was dazu gehöre, so ein Pferd und solches Zeug auf den Leib schaffen könne. Verwunderlich, meinte er, bleibe die Geschichte immer, und so ging er kopfschüttelnd seinen Weg weiter. —

's giebt viele solche Christian's noch heut zu Tage in der Welt, die nicht begreifen können, wie sich Einer durch solche Sachen helfen kann, und die sich lieber von zehn Pfiffköpfen anschmieren lassen, als daß sie sich einmal selber um das Schreibe- und Lesezeug und so weiter bekümmerten. — —

Lebrecht saß den Abend in seiner Stube und kratzte sich in den Haaren. Er dachte darüber nach, was ihm der Amtsrath auf dem Heimwege versprochen, und je mehr er darüber nachdachte, je lieber hätte er's gesehen, wenn die Geschichte nicht so gekommen wäre. Annelie und er in einem Hause, an einem Tische — das war ein bös Ding! und was daraus werden sollte, wußte er gar nicht. Annelie, meinte er, mache sich nichts aus ihm, und wenn etwa der Amtsrath denke, aus ihnen Beiden solle ein Paar werden, wie's ihm heute beinah'

geschienen, da werde er nimmermehr Ja dazu sagen; er wolle und werde sich keinem Mädchen aufdrängen und aus Barmherzigkeit solle ihn auch keine heirathen! Sie aber immer und immer zu sehen, alle Tage, bis in's Blaue hinein, und nicht sagen zu dürfen: „Herz-Annelie, ich habe Dich lieb wie mein Leben!" und es am Ende mit anzuschauen, wie der erste, beste Dummbart eine Geschichte mit ihr anfange, das könne er nicht ertragen, und lieber werde er seiner Wege gehen und zusehen, wo anders anzukommen.

Als er sich in's Bett geworfen hatte, konnte er lange nicht einschlafen; hier stand Annelie, da stand Annelie, und wie er endlich doch in Schlummer fiel, träumte er tausenderlei verrückte Dinge, aber überall war die Annelie mit dabei. —

Seit Lebrecht auf's Gut gekommen, war Alles gegangen, daß der Amtsrath nur immer seine wahre Lust daran gehabt. Hatte er manchmal gemeint, das und das müsse morgen wohl gemacht werden, da war es gestern schon fertig gewesen; hatte er nach dem und jenem sehen wollen, da war vom Lebrecht schon überall Ordnung geschafft. Hof und Ställe waren immer aufgeräumt wie eine Putzstube, Knechte und Mägde thaten ihr Tagewerk wie am Schnürchen, und Alles ohne großen Spektakel und Krakehl, daß es auf dem Gute so ruhig und friedlich zuging, wie in einer wohlgeschmierten Uhr.

Jetzt aber war's beinah, als habe den Lebrecht Eins vor den Kopf geschlagen. Manchmal ging er herum wie im Traume und gab verkehrte Antworten, wenn ihn Jemand fragte; nachher wurde er verdrießlich und fuhr die Leute an, wo sie's nicht verdient hatten, und wenn er es manchmal merkte, wie er war, schien er sich über sich selber zu ärgern und sich aufrappeln zu wollen, aber es dauerte immer nicht lange, da stand er wieder da und sah stier vor sich auf einen Fleck und fuhr erschrocken in die Höhe, wenn ihn Eins anred'te.

Der Amtsrath sah das mit an, sagte aber kein Wort dazu und machte nur ein Gesicht, als wisse er Bescheid. —

Drei oder vier Tage mochten so vergangen sein, da kam einmal Abends der Amtsrath heim und ließ Lebrecht zu sich rufen. „Du," sagte er, „wir müssen wieder in's Kriminal, der

alte Schmidt wird in den nächsten Tagen freigesprochen. Besorge Alles, daß wir morgen wegbleiben können. Geht's, so nehmen wir den armen Kerl gleich mit her, und wollen hernach ein Ausschreiben machen, daß wir sein Mädchen auch bald finden. Was? Ist es so recht?"

Lebrecht wurde erst roth und dann wieder blaß. „Wie — ist denn das auf einmal so geschwind gekommen?" fragte er endlich.

„Nu, Schock Element!" sagte der Amtsrath und schüttelte den Kopf, „Du thust ja gerade, als wäre Dir damit ein Leides geschehen! — Dem Kilian aus Zäunicke haben sie im Kriminale wahrscheinlich gehörig zugesetzt, denn er hat gestern die ganze Geschichte gestanden. Mit dem Verwalter zusammen hat er die Scheune angesteckt; der Eine hat sich rächen und der Andere beim Brande stehlen wollen. 's ist eine schöne Gesellschaft! Wie's nun nichts geworden ist, hat der Kilian sich den Verwalter vom Halse schaffen wollen; der hat das aber krumm genommen und hat dem Kilian Abends aufgelauert. Der Kilian aber hat was gemerkt, hat einen von seinen Kumpanen mitgenommen, und wie der Verwalter ankommt, decken sie ihn so jämmerlich zu, daß sie am Ende denken, sie haben ihn todtgeschlagen. Damit die Geschichte nicht hat 'rauskommen sollen, haben sie ihn bis zu der Unstrut getragen und hineinwerfen wollen, haben es aber in der Dunkelheit nicht gesehen, daß er da hängen geblieben ist, wo Du ihn gefunden hast. Nun will ich Dir was sagen, Lebrecht; setz' Dich einmal hierher und hör' mir ordentlich zu. Siehst Du, ich habe keine nahen Verwandten, kein Kind und kein Kegel, das mich lieb hat. Wie das so gekommen ist, erzähle ich Dir ein ander Mal. 's ist mir schon manchmal im Kopfe und auch im Herzen 'rumgegangen, und ich habe oft den ärmsten Bauer beneidet, wenn ich's gesehen habe, wie er Abends vom Felde gekommen ist, wie die Kinder ihm entgegen gelaufen sind und sich an seine Arme und Beine gehängt haben, wenn dann seine Frau mit einem Schreihals auf dem Arme aus der Thür getreten ist und der ihm auch noch seine kleinen Arme entgegengestreckt hat. — Hätte mir Wilhelm nicht durch Spitzbubenstreiche vergolten,

ich hätte den vielleicht an Sohnesstatt angenommen — da ist auch nichts draus geworden. Was ich nun an Dir kennen gelernt habe und was Du mir von Deiner Annelie erzählt hast, das hat mir gar wunderhübsche Gedanken gebracht. Horch einmal, was meinst Du dazu? Das Mädchen soll erst eine Weile hier sein, und hernach, wenn's ihr gefällt, heirathet Ihr Euch einander und bleibt bei mir bis ich einmal sterbe. Und daß Ihr später genug habt, werde ich auch bei Zeiten sorgen. Na, was?"

Dem Lebrecht wurde es, als solle ihm das ganze Herz auseinander gehen. „Lieber, guter Herr Amtsrath!" sagte er, und das helle Wasser trat ihm in die Augen, „das Mädchen kann mich ja nicht leiden; sie will mich ja gar nicht!"

„Was, nicht leiden?" rief der Amtsrath, „hat sie Dir das schon ordentlich gesagt?"

„Nu, wenn auch nicht gesagt," meinte Lebrecht und besah seine Finger, „so habe ich's doch genug merken können!"

„Ach, dummes Zeug!" sagte der Amtsrath, „das wollen wir erst sehen. Wenn sie keinen andern Schatz hat, muß sie Dich gern haben. Bist Du nicht ein Kerl, an dem Gott und die Welt ihre Freude haben? Hat denn schon ein Anderer für sie unternommen, was Du gethan hast?"

„Ach, das zieht Alles nicht, Herr Amtsrath, so ein Mädchen ist ein Ding, aus dem gar kein Mensch ordentlich klug wird!" antwortete Lebrecht trübselig.

„Dummes Zeug! verdirb mir meine Freude nicht!" sagte der Amtsrath. „Besorg' Alles, daß wir morgen bei Zeiten wegkommen, und setz' Dir keine Fliegen in den Kopf, die nicht 'nein gehören!"

Wie Lebrecht über den Hof ging, war's ihm, als solle er gerade zum Himmel hinaufjauchzen, und zu gleicher Zeit, als solle er sich mit beiden Fäusten vor den Kopf schlagen. Wenn heute die Leute auf dem Gute nicht selber gewußt hätten, was zu machen war, so wäre gewiß Alles konterbunt durcheinander gegangen, denn von dem Lebrecht konnte Keins ein gescheidtes Wort erfahren.

Es war den andern Tag; die Sonne war schon hinunter und die Dämmerung breitete sich wie ein grauer Schleier über die Gegend aus, da ritten der Amtsrath und Lebrecht wieder aus der Stadt heim. Schmidt's Freisprechung war wohl erfolgt, aber nach Buchweiler hatte er nicht mitgekonnt; der alte Tobias war krank geworden; die Angst, der Gram, die vielen Gedanken und das lange Einsperren hatte er mit der Zeit nicht ertragen können. Jetzt hatte ihn der Amtsrath in einen Gasthof bringen lassen, wo er bekannt war, und wollte morgen einen Wagen schicken, der ihn holen sollte.

Von den Beiden sprach Keins ein Wort. Der Amtsrath sah so recht stillvergnüglich in die Welt hinein und mochte an eine Zukunft denken, die er sich wer weiß wie schön ausmalte. Lebrecht aber sah vor sich auf den Sattelknopf, dachte an die Dinge, die da kommen sollten, und das Herz war ihm so voll, daß er am liebsten geheult hätte, wenn ihm das nicht gar zu erbärmlich vorgekommen wäre. Der Amtsrath hatte die Sache mit dem Ausschreiben richtig besorgt, und auf dem Gerichte hatten sie gemeint, wenn das Mädchen nicht geradezu nach Amerika gegangen sei, werde sie sich gar bald wieder finden. Kam sie nun nach Buchweiler und der Amtsrath wollte die Heirathsgeschichte in Ordnung bringen und sie sagte nein! dazu, da, meinte Lebrecht, müsse er doch vor Aerger und Scham gerade in die Erde hineinkriechen, das ertrage er nicht, und lieber wolle er dem Amtsrathe sagen, daß er von der Sache gar nicht anfange. Eine Ewigkeit könne es doch nicht dauern, bis Ullerstadt wieder aufgebaut sei und bis dahin werde er schon ein gleichgültiges Gesicht machen können, sollte ihm auch das Herz dabei wer weiß wie weh' thun. Ja, wenn Annelie noch so gewesen wäre, wie zu der Zeit, wo sie mit der Ziege zusammen Hochzeit gespielt, wo sie sich ein Haus auf dem Heuboden gebaut hatten; wenn sie ihn jetzt noch so mit ihren blauen Augen ansehen würde — —

„Aber Lebrecht! Du! Lebrecht!" schrie der Amtsrath neben ihm, „hörst Du denn gar nicht? Zweimal habe ich Dich schon gefragt, und Du hast mir keine Antwort gegeben. Hörst Du denn nicht den Spektakel drüben in Wieserode? Das

schreit ja wie nicht gescheidt! Haben die schon Kirms oder was ist da sonst los?"

Lebrecht fuhr aus seinen Gedanken in die Höhe und brauchte einen Augenblick, um sich zu besinnen, wo er eigentlich war. „Das klingt mir verdächtig!" sagte er, wie er eine kurze Weile gehorcht hatte; „das ist ein Unglück oder sonst so was; wollen wir 'nüber?"

„Ja, ja!" nickte der Amtsrath und im scharfen Trabe gingen die Pferde auf dem Fußsteige über das Feld. Sie waren noch nicht ganz am Dorfe, da stürzte hinter den Häusern eine Weibsperson hervor und jagte in fliegender Hast über die Felder; hinter ihr her aber stürmte eine wilde Rotte mit Fluchen und Schreien: „Halt auf! schlagt sie todt, die Mordbrennerin!"

Lebrecht wurde blaß wie eine Leiche und parirte das Pferd, daß es beinahe auf den Hinterbeinen zusammenknickte. — Da brach vorn die Weibsperson zu Boden und mit Hurrah! sprangen die Wieseroder drauf los. „Das ist Annelie, so wahr Gott im Himmel lebt!" schrie Lebrecht mit einem Male; hoch auf bäumte sich sein Pferd und mit drei Sätzen war er zwischen dem Mädchen und ihren Verfolgern. Die prallten vor dem sausenden Schimmel zurück; aber Lebrecht hatte für sie keine Augen; vom Pferde springen, neben das bewußtlose Mädchen knieen und sie in die Höhe richten, war bei ihm eins. „Annelie, liebe gute Annelie, lebst denn noch?" rief er, wie ganz außer Athem, „komm' doch zu Dir, es soll Dir kein Mensch was thun!" Annelie aber lag in seinen Armen, sah und hörte, rührte und regte sich nicht, und nur ein ganz schwaches Athemholen zeigte, daß sie noch nicht ordentlich todt war.

Den Wieserodern war dies so unerwartet gekommen, daß sie wahrscheinlich nicht gleich wußten, was sie machen sollten, erst den Lebrecht und das Mädchen, dann sich einander ansahen; wie aber der Amtsrath, der die Polizei über Wieserode mit hatte, herbeikam und vom Pferde sprang, da wichen sie doch zurück.

„Schock Schwenzelenz! Kerls, was macht Ihr denn für Krakehl!" fuhr der heraus, „was hat Euch denn das

Mädchen gethan, daß Ihr sie gerade wie ein Rudel Hunde den Hasen jagt?"

„'s ist die Mordbrennerin!" schrie Einer in dem Haufen, „dahier, der kennt sie ganz genau!"

„Ja, 's ist die Mordbrennerin aus Ullerstadt!" fing Wenkmann's Christian, der zuvorderst stand, an, „und die muß ich kennen, ich bin selber aus Ullerstadt! Wir wollen sie festhalten und da braucht sich gar Niemand 'nein zu mengen!"

„So, Musje Naseweis?" sagte der Amtsrath und faßte ihn bei der Schulter. „Er hat wohl die ganze Geschichte angezettelt? Wenn ich Ihm nun aber sage, daß das Mädchen gerade so unschuldig ist wie ich und Er, und sie ihn aber auf's Gericht fordern wird, und daß Er, wenn Er nicht das Sühne- und Schmerzensgeld bezahlen kann, in's Loch gesteckt wird? He? Ich soll mich nicht 'nein mengen? werde's ihm gleich weisen! — Ihr gebt mir auf den da Acht, daß der mir nicht davon läuft!" — rief er den Andern zu, „sonst müßt Ihr mir selber für den ganzen Krakehl stehen!"

„'s ist Keiner aus dem Dorfe, Herr Amtsrath, 's ist ein Fremder!" schrie Einer.

„Ja, 's ist ein Fremder, Herr Amtsrath!" schrieen Andere.

„So! und von dem laßt Ihr Euch solches Zeug vorschwatzen? Schämt Euch doch Alle miteinander, daß Ihr nicht witziger seid! Allo, packt einmal mit an, daß wir das arme Mädchen in die Schenke bringen, und dankt Gott, wenn sie wieder lebendig wird!"

Zwanzig Hände faßten auf einmal zu, hoben das Mädchen in die Höhe und trugen sie nach dem Dorfe; Andere führten die Pferde nach.

Waren die Leute schon zusammengelaufen, wie sie Annelie zum Dorf hinausgejagt hatten, so liefen sie erst recht herzu, wie sie sie wieder hereinbrachten.

Der Balbier, der niemals fehlte, wo's was Neues gab, war der Erste mit, der in die Stube der Schenkwirthin trat, wo das Mädchen auf's Bett gelegt wurde. Dahier müsse gleich Ader gelassen werden, sagte er und zog seinen Balbiersack aus der Tasche; eine Frau aber meinte, das Mädchen sei

vor Hunger umgefallen, sie habe den Tag über noch nichts gegessen, das wisse sie von ihr selber. Indem kam Lebrecht mit frischem Wasser angelaufen und der Amtsrath schob den Balbier bei Seite. „Kinder, thut mir den Gefallen und geht Eurer Wege!“ sagte er, wie endlich Alles so voll war, als gäb's das größte Wunderding zu schauen, „wer nicht helfen kann, hat auch hier nichts zu suchen!“ und die Leute räumten bis auf die Wirthin und den Balbier die Stube.

Der Amtsrath hatte das Mädchen mit kaltem Wasser besprengt, und wie's mit dem Aderlassen nichts gewesen war, hatte der Balbier Schwamm aufgeschlagen und hielt ihn unter Annelie's Nase; Lebrecht aber stand daneben und konnte kaum Athem holen; so beklommen war es ihm nicht gewesen, als er in das brennende Haus gestiegen war. Da that Annelie einen tiefen Athemzug, nieste ganz herzhaft und schlug die Augen auf. „Prost! und wohl bekomme Dir's!“ rief der Amtsrath; Annelie aber sah eine Weile gerade in die Stube hinein und hernach mit ängstlichem Blicke auf den Amtsrath, den Balbier und die Wirthin. Wie Lebrecht ihre Augen wieder sah, dachte er, das Herz müsse ihm von einander gehen und er meinte, er wolle doch nur hinter den Andern vortreten, daß Annelie wenigstens ein bekanntes Gesicht sehe. „Bleib' Sie nur ruhig, Jungfer, Sie ist bei guten Freunden!“ sagte er, so gut es gehen wollte, denn es war, als könne seine Stimme gar nicht heraus; wie aber Annelie den Ton hörte, fuhr sie mit einem Male mit dem Kopfe herum, ihre Augen fingen an hell aufzuleben, „Lebrecht!“ schrie sie, daß es den Andern in der Stube ordentlich in's Herz hinein fuhr, „Lebrecht!“ und damit schnellte sie auf dem Bette in die Höhe und fuhr auf ihn los, ehe der noch wußte, wie ihm eigentlich geschah. Da fühlte er aber ihre beiden Arme um seinen Hals geschlungen, er fühlte ihr Gesicht an seiner Backe, und ihm ward's, als müßte Alles in ihm rebellisch werden. „Lebrecht, Lebrecht!“ weinte Annelie, „bleib' bei mir, sonst muß ich sterben und verderben! Sie haben meinen Vater fortgeschleppt, sie haben mich gehetzt wie ein wildes Thier; ich laß Dich nicht wieder, Lebrecht, sei gut, stoß' mich nicht fort!“

„Ju — ju — Annelie, Herzannelie!“ rief Lebrecht, dem das helle Wasser in die Augen geschossen war, er wußte selber nicht wie, — — „ich hab' ja nichts dawider, — ich hab' Dich ja lieb wie mein Leben selber — wenn Du mich leiden kannst — ich meinte ja, Du wolltest nichts von mir wissen!“

„Ach, Lebrecht,“ schluchzte Annelie und drückte ihr Gesicht auf seine Schulter, „ich bin Dir ja gut gewesen vom Anfange, so gut, daß ich's gar nicht sagen kann wie, und ich hab's schwer genug büßen müssen, daß ich so häßlich gewesen bin.“

„Meine Annelie, mein Leben, nun wird Alles gut!“ jauchzte Lebrecht in die Höhe, und wenn jetzt die ganze Stube voll fremder Leute gewesen wäre, er hätte sich nicht mehr halten können; mit beiden Armen faßte er sie um ihren Leib und fing an das Mädchen zu herzen und zu küssen, daß er und sie und sie und er die ganze Welt um sich herum vergaßen. Der Amtsrath stand daneben, rieb sich die Hände und lachte mit dem ganzen Gesichte, die Wirthin hatte die Hände über die Schürze zusammengelegt und schaute ganz stillvergnügt drein; der Balbier aber hatte sich halb auf die Zehen gestellt, den Hals vorgestreckt und machte ein Gesicht, wie wenn ein Hungriger eine recht extra delikate Mahlzeit dastehen sieht und nicht davon essen darf. —

Wie die Annelie nun wieder in die Höhe schaute, erst tief hinein in Lebrecht's braune Augen, die gar nicht aus ihrer Seele gewollt hatten, hernach aber auf die Andern und die so dastehen sah, da schoß ihr doch das ganze Blut ins Gesicht, und sie wußte gar nicht, wo geschwind genug damit hin.

„Schäme Dich nicht, Mädchen!“ lachte der Amtsrath, „hast den hübschesten und bravsten Burschen im ganzen Lande geküßt und weißt noch gar nicht, wie er's um Dich verdient hat. Herzt und küßt nur derweile zu und erzählt Euch was, ich will heimreiten und einen Wagen holen, die Zeit wird Euch wohl nicht zu lang werden!“ Und damit hatte er den Balbier beim Arme genommen und zur Stube hinausgeführt, ehe er nur wußte, was das eigentlich werden sollte; die Wirthin hatte auch gemerkt, was der Amtsrath wollte und war hinterdrein gekommen; Annelie aber sah wieder hinauf in ihres Lebrecht's

braune Augen, und — ja, nun sind sie alle Beide allein drin, und was sie da mit einander gesprochen haben, weiß ich nicht. Was ich aber nicht weiß, kann ich nicht erzählen, denn meine Geschichte ist keine solche, wie sie Einer in seinem Kopfe ausheckt; die zur Zeit des Ullerstädter Brandes in Ullerstadt und Buchweiler bekannt gewesen sind, werden sich auf alle die Sachen, die ich erzählt, noch ganz gut besinnen und mir die Wahrheit bezeugen können.

Nunmehr könnte ich sprechen: „Lieber Leser, wenn Dir's einmal recht grundschlecht geht, so denke an Annelie und an ein anderes Ding: Gottvertrauen läßt nicht zu Schanden werden!" und könnte von Rechtswegen mein Buch zumachen; denn was nun kommt, kann sich Jedweder an seinen fünf Fingern abzählen. Es fällt mir da aber noch was Anderes ein, und das soll auch noch mit dastehen.

Es war ungefähr sechs Jahre später. Die Franzosen waren in's Land gekommen, und wo nicht aufgetragen wurde, daß der Tisch knackte, machten die Parlewuh's nicht viel Federlesen mit ihren Wirthen.

Da saß eines Abends vor der Hausthür auf dem Buchweiler Gute eine Weibsperson und hatte ein kleines Mädchen von ungefähr vier Jahren auf dem Schooße. In ihrem Gesichte war schon manche Furche, und unter der Mütze sah hier und da ein graues Haar hervor. Daneben saß ein alter Mann, hatte eine Tabackspfeife im Munde und blies die Dampfwolken nachdenklich in die stille Abendluft hinein. Das war aber kein Mensch anders als Tobias Schmidt und, die daneben saß, die alte treue Christie. Tobias war nicht wieder nach Ullerstadt gezogen; dort, hatte er gemeint, wäre sein guter Name doch kaput, und er müsse bei jedem scheelen Blicke und bei jedem halben Worte denken, es wolle Eins auf's Kriminal stiebeln, und das könne er nicht ertragen. Zu seinen Grundstücken hatten sich Käufer die Menge gefunden, und da war er bei seinem

guten Freunde, dem Amtsrath, und bei seinen Kindern in Buchweiler geblieben. — Daß aber Christie bei der Annelie auf dem Amtshofe war und da gute Tage hatte, wird wohl Niemand Wunder nehmen. Wem das kleine Mädchen gehörte, das sie auf dem Schooße hatte, wird sich auch Jeder selber denken können; hätte es noch eine Mandel Jahre mehr gehabt, so wäre es, mit seinen blauen Augen, rothen Backen und blonden Haaren, die lebendige Annelie gewesen.

Wie die so dasaßen, kam ein alter Kerl zum Thorwege herein, hatte einen zerrissenen Rock und zerrissene Hosen an und sah sich scheu auf dem ganzen Hofe um. Langsam kam er endlich auf die Beiden los. „Guten Abend," sagte er, „ist denn die Herrschaft wohl daheim?" Tobias fuhr ordentlich zusammen, als der anfing zu sprechen; es war ihm gerade, als müßte er den Mann kennen, aber er wußte gar nicht, wo er ihn hinthun sollte. Christie aber sah ihn verdächtig von der Seite an und fragte ihn, was er wolle.

Ja, sagte der, er müsse die Herrschaft selber sprechen, er wäre ein Vetter von ihr.

„Was Schock Stern!" fing Tobias an und kratzte sich in den Haaren, „Ihr seid doch nicht etwa — ich kann mir's gar nicht denken — Kneiper?"

„Ja, das bin ich, Vetter Schmidt," sagte der Mann, „man erkennt mich freilich nicht wieder, mich haben die letzten acht Tage kaput gemacht. Ich hatte das ganze Haus voll Franzosen, und weil ich mich nicht zu Grunde richten lassen wollte und nicht mit Allem 'rausrückte, was das Soldatenpack verlangte, haben sie mich beinahe todt geschlagen und mir zuletzt das Haus über dem Kopfe angesteckt. Nun bin ich acht Tage 'rumgelaufen in Kummer und Elend, und kein Mensch hat mich aufnehmen wollen."

„Und nu kommt Ihr dahier her?" fing Christie mit einem Male an, setzte das Kind auf die Erde und stand auf, „sagt einmal, schämt Ihr Euch denn nicht in Eure eigene Seele hinein? wißt Ihr denn gar nicht mehr, wie Ihr's mit meinem Herrn dahier und mit der armen Annelie getrieben, wie Ihr sie alle Beide so niederträchtig in's Elend gebracht habt? Und

Ihr traut Euch noch hier auf den Hof und habt keine Angst, daß Ihr mit kaput geschlagenen Knochen wieder hinausfliegt? I, so ging' ich doch lieber in's nächste Wasser, als daß ich zuletzt noch so ohne alle Scham und Scheu daher käme. Habt Ihr denn nun einmal Euern Lohn gekriegt, hat Euch denn nu einmal Euer Geiz nu selber den Hals gebrochen? Und warum laßt Ihr Euch denn nicht von Eurem schönen Jungen ernähren, der so gehörig war, daß es keinen besseren geben konnte, he?"

Der alte Kneiper stand in seinem zerrissenen Zeuge da und zitterte an Händen und Beinen.

„Dem hab' ich sein Geld, was er von seiner Mutter zu fordern hatte, 'rausbezahlt," sagte er endlich, „das hat er aber hernach durchgebracht — ist nach Amerika gegangen — und ich habe nun keinen Menschen mehr auf der ganzen Welt!"

„Ihr seid eine schöne Gesellschaft mit einander, und wer an Euch jetzt Barmherzigkeit übt, greift ordentlich dem lieben Gott in's Handwerk! Wenn ich was zu sagen hätte, ich wies Euch die Wege gerade so, wie Ihr sie meiner armen Herrschaft gewiesen habt; eigentlich habt Ihr noch vielmehr verdient!"

„Was hast Du denn da vor, Christie?" fragte mit einem Male eine klare Stimme aus der Hausthür, und heraus trat die junge Hausfrau, in der gleich Jeder unsere Annelie wieder erkannt hätte. Sie war nur ein Bischen voller und beinah' noch hübscher geworden.

„Na, dahier! wenn Du was erleben willst!" sagte Christie, „dahier steht Kneiper aus Grünthal, den haben die Franzosen aus seinem Gute getrieben und nun sollt Ihr ihn aufnehmen!"

Da lief's der Annelie wie Blut über's Gesicht. „Kneiper?" sagte sie; weiter aber konnte sie in dem Augenblicke nichts herausbringen.

Und Kneiper? Der stand da wie ein armer Sünder, konnte die Augen nicht von der Erde thun und zitterte vor Angst, Hunger und vielleicht auch vor Scham.

Aber Annelie nahm sich mit Gewalt zusammen. „Kommt nur herein, Vetter Kneiper," sagte sie, „'s Nachtbrot ist gerade

fertig, eßt erst und dann könnt Ihr meinem Manne oder dem Herrn Amtsrathe sagen, was Ihr etwa sonst noch wollt!"

Da war's doch gerade, als schlüge Eins das harte Herz des Geizhalses mitten von einander. Thränen, vielleicht die ersten in seinem Leben, preßten sich aus seinen Augen, Thränen, die ihn gewiß wie hölliſches Feuer gebrannt haben. Matt und niedergebeugt ging er der Annelie in's Haus nach.

Christie sah ihm nach und schüttelte den Kopf. „Ne!" sagte sie nach einer Weile, „was die Annelie für eine Frau ist, das begreif' ich nicht!"

„Laß gut sein!" antwortete Tobias und fuhr sich mit der Hand über die Augen, als hätte er da was wegzuwiſchen, „sind wir doch allzumal Sünder und der Herrgott hatt's mit uns zuletzt auch gut gemacht!"

Drei Tage aus dem Leben eines Schullehrers.

Erster Tag.

Ein duftiger Oktoberabend lag über der Erde. Zwischen den kahlen, von der untergehenden Sonne beleuchteten Stoppelfeldern wanderte ein junger Mann dem vor ihm liegenden Dorfe zu und ließ das Auge nicht ab von den freundlichen Häusern und den sie umgebenden Bäumen, deren buntschattirtes Laub der Landschaft einen eigenen Reiz verlieh. Nur wenn hier und da eine Magd mit einer Tracht Klee oder Futterkraut auf dem Rücken, ein Bauer mit dem heimkehrenden Gespann oder Pflug an ihm vorüberzog, wandte er den Blick von den Gebäuden auf die Menschen, dankte herzhaft auf jeden Gruß und sah den Leuten nach, als wolle er sie studiren.

Unweit des Dorfes holte er einen langsam dahinschreitenden, breitschultrigen Mann ein. Die weiße Zipfelmütze auf dem Kopfe und die behaglich auf dem Rücken zusammengeschlagenen Hände zeigten, daß der Mann eben nur einen Abendspaziergang gemacht, seine Felder zu besehen oder dergleichen — der Bauer kennt keinen zwecklosen Spaziergang; — der wohlgenährte Leib aber, die silbernen Knöpfe auf der Manchesterweste, das seidene Halstuch und die sichere Ruhe und Gewiegtheit in dem braunen Gesichte verriethen, daß er zu den „Fetten" im Dorfe gehören müsse.

Der Herankommende trat mit einem frischen „Guten Abend" an die Seite des vor ihm Gehenden. Der nahm einen Augenblick die brennende Tabackspfeife aus dem Munde, rückte unmerklich die Zipfelmütze und musterte mit einem Blicke den

schmächtigen Körperbau, sowie den abgetragenen aber reinlichen schwarzen Frack des Ersteren.

„Sie können mir wohl sagen, wo ich am nächsten zur Pfarre und nachher in's Schulhaus komme?" fragte dieser.

„O ja," war die Antwort; „grad' aus ist die Kirche, auf der einen Seite die Pfarre, auf der andern die Schule. In der Schule wohnt aber jetzt Niemand."

„Ich weiß wohl," erwiderte der junge Mann mit einem Lächeln, „ich will selbst hineinziehen, ich bin nämlich der neue Lehrer."

„Soo?" zog der Dicke, warf einen wiederholten musternden Seitenblick auf seinen Nachbar, blies eine gewaltige Tabackswolke vor sich her und sah dann eine ganze Weile gerad' aus in das Dorf hinein. Um seinen Mund spielte es wie ein höhnisches Lächeln. „Nun, da halten Sie's nur brav mit dem Pfarrer!" sagte er endlich und strich sich mit der Hand das Kinn.

Der Lehrer sah, von dem Tone betroffen, in die Höhe. „Was ist mit dem Pfarrer?" fragte er.

Der Andere antwortete nichts und blies nur stärkere Wolken vor sich her. „Dort steht die Kirche," sagte er nach einer Weile, „Sie können sie gar nicht fehlen. Adje!" und damit bog er in einen Seitenweg ein, der hinter den Zäunen des Dorfes wegführte.

Der neue Schullehrer sah ihm einen Augenblick nach und schüttelte dann den Kopf. „Die Bauern muß man erst kennen lernen, sonst mag sie der Geier verstehen!" brummte er und schritt nachdenklich in das Dorf hinein. — Die Pfarre hatte er bald gefunden und die Magd wies ihn nach der Studirstube „des Herrn".

Einen Augenblick stand er an der Thür, ehe er anklopfte und die Klinke in die Hand nahm. Es überkam ihn das Gefühl einer gewissen Beklommenheit, er trat seinem nächsten und für ihn bedeutendsten Vorgesetzten entgegen und wie dieser sich zu ihm stellte, so gestaltete sich sein ganzes Loos für die nächste Zukunft — es war die erste Schulstelle, die er antrat. —

Der Pfarrer saß mit dem Rücken gegen die Thür am

Schreibtische und wandte beim Eintreten des neuen Lehrers den Kopf halb herum. Als er indessen die fremde städtische Figur erblickte, erhob er sich langsam und schien eine Anrede zu erwarten.

„Mein Name ist Hermann Fischer," begann der Eintretende mit unwillkürlich ehrerbietiger Körperhaltung, „ich bin zur Uebernahme der hiesigen Schulstelle beordert und habe nicht verfehlen wollen, sogleich bei meiner Ankunft dem Herrn Pfarrer meine Aufwartung zu machen."

„Ah — so!" entgegnete dieser schleppend und ließ das Auge über die ganze Figur des jungen Mannes laufen. „Setzen Sie sich, ich werde bald fertig sein."

Der Pfarrer schien noch ziemlich jung zu sein; demohngeachtet waren seine Sprache und alle seine Bewegungen so gemessen, so bedächtig und langsam, und standen mit den kleinen, blitzenden Augen so im Widerspruch, daß Fischer sich eines unangenehmen Eindrucks nicht erwehren konnte. Dieser wurde noch erhöht, als der Geistliche sich endlich erhob und die Augen auf ihm ruhen ließ, als wolle er in seiner Seele lesen.

„Haben Sie sich bereits in Ihrer Wohnung eingerichtet?" fragte der Pfarrer.

„Ich lange soeben erst an; meine Habseligkeiten folgen morgen. Das Schulhaus habe ich noch nicht betreten."

Ueber des Predigers Gesicht flog es wie eine gewisse Befriedigung. „Es ist mir lieb," sprach er nach einer Weile in seiner langsamen eintönigen Weise, „daß Sie noch nicht mit den Bauern im Dorfe verkehrt — meine Meinung werde ich Ihnen nachträglich sagen und daran manchen wohlgemeinten Rath für Sie knüpfen. Man sagte mir, Sie hätten das Seminar nicht lange erst verlassen!" fuhr er fort und ließ den Blick über Fischer's kräftige Glieder laufen.

„Das hat schon seine Richtigkeit," erwiderte dieser. „Ich habe indessen vorher das Gymnasium besucht. Der Tod meines Vaters, der gerade eintrat, als ich nach Prima übergehen sollte, zwang mich abzugehen, da mir nun die nothwendigen Geldmittel zum Studiren fehlten."

Der Pfarrer zog die Augenbrauen in die Höhe und wieder

zusammen. „So — hm — Sie sind also Gymnasiast gewesen! — Sie werden sicher schon wissen, daß die hiesige Schulstelle nicht zu den brillantesten gehört — ich will damit nicht sagen, daß ein gottergebenes Gemüth und ein demüthiges Herz nicht glücklich darin sein könnten, ich rede nur zu Ihnen nach Ihren Weltbegriffen — wenn man aber mit allerhand Bedürfnissen herkommt, so scheinen die 50 Thaler jährliches Gehalt kaum zur Fristung des Lebens hinreichend."

„Ich habe in den letzten Jahren entbehren gelernt," erwiderte Fischer, ohne recht zu begreifen, wo die Rede des Predigers hinaus wolle, „ich habe auch wenig Bedürfnisse und gedenke die Zeit, in der ich hier arbeiten soll, eben so überwinden zu können, wie es mein Vorgänger gethan."

„Ihr Vorgänger war zehn Jahre hier im Orte, fast so lange, als mir der Herr im Himmel das Amt verlieh, ihn zu verkünden; die Verbesserungen kommen nicht immer so schnell, als man meint — ich glaube aber nicht, daß er unzufrieden mit seiner Lage gewesen ist. Er hing treu an der Kirche und dem Worte Gottes, ließ die Reden der Zweifler und Ungläubigen sich nicht anfechten, und der Herr sandte mir bald Gelegenheit, seinen Eifer in Etwas zu belohnen. Es kommt darauf an, in wie weit Sie die Kindschaft der Welt von sich weisen und den gläubigen Sinn in sich aufnehmen, in wie weit Sie mir in meinem geringen Streben beistehen werden, das göttliche Wort, die fromme, gottgefällige Einfalt und die zerknirschte, sündenbewußte Demuth in die störrischen Herzen dieser Bauern einzuführen, ob der Herr auch Ihnen die Gelegenheit, Ihre irdische Lage zu verbessern, senden wird. Ihr Vorgänger ist jetzt als Stadtschullehrer mit 300 Thalern angestellt, und die weitere Anerkennung seines gottseligen Lebens wird ihm nicht entgehen."

Fischer verbeugte sich schweigend. Sein Gesicht hatte sich während des Pfarrers Rede etwas verfärbt.

„Der Teufel geht umher wie ein brüllender Löwe!" fuhr der Pfarrer mit erhöhtem Tone fort, „das ist von keiner Zeit mehr zu sagen, als von der unsrigen, und die Auserwählten des Herrn müssen sich zusammen schaaren, daß sie nicht einzeln ver-

schlungen werden. Eine Saat hat der Böse auf die Erde geworfen, und sie ist aufgesproßt zu Gottlosigkeit, Unglauben und Verderben und sie überwuchert dichter und dichter die Herzen, daß das Wort der treuen Hirten, welche die Teufelsschlingen bei Zeiten ausgerauft und sich rein erhalten haben, kaum mehr hindurchzudringen vermag. Und die Unglücklichen und Verstockten jubeln über den Höllenschmuck und sehen und riechen nicht den Unflath, aus dem er gemacht, denn der Teufel hat ihm einen wohlklingenden, bethörenden Namen gegeben, und was vorher Gottesleugnung, Kirchenschändung und Todsünde hieß, heißt jetzt Aufklärung. O, in dem Worte liegt der Extrakt alles satanischen Hohnes. Es ist eine Aufklärung, aber wenn endlich die volle Aufklärung vorhanden sein wird, werden sie sehen, wo sie sind und wo sie stehen und daß das Licht, das sie jetzt so jauchzend begrüßen, nichts als der Schein des höllischen Flammenpfuhles gewesen ist!"

Die Stimme des Predigers war stärker und stärker geworden, seine Augen blitzten, in dem graublassen Gesichte war ein leises Roth aufgestiegen. — Aus Fischer's Gesicht aber war alle Farbe gewichen, der Ausdruck einer peinlichen Angst lag darauf; er sah in des Pfarrers Gesicht wie der Vogel, der die Klapperschlange sich im Grase ringeln sieht.

„Selbst bis in die Dörfer," fuhr der Geistliche nach einer Weile fort, die er gebraucht hatte, um seine Aufregung zu dämpfen, in der aber auch Fischer zu sich selbst gekommen war, „selbst bis in die Dörfer hat sich dieser Geist des Trugs verbreitet und der Stand unter diesen groben, hartnäckigen und widerspenstigen Bauern, zu dem mich der Herr berufen, ist kein leichter, um so weniger, als selbst in meiner Nachbarschaft Diener des göttlichen Wortes ihrer Sendung treulos werden und in aller heillosen Verblendung dieser sogenannten Aufklärung in die Hand arbeiten. Kaum eine Stunde von hier ist ein solcher Heerd, von wo aus der Stoff in unser Dorf getragen wird und hier ansteckend wirkt, wie die Pest. Aber ich werde auf meinem schweren Stande ausharren und kämpfen zur Ehre des Herrn, und je schwerer es wird, um so freudiger; ich werde ermahnen mit Sanftmuth und strafen mit der Geißel

des göttlichen Wortes. Hören Sie also nicht auf diese Bauern und schneiden Sie jede Gemeinschaft mit ihnen entzwei, ehe Sie noch eine solche angeknüpft; stellen Sie den Katechismus oben an in Ihrem Unterricht, durchdringen Sie die Kinder mit den heiligen Sätzen der Kirche und den unumstößlichen Wahrheiten des christlichen Glaubens, das, und das allein muß die Hauptsache sein in dieser bösen Zeit, damit nicht auch die neue Generation verloren gehe, und alles Andere muß nur darauf hinarbeiten helfen. Kümmern Sie sich nicht um die Eltern, es sind hartnäckige, verstockte Seelen, ihr Mißfallen sei Ihr Stolz, ihr Haß Ihr Triumph, denn es ist der natürliche Haß des Bösen und Gemeinen gegen das Gute und Edle."

Je länger der Pfarrer sprach, je mehr Sicherheit und Selbständigkeit gewann Fischer's Gesicht.

„Ich komme nicht so unvorbereitet hierher, als Sie vielleicht glauben," sagte er jetzt in bescheidenem Tone, hielt aber ruhig den Blick des Geistlichen aus. „Mag mir die praktische Erfahrung fast ganz abgehen, so trete ich doch mit dem Vertrauen meine Stelle an, das reger Wille und fleißige Vorbereitung geben; auch habe ich fremde Erfahrung nicht ungenutzt an mir vorübergehen lassen. Ich meine dies besonders in dem Verhältniß der Schule zum Haus. Es dürfte wohl nicht ganz unrichtig sein, daß, wo der Lehrer nicht Freund des Hauses und die Eltern nicht Freunde der Schule sind, alles Lehren nutzlos ist und die guten Eindrücke in der Schule von den stärkeren im elterlichen Hause vernichtet werden. Ich hatte deshalb den kleinen Wirkungskreis gesegnet, der mir es möglich machen würde, durch selbständiges, ausdauerndes Streben Beides, als einander ergänzend, zu vereinen. — Der Religionsunterricht ist ferner gewiß einer der Hauptunterrichtsgegenstände, aber es giebt doch auch noch so vieles Andere für das praktische Leben, was wenigstens nicht auf Kosten desselben vernachlässigt werden darf. —"

„Die Schule ist Dienerin der Kirche und wird es ewig bleiben; das ist ihr natürlicher Platz!" rief der Pfarrer, ihn heftig unterbrechend, „sie ist aus der Kirche entsprungen, wird

nur durch sie gehalten, und deren Interessen müssen ihr ewig die höchsten sein. Thun Sie indessen was Sie wollen, ich glaube Sie vollkommen zu erkennen. In Ihnen steckt noch alle Hoffahrt der Welt, Ihre eigenen Gedanken sind noch die Götter, vor denen Sie knieen; von der Erkenntniß der Erbärmlichkeit Ihres Wissens, von der Demuth, die sich mit Allem, was sie hat, vor dem Herrn niederwirft und ihm allein die Ehre giebt, sind Sie noch entfernt, wie ein Pol vom andern — gehen Sie hin!" rief er, sich vom Stuhle aufrichtend und den Kopf stolz zurückwerfend, „gehen Sie hin und lernen Sie Demuth und Ihren jungen Nacken beugen, lernen Sie erst den Herrn über alle Eitelkeit und alles Wissen der Welt erheben, dann kommen Sie wieder!"

Er deutete nach der Thür und ging nach seinem Schreibtische. Verdutzt verließ Fischer die Stube. Erst als er auf der freien Straße war und der leise Wind seinen heißen Kopf kühlte, als er überlegen wollte, wohin er jetzt zuerst zu gehen habe, stiegen einzelne Gedanken über die vereinsamte, unsichere Stellung, in die er hineingerathen, eine leise Furcht vor dem unbesonnten Felde, das er bearbeiten sollte, in ihm auf. Er ging langsam mit gesenktem Kopfe über die Straße, an der Kirchhofsmauer und der Kirche hin. Die eben erlebte Scene zog noch einmal Wort für Wort an seiner Seele vorbei; sein Kopf hob sich, es wurde nach einer Seite wenigstens klarer in ihm, hier erkannte er, wie er stand. Wohl wollte die Furcht sich höher heben, aber mit ihr rang ein starker Entschluß, der mit jedem Schritte an Kraft gewann — und eine Freudigkeit, zu kämpfen, zu leiden für das, was er als Recht erkannte, zog endlich ein in seine Seele, vor der alles Das, was ihn erwarten konnte, seine Macht und seine Schranken verlor.

Er war an dem Kirchhofe vorüber. Vor ihm lag ein einstöckiges Haus. Ein Blick in ein offenstehendes Fenster zeigte ihm hölzerne Bänke und Tafeln und er wußte, daß er vor seiner neuen Heimath, vor seinem künftigen Reiche stand. Die Thür war offen und Fischer schritt hinein. Er betrat zuerst die Schulstube. Von den erblindeten, theilweise zerbrochenen Fenstern, von den eingeräucherten Wänden und dem schmutzigen

Fußboden sah er nichts, in ihm war ein Gefühl lebendig, das seine ganze Brust erhob — er betrat zum ersten Male den Bereich eines eigenen, selbständigen Wirkungskreises, vor seinem Geiste saß die Dorfjugend, die Bänke füllend, horchte seinen Worten und beugte sich vor dem haselnen Scepter, den er über sie schwang. Und als er endlich auch für den trüben, unschimmern Raum, in welchem er seine Phantasie tummelte, Augen bekam, da war sein Gefühl nur ein angenehmes, denn er dachte an alle die Aenderungen und Verbesserungen, die er vornehmen wollte.

Der Schulstube gegenüber war seine Wohnung und was dazu gehörte. Die Stube mochte einmal gelb angestrichen gewesen sein, jetzt erschien sie aber vom schmutzigen Gelb durch alle Farbentöne bis zum Steingrau, wo die ganze Wandbekleidung abgefallen war, gehend. Der Ofen war defekt, durch ein zerbrochenes Fenster zog kühlende Luft herein. Die Kammer und die kleine Küche daneben waren kaum in besserem Zustande, aber Fischer wanderte hindurch und schien an andere Dinge, als den traurigen Zustand der Wohnung zu denken — er machte im Geiste seine ganze Einrichtung, und als er bis in den Hof gelangt, einen dürftigen Ziegenstall erblickte, konnte er sich nicht enthalten, die Thür zu öffnen und hinein zu sehen. Erst als er wieder in die Wohnstube zurückkehrte, dachte er daran, an wen er sich wende, um eine Ausbesserung und Renovirung des Schadhaften zu erlangen, und jetzt erst fiel es ihm auf, daß, da man doch seine Ankunft gewußt, nichts vorher dafür gethan worden sei. Eben wollte er sich anschicken, das Haus zu verlassen, da ging hinter ihm die Thür auf und eine krähende Stimme fing an zu leiern:

„Der Herr der himmlischen Heerschaaren segne Ihren Einzug und schütte das Füllhorn seiner göttlichen Gnade über Sie aus, für und für!"

Fischer wandte sich rasch herum und ein bejahrtes, aber noch rüstiges Bauernweib sah ihn mit triefenden, fromm verdrehten Augen an. Ueber seinen Rücken lief es wie ein Schauer, er wußte selbst nicht recht warum.

„Was will Sie?" fragte er eben nicht zu freundlich.

„Ich bin die Haushälterin des alten Herrn Schullehrers, den der Allmächtige zum Werkzeug gebraucht, um auch mich verlornes Schaf auf den Weg der Gnade zu führen," begann das Weib von Neuem, die Augen zur Decke aufschlagend, „und weil mir des Herrn Pfarrers Lisel gesagt hat, daß der neue Schullehrer angekommen, so habe ich mich auf die Beine gemacht, um ihn im Namen des Herrn willkommen zu heißen und von wegen der Aufwartung mit ihm zu reden."

Fischer betrachtete die Frau von oben bis unten. „Warum verdreht Sie denn die Augen wie ein abgestochenes Kalb, wenn Sie redet?" fragte er nach einer Weile.

Das Weib sah ihn verdutzt an. „Sind Sie denn nicht der neue Schullehrer?" fragte sie endlich.

„Ja, versteht sich!" erwiderte dieser.

„Nun," fuhr die Frau fort, die Augen wiederum zur Decke aufschlagend, „da wird Ihnen ja wohl der Herr Pfarrer von der Christiane Schwartzen gesprochen haben, die in sich gegangen und zerknirscht ist in ihren Sünden und der unser Herr Pfarrer die Aufwartestelle bei dem neuen Herrn Schullehrer versprochen hat."

„So? hat er sie versprochen? Nun, da mag er sie Ihr geben, ich kann Sie aber nicht brauchen!" rief er und drehte sich weg.

Die Frau sah ihm erst eine kurze Weile mit offenem Munde nach. „Was? Sie können mich nicht brauchen?" schrie sie dann, „das wollen wir doch sehen. Die Barthel-Marie ist wohl schon dagewesen, das schlechte Thier, und hat sich angeboten? Aber daraus wird nichts! Ich bin fromm und singe, bete und bereue alle Tage, die will aber nichts davon wissen und ist verstockt in ihren Sünden, und der Herr Pfarrer hat mir die Stelle versprochen!"

„Und ich sage Ihr, daß Sie jetzt den Augenblick das Loch trifft!" rief Fischer, dem das Blut zu Gesicht stieg; „ich habe mit Ihr und Ihrem Singen und Beten nichts zu schaffen."

Aus des Weibes Augen schossen ein paar Giftblicke. „Er thut wohl gar, als wolle Er nichts vom Frommsein wissen? Er will's wohl gar mit den Andern halten?"

„Sie soll Ihrer Wege gehen, ich habe mit Ihr nichts zu schaffen."

„Nu!" lachte sie grimmig auf, „halten Sie's nur mit den Andern! Der Herr Gott aber wird gefahren kommen in seinem Zorne und wird zerschmettern, was nicht zu ihm gehalten hat, und ich will noch das jämmerliche Ende von all' dem schlechten Volke erleben!" Damit war sie zur Thür hinaus und warf sie schallend hinter sich zu.

Ueber Fischer's Gesicht flog der Ausdruck einer Empfindung, die aus Widerwillen und Verachtung gepaart schien. Lange stand er noch in Gedanken am Fenster der Wohnstube und erst als die Dämmerung schon tief hereingebrochen war, verließ er das Schulgebäude und ging nach dem Wirthshause, das er schon bei seiner Ankunft bemerkt hatte.

Das Dorf liegt an einer frequenten Straße, das Wirthshaus ist ein schönes zweistöckiges Haus mit einem Garten und einer Kegelbahn dahinter, und dem Wirthe, der die Hände auf den Rücken gelegt, in der Hausthür stand, sah man es an, daß er gute Nahrung hatte und sich nichts abgehen ließ.

Als er den Lehrer herankommen sah, flog ein Lächeln über sein Gesicht. „Guten Abend, Herr Schullehrer," sagte er, als Fischer grüßend auf ihn zuschritt, „Sie wollen doch nicht etwa hier in unsern Sündenpfuhl, wie's der Pfarrer schimpft?"

Fischer sah auf, in das Gesicht des Mannes — es war derselbe Dicke, den er auf dem Wege in's Dorf getroffen. Jetzt war ihm dessen Benehmen klar.

„Ich will sogar eine ganze Nacht dableiben, wenn Sie mich behalten wollen," erwiderte er, „und mit dem Sündenpfuhle wird's ja wohl nicht so arg sein. Ich meine, Jeder, für den das Wirthshaus so ein Teufelsort wird, macht es sich selber dazu. Ich trinke gerne alle Sonntage mein Glas Bier, wenn's gut ist, werf' auch einmal mit in die Kegel, wenn ich einen Groschen riskiren kann, und denke doch, 's soll mir nichts schaden."

„Na, s' Bier können Sie sogleich probiren, und wenn's schmeckt, soll's mich freuen. Kathrie!" rief er, „einen Teller Fleisch oder eine Bratwurst, was am nächsten ist! — 's Bier

dazu sollen Sie frisch vom Fasse haben, Herr Schullehrer, gehen Sie nur 'rein!"

„Das Fleisch ist doch nicht etwa für mich?" fragte Fischer, den Wirth hastig am Arme festhaltend, „ich wollte blos etwas Brod und Butter."

„'s ist schon gut, nehmen Sie's nur!" rief der Andere lachend, „ich geb's gern, und es werden Abende genug kommen, wo Sie trocken Brod essen müssen!" Damit hatte er die Schenkstube aufgemacht, ein Bund Schlüssel vom Nagel genommen und war davon gegangen. Fischer trat in die Stube Er ärgerte sich über des Wirths Freundlichkeit mehr, als über dessen frühere patzige Weise; sein Stolz empörte sich gegen eine Gabe, die so plump und beleidigend geboten wurde, und als er bereits zwei Männer mit den brennenden Pfeifen in der Stube sitzen sah, ward sein Vorsatz um so fester, eine Demüthigung der Art auf jeden Fall zurückzuweisen.

Die beiden Männer saßen, die Biergläser vor sich, schweigend einander gegenüber, kaum daß dann und wann einer zum Fenster hinaussah und eine kurze Bemerkung hinwarf. Fischer setzte sich mit einem „guten Abend" nicht weit von ihnen nieder und bald kam auch der Wirth, das Bier und zwei Lichter auf den Tisch stellend „Dahier, Gevatter, das ist unser neuer Schullehrer!" sagte er zu dem Aeltesten der Beiden, „ich glaub' 's ist Einer, wie wir ihn haben müssen!"

Die Beiden drehten die Köpfe und der Angeredete nickte still und ernsthaft vor sich hin den Lehrer langsam von oben bis unten betrachtend. „Das ist nämlich der Schulze," fuhr der Wirth zum Lehrer fort, „und wir wissen's schon, wie Sie's meinen. Die Schwartzen Christiane hat's in ihrer Wuth gleich im ganzen Dorfe ausgeschrieen, wie Sie sie haben abfahren lassen und Pfarrers Liesel hat dazu erzählt, Sie hätten ihren Herrn grausam geärgert, daß der ganz desperat über Sie wäre. Nun trinken Sie, wohl bekomm's!"

Fischer zog seinen schlaffen Geldbeutel. „Was kostet's?" fragte er.

„Lassen Sie doch Ihr Geld stecken, Sie werden's schon brauchen!" wehrte der Wirth. „Sie dürfen mir das nicht übel

nehmen, Herr Schullehrer," fuhr er fort, als er den finstern Zug bemerkte, der sich über Fischer's Gesicht verbreitete, „ich mein's gut, wenn ich's auch nicht so fein sagen kann, als Sie's vielleicht in der Stadt gewöhnt sind. Sie halten nicht zum Pfarrer und nicht zum Frommsein, was mir nebenbei gesagt immer so vorkömmt, als wenn Einer kalt Wasser trinkt und sich selber und den Leuten vormachen möchte, er habe sich damit einen Rausch angetrunken — und da werden Sie verflucht knapp leben müssen. Den vorigen Schullehrer hat der Pfarrer zum Gutsherrn gebracht, wo er Arbeiten und Schreibereien bekam, die sie ihm gut bezahlten, hatte ihm auch außerdem von seiner vornehmen Bekanntschaft allerhand zugewandt, damit wird's aber bei Ihnen Alles nichts sein."

„Aber, 's gäb' doch noch immer Nebenverdienst genug," sagte der Schulze, „wenn nur Einer welchen haben wollte. Das was so'n Schulmeister-Posten einbringt, ist freilich nicht darauf berechnet, daß Einer ganz davon lebt. Jetzt will aber Keiner neben der Schulmeisterei noch was Anders treiben und hat auch nichts weiter gelernt. Zu meiner Zeit war Einer Leinenweber und verdiente, wenn keine Schule war, einen ganz hübschen Thaler; Einer war Schneider, und wer nicht so Etwas gelernt hatte, machte den Feldhüter, den Nachtwächter, ging mit auf's Feld oder verdingte sich als Drescher. Jetzunder will aber Keiner mehr daran, wenn's ihm auch schlecht ergeht. Ich weiß nicht!"

„Jetzt wird vom Lehrer auch mehr verlangt, Herr Schulze," erwiderte Fischer, und eine leichte Röthe stieg in sein Gesicht, „und was jetzt Ihre Jungens brauchen, um in der Welt ordentlich fortzukommen, lernen sie von keinem Drescher oder Nachtwächter!"

Der Schulze zuckte die Achseln. „Ich bin mein Lebtag fortgekommen, und komm' auch heut' noch fort!" sagte er. „Wenn jetzt der Schulmeister blos Gelehrsamkeit treiben soll, müßte er auch mehr kriegen, sonst fällt er mit seiner Hoffahrt in den Dreck! Ich gebe meinem Großknecht noch einmal so viel und der schämt sich doch nicht der Arbeit; weiß also nicht,

warum's der Schulmeister thun soll." Er schwieg; Fischer aber biß auf seine Unterlippe.

„Können Sie mir denn nicht sagen, Herr Schulze," begann er nach einer Weile, in der er mit sich selbst gekämpft und seine bitteren Empfindungen überwunden zu haben schien, wieder, „was das mit dem Schulhause wird. Es sieht gräulich darin aus. Von den Wänden ist der Kalk abgefallen, die Fenster sind zerbrochen und die Fußböden wie ein Stall. Wer läßt denn das wohl in Ordnung bringen?"

„Das weiß ich nicht; die Gemeinde braucht ihr Geld anderwärts nöthig!" erwiderte der Schulze.

„Nun, ich kann doch den Winter nicht bei zerbrochenen Fenstern sitzen? Und Ihre Kinder sollen doch auch nicht frieren? Sei'n Sie einmal vernünftig, Herr Schulze — Sie wissen, wie ich mit dem Pfarrer stehe, dem kann ich nichts sagen und nun dürfen Sie mich wenigstens nicht ganz und gar verlassen!"

„Ja, Gevatter, das ist wahr!" warf der Wirth ein. „So lange der Pfarrer krakehlte, war's schon recht, daß Du Dir nichts abluxen ließ'st — jetzt aber, jetzt wird er kein Wort mehr sagen, und nun gerade sollten wir ein Staatshaus aus der Schule machen!"

„'s ist all' gut!" erwiderte der Schulze, den Kopf hin und her wiegend. „Die Fensterscheiben, das hat etwa seine Richtigkeit; weiter laß ich aber nichts machen, und wenn ich sonst noch was thue, so geb' ich's Geld zum Kalk. Zu meiner Zeit hat sich Keiner geschämt, seine Stube anzustreichen, und ein groß Kunststück ist es auch nicht gewesen."

„Soll ich mir nicht lieber auch die Stube selbst scheuern?" fragte Fischer bitter.

„Das ist keine Mannsarbeit!" erwiderte der Schulze, ohne aus seiner Ruhe zu kommen; „behalten Sie sich die größten Mädchen in der Schule da, die scheuern Ihnen 's Haus vom Boden bis in den Keller."

„Also Sie meinen wahrhaftig, ich soll selbst den Maurer machen?" fragte Fischer und das Blut trat ihm wieder in's Gesicht. „Denken Sie nicht wenigstens daran, wo der Respekt

bei den Kindern bleibt, wenn sie sehen, wie ich der Schuhwisch von allem Möglichen bin?"

Der Schulze schüttelte wieder langsam den Kopf. „Ich lade meinen Mist, mache mir hernach meine Schuhe selber rein, und sie haben doch alle Respekt vor mir. Das ist bei uns nicht wie in der Stadt. Je mehr Einer arbeitet, je mehr ist er angesehen, und was Einer für sich thut, schneidet ihm kein Stückchen von seiner Ehre ab."

In diesem Augenblick steckte sich ein Weibergesicht zur Stubenthür herein, ließ den Blick einen Augenblick auf den vier Männern ruhen und verschwand sodann wieder. Der Wirth hatte sich umgesehen.

„Das war die Schwartzen Christel," sagte er verwundert; „was die mit ihren verdrehten Augen in unserem Sündenpfuhle will, möcht' ich auch wissen. — Ich laß mich hängen," fuhr er nach einer kurzen Weile fort, „das Weib hat nur spintisiren wollen. 's ist gut, Herr Schullehrer, daß der Pfarrer schon weiß, wie er mit Ihnen d'ran ist, sonst erführ er's heute Abend noch. Kommt mir das Hexenauge aber noch einmal über die Schwelle, so kann sie was erleben!"

Fischer antwortete nichts, er sah vor sich auf einen Fleck. Der Schulze dampfte nachdenklich seine Pfeife und blickte in's Licht; sein Nachbar malte mit den Fingern Figuren auf den Tisch. So saßen sie eine ganze Weile schweigend neben einander, bis die Magd einen Teller Fleisch und Brod für den Lehrer brachte und der Wirth ihn mit der Aufforderung zuzugreifen aus seinen Gedanken weckte. — „Ich nehm's mit Dank an," sagte er, „aber lassen Sie mir's stehen bis morgen früh, ich kann heute Abend nichts essen, und wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, so bringen Sie mich in mein Bett."

„'s ist schon recht, Sie werden vom Wege müde sein!" sprach der Wirth und ging nach dem Ofen, die Blechlampe zu holen und damit dem Gaste in sein Zimmer zu leuchten. Fischer reichte dem Schulzen die Hand und wünschte „Gute Nacht". Der schüttelte sie ihm herzhaft.

„'s scheint ein guter Kerl zu sein," sagte er nachdenklich zu seinem Nachbar, als der Lehrer mit dem Wirthe das Zim-

mer verlassen hatte, „und wenn er erst die Vornehmheit abgerieben hat, kann man ihn schon mit was helfen, daß er nicht am Ende fromm wird, weil er muß. 's wird freilich noch Kappen setzen!"

Fischer lag in seinem Bette mit offenen Augen und überdachte den heutigen Tag. Er sah zurück in die Vergangenheit und eine unendliche Bitterkeit zog durch seine Seele. Ein blauer, sonniger Frühlingstag stand vor ihm. Da war er fortgegangen aus dem elterlichen Hause, dem Seminare zu und hatte der Welt seiner Sehnsucht und seiner Träume, der Welt der akademischen Herrlichkeit, — hatte allen Hoffnungen einer glänzenden Zukunft, aller Anwartschaft auf ein hohes Ziel den Rücken gekehrt. Und vor ihm lag die Aussicht auf eine niedere, einförmige Lebensstellung, eine Stellung voller Entbehrungen, in der ihm selbst die Möglichkeit auf ein Emporarbeiten abgeschnitten war. Fischer aber nahm nicht das Gefühl zertrümmerter Hoffnungen, nicht die Unzufriedenheit getäuschter Erwartungen mit in seine neue Stellung, er hatte abgeschlossen mit seiner Vergangenheit und sich durchgekämpft zur Klarheit; er hatte ein anderes Ziel, ein anderes Glück gefunden, das ihm auch die niederste Stelle bot — er wollte das ganz sein, was er einmal war, er wollte im Selbstgenügen sich ein inneres Glück gründen. Und so schritt er in ruhiger Heiterkeit seiner neuen Bestimmung entgegen.

Das war das erste Mal, wo er sich selbst überwunden hatte, aber der Tage des Kampfes kamen noch viele. — Der Seminardirektor war ein strenger Mann, dessen erstes Gebot Demuth hieß, der in jedem aufgerichteten Kopfe unziemlichen Trotz und verdammliche, selbständige Gedanken suchte, die gebeugt werden mußten durch Stubenarrest und Carceriren. Und Fischer kam in einen Kreis von Genossen, unter denen Duckmäuserei, Heuchelei und Liebedienerei als erlaubte Klugheitsmaßregeln galten, die aber auf heimlichen Wegen dem Verbotenen um so eifriger nachgingen; sein offener, freier Sinn empörte sich dagegen, sein Stolz kämpfte gegen die über ihn verhängten Demüthigungen und bald war er in stetem Konflikte mit seinen Kommilitonen, die er verachtete und die ihn dafür offen und

heimlich vergalten, und mit dem Direktor, der keine Gelegenheit vorübergehen ließ, „den trotzigen Sinn des Gymnasiasten“ zu beugen. — Und wieder kämpfte er einen ehrlichen Kampf und beugte sich unter Verhältnisse, die er nicht überwinden konnte. Und sie wurden ein Läuterungsfeuer in seinem Innern. Leise zog er sich in sich selbst zurück, arbeitete fleißig und fand in stiller Selbstgenügung eine Zufriedenheit, die er in diesen Verhältnissen nicht für möglich gehalten. Und als das erste Jahr vorüber war, da leuchtete ein Stern in sein beschränktes Dasein hinein, eine ganze Frühlingswelt darin hervorrufend.

Beim Abgange eines Theiles der Zöglinge ward eine allgemeine Umquartierung angeordnet. Das Seminar, früher ein Kloster, enthielt keine allgemeinen Arbeits- und Schlafsäle, sondern einzelne Zellen, und Fischer, der früher mit mehreren seiner Kollegen eine derselben getheilt, erhielt jetzt ein kleines Gemach für sich, nach der Straße hinaus. Nur dies Alleinbewohnen erschien ihm als eine Verbesserung, denn die öde Straße bot ihm wenig Ersatz für die grünen Bäume des Seminargartens, auf die er früher die Aussicht gehabt. Den einzigen Ruhepunkt fand jetzt sein Auge an einem Fenster im zweiten Stock des gegenüberstehenden Hauses, vor dem auf einem Blumenbrette ein ganzer Flor von Frühlingskindern blühte. Dorthin wandte sich sein Blick auch beim Erwachen zuerst, aber schon den zweiten Morgen begann das Fenster ein größeres Interesse als das eines bloßen Augenpunktes für ihn zu gewinnen. Hinter den Blumen hervor hatte er ein frisches, rosiges Mädchengesicht sich biegen sehen, glatt und sauber, trotz des frühen Morgens, und kein Auge von dem Topfe aufschlagend, mit dem sie ihre Pfleglinge tränkte. Dann war es wieder verschwunden und, so gespannt auch Fischer wartete und lauschte, nicht wieder zum Vorschein gekommen, bis ihn der Unterricht abgerufen hatte. Aber als es Abend geworden war und er wieder in seiner Stube saß, da hatte er nicht lange zu warten gebraucht und die Scene vom Morgen hatte sich wiederholt. Seitdem hatte er jeden Morgen und jeden Abend die Blumenwärterin belauscht und den Tag über

freute er sich auf den Abend, und wenn er einschlief auf den Morgen, wo er sie sehen würde. Ein einziges Mal im Verlauf der ersten Woche hatte sie die Augen aufgeschlagen; als sie aber den eifrig zuschauenden Fischer bemerkt, war ihr das Blut in die Wangen geschossen und sie hatte ein so bitterböses Gesicht gemacht, daß der Lauscher vom Fenster getreten war wie ein ertappter Sünder. — Von nun an saß er seitwärts des Fensters, wenn er auf die ihm liebgewordene Erscheinung wartete; sie kam wohl wieder, aber kein Blick erhob sich mehr zu seinem Fenster. So kam der Sonntag heran. Fischer hatte sich angezogen, um einen Spaziergang zu machen, und überlegte eben, wohin er seine Richtung nehmen wolle, da ging die Hausthür drüben auf und sein Augentrost, den Strohhut auf dem Kopfe, sonntäglich geputzt, schritt an der Seite einer älteren Frau heraus. Beide nahmen die Richtung dem neuen Thore zu, und der Seminarist hatte wie ein Wetter den Hut auf dem Kopfe und stand auf der Straße, ehe die Nachbarinnen noch das Ende derselben erreicht hatten. In einer Entfernung, die sein Nachfolgen nicht auffällig erscheinen lassen konnte, schritt er hinter ihnen her — bald sich hinter den dazwischen gehenden Menschen versteckend, wenn ein Kopf der Beiden sich bewegte, als wolle er sich umdrehen — bald wieder emsig spähend, wenn er sie in der Menge der übrigen Spaziergänger aus den Augen verloren hatte. So kamen sie nach dem nahegelegenen „Wäldchen" mit seinen Tischen und Bänken, wo die Bürgerfamilien den Sonntagnachmittag bei Bier und Kaffee verbringen, und Fischer sah bald die Verfolgten an einem leeren Tische Platz nehmen.

Sein Lebtag hatte er sich noch nicht viel um Frauen gekümmert und erst nach langem Zögern und mit Herzklopfen trat er heran und bat um die Erlaubniß, sich mit herseßen zu dürfen. Die Alte gab sichtbar geschmeichelt ihre Zustimmung, das Mädchen aber hatte kaum den Blick in Fischer's Gesicht geworfen, als ihr auch ein hohes Roth in das Gesicht trat und sie sich mit demselben bitterbösen Ausdrucke, wie er ihn schon früher bemerkt, wegwandte. Fischer aber begann ein Gespräch mit der Alten, über das schöne Wetter, dann über die

Spaziergänger, und die Frau meinte endlich, wie gut es doch viele Menschen hätten, die jeden Sonntag in's Freie könnten, ihr werde es nicht so geboten. Und Fischer sagte, sein Leben wäre auch gerade nicht zu beneiden, er hadere aber nicht mit dem Schicksale. Der Aermste könne sich oft in seiner engen Stube und in der drückendsten Arbeit ein besseres Glück schaffen, als der Reiche mit seinem vielen Gelde, er habe es an sich selbst erlebt. Dann erzählte er, daß er Seminarist geworden sei, und wie er das geworden; erzählte auch von den harten Stunden, die er durchgekämpft — er wußte selbst nicht wie er dazu kam, seine innersten Geheimnisse gegen stockfremde Leute auszusprechen; ihm gegenüber hatte sich aber das rosige Gesicht des Mädchens wieder hergedreht und ließ die Augen auf ihm ruhen. Er fühlte ihren Blick, denn hin zu sehen getraute er sich nicht, er wußte selbst nicht warum. — Die Alte aber erzählte dagegen, sie wohne dem Seminare gegenüber und sei Wittwe, die sich mit ihrer Lene das tägliche Brot durch Nähen verdiene. Und es dauerte nicht lange, da wußte auch Fischer die Verhältnisse seiner Nachbarn so genau, als sie seine eigenen, und es war ihm so wohl auf der hölzernen Bank, daß er gar nicht fort gemocht hätte. Aber der Zeiger seiner Uhr wies bereits auf sechs, die Zeit, wo sein freier Nachmittag zu Ende war, und er mußte Abschied nehmen. Wieder erröthete Magdalene, als er seinen letzten Blick tief in ihre Augen senkte, aber sie lächelte — und als er des andern Morgens früh ihrer am Fenster harrte, da wandte sich ihr erster Blick nach ihm und sie lächelte wieder.

Vierzehn Tage darauf folgte Fischer der Mutter mit ihrer Tochter wieder in's Wäldchen nach und er wurde begrüßt wie ein alter Bekannter; diesmal hatte er sich aber Urlaub bis neun Uhr ausgewirkt, und sie gingen zusammen im Mondschein nach Hause. —

Mit dem neuen Jahre kam ein anderer Direktor in das Seminar, und mit ihm zog ein anderer Geist ein. Aber es war kein besserer. Der Direktor gehörte der frömmelnden Richtung an und Fischer pries sich glücklich, mit Ostern sein Abgangsexamen machen zu können. „Strick ist entzwei, und ich

bin frei!" jauchzte er mit Luther, und zum ersten Male ging er, den Kopf hoch aufgerichtet, die Straße hinüber in das Haus, wo zwei Treppen hoch ein grünes Blumenbrett des Frühlings harrte. — Die Alte schien von seinem Besuche etwas überrascht, die Tochter war blutroth geworden, er aber erklärte, daß er nur komme, Abschied zu nehmen, daß er jetzt nach Hause gehe, aber bereits Aussicht auf eine Schulstelle habe. —

Und erst Abends kam er wieder in seine Zelle zurück — und war glücklich. Mutter Meißner hatte ihn genöthigt, zum Kaffee dazubleiben, und als sie selbst sich in die Küche gestellt, um Ehre einzulegen bei ihrem Gast, hatte er die Zeit wahrgenommen und das Mädchen, das ihm so lange als heller Stern geleuchtet, frei und offen gefragt, ob sie ihn lieb haben könne und ob sie einmal mit ihm das kärgliche Leben eines Schulmeisters theilen wollte. Und Magdalena hatte die großen hellen Augen zu ihm aufgeschlagen und hatte nichts gesagt als: ja! und wie er ihr nun die Hand geboten, da war sie ihm mit einem Male um den Hals gefallen und war in helle Thränen ausgebrochen, als sei jetzt erst die Hülle ihres Herzens gesprengt, und sie habe nicht Raum in der Brust für ihre überquellenden Empfindungen. — Und als nun die Mutter mit dem fertigen Kaffee hereingekommen war, da hatte sie bald in das vor Freude schier übermüthige Gesicht des Schulamtskandidaten, bald in die schwimmenden Augen ihrer Lene gesehen, sie hatte aber nichts gesagt und Fischer auch nicht, denn Lene hatte ihn gebeten, ihr alle Schritte bei ihrer Mutter zu überlassen.

Des andern Morgens bei guter Zeit trat Fischer, ein glänzendes Zeugniß in der Tasche, den Weg nach seiner Heimath an. Vergebens hatte er noch auf einen Blick seiner Lene gehofft, kein Auge erschien in dem Fenster und fast verstimmt mußte er sich endlich zum Abmarsch entschließen. Als er aber an's Thor kam, stand Lene mit ihrer Mutter dort, ihn erwartend. Sie geleiteten ihn fast eine Stunde weit und als sie endlich unter Thränen und Küssen schieden, gelobte Fischer, sie baldigst zum Besuche bei seiner eigenen Mutter nachzuholen. Und er hatte Wort gehalten.

Das Alles ging in den einzelnen Bildern an seiner Seele

vorüber. Er hatte nun die erhoffte Stelle, seine Magdalene wartete daheim auf Nachricht! — Und wie ein ungeheurer Hohn erklangen des Schulzen Worte in seinen Ohren wieder. —

Zweiter Tag.

Aus Fischer's Tagebuch.

Den 23. Dezember.

Ich bin ruhig und gefaßt, aber ich kann noch nicht schlafen. Als ich heute meine Zeugnisse hervorsuchte, fiel mir mein Tagebuch in die Hand, das ich seit dem Tage, an dem ich hier eingezogen bin, nicht vervollständigt habe. Es ist wohl Unrecht. Mancher Kampf und manches Leid sind an mir vorübergegangen, die leichter wurden, wenn ich sie dem Papiere anvertraute; es mag dieselbe Erleichterung sein, die das Aussprechen gegen einen befreundeten Menschen gewährt. Aber auch das Ordnen der Gedanken und Empfindungen beim Niederschreiben, die Nothwendigkeit, sich abgesondert vom eigenen Schicksale hinzustellen und scharf jeden Punkt desselben in's Auge zu fassen, hat seinen großen Theil daran. Wie mancher Selbstmord ist begangen worden, den nicht die Größe des Leidens, sondern die verlorene Klarheit mit sich selbst, der verlorene Ueberblick der eigenen Verhältnisse herbeigeführt. Jeder Gedrückte sollte sich ein Tagebuch halten. Lese ich, wie oft ich in meinem kurzen Leben schon an der Grenze der Verzweiflung gestanden, und dennoch immer wieder froh geworden bin, so schwindet mir fast die Furcht vor Allem, was noch kommen kann, und ein recht freudiges Vertrauen zu dem, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, steigt in meiner Seele auf.

Wie ist doch die Empfindung so verschieden von der, die das Händefalten, Augenverdrehen, die biblischen Reden und

die hochmüthige Demuth unserer Frommen hervorbringen können! Die Leute dünken sich die auserwählten Kinder Gottes — es haftet ein Fluch auf denen, die sich zu den Auserwählten machen. Das „auserwählte Volk Gottes" kreuzigte den Heiland, die „auserwählte" Kirche baute Scheiterhaufen und die „auserwählten Kinder Gottes" würden es nicht besser machen als beide, wenn sie Macht hätten. Gott verzeihe ihnen Irrthum und Heuchelei, — noch weiß ich nicht, welches das richtigere ist; — ich vergebe ihnen all' die bittere Noth und Sorge, die sie mir schon bereitet.

Und so will ich denn nachtragen und will das Jahr, das ich hier verlebt, an mir vorübergehen lassen, will meine Verhältnisse und Sorgen fest in's Auge fassen und mir Rechenschaft von mir selbst ablegen; ich werde Klarheit und Beruhigung finden, wie früher schon oft.

Ich war wohl recht böse auf den Schulzen, der mir am Abend meiner Ankunft in seiner derben Manier die Meinung gesagt, und zerfallen mit mir und dem Schicksal; aber ich hatte in sehr vielen Stücken Unrecht. Ich verstand noch nicht die schwere Kunst, sich den Verhältnissen anzubequemen und wußte noch nicht, daß der Mensch immerdar unzufrieden bleibt, der sie nicht gelernt hat. Es war wohl die bitterste Nacht meines Lebens, die ich verlebte, denn ich sah nicht allein meine ganzen Hoffnungen und Träume zu Grunde gehen, ich glaubte auch meine innere Würde und mein Ziel, das ich durch so manchen Kampf mir aufgerichtet, zertreten.

Ich wäre vielleicht recht unglücklich geworden und, noch mit frischer Kraft, den Verhältnissen erlegen, wenn nicht die beiden Mädchen des Wirthes schon am frühen Morgen angefragt hätten, ob die Schule heute gescheuert werden solle, sie wollten es bei den größten Mädchen herum sagen. Das riß mich zur Thätigkeit auf und schon eine Stunde darauf stand ich zwischen einem Dutzend halbwüchsiger Jungfern und hatte Noth, meine schwarzen Hosen vor der Sündfluth, die das Schulhaus überschwemmte, zu schützen, und die Ausgelassenheit der wilden Hummeln zu wehren. Meine neue ungewohnte Stellung fing an mich zu interessiren, dazu schien die herbstliche

Morgensonne so hell und warm herein und ich vermochte es, dem Schulzen, der mit seinem Ackergeräth vor dem Fenster stillhielt und einen guten Morgen herein rief, ein freundliches Gesicht zu zeigen.

„Nu, das geht ja schon!" sagte er, „der Kalk ist auch da, und der Maurer-Christel hat versprochen, auf'n Mittag die Löcher in der Wand zuzuschmieren. Wenn Sie sonst nichts zu thun haben, Herr Schullehrer, und Sie wollen einmal Ihr Kartoffelland sehen, so will ich's Ihnen weisen."

Ich ging mit, mochte aber nicht fragen, wer das Umgraben, Samenlegen und Hacken besorge, ich hatte noch genug von dem Abend zuvor. An uns vorüber gingen die Leute oder zogen mit den Pferden in's Feld und Alle grüßten so freundlich. Das that mir wohl, es schien mir schon das beginnende Vertrauen auszudrücken. Wenn ich mich aber in meinem pedantischen Fracke ansah, da war mir's beinahe, als müsse noch manche Schranke fallen, ehe ich ein Zutrauen so unumschränkt genießen würde, wie es als nothwendig in meiner Idee stand. Zwei Männer, die nach dem Acker zogen, blieben bei dem Schulzen halten und frugen über Steuer- oder Gemeinde-Angelegenheiten, und der Schulze deduzirte mit der Peitsche in der Hand, als stände er in der Gerichtsstube. Den Leuten aber stand die Achtung vor seinen Worten auf dem Gesichte geschrieben. Ich bekam mancherlei Gedanken, und als Nachmittags der Maurer-Christel kam, um die Wandbekleidung auszubessern und sich gutwillig erbot, er wolle mir auch beim Anstreichen helfen, da schien mir die Arbeit lange nicht mehr so entwürdigend als den Abend zuvor. Der Maurer-Christel erzählte mir viel, denn er schwatzt gern, ich erfuhr aber dadurch schon am ersten Tage Mancherlei über die hiesigen Verhältnisse. „'s ist doch gleich ein ganz ander Zutrauen," sagte er dabei, „wenn man sieht, daß Einer die gemeinen Leute und ihre Arbeit nicht verachtet. Daß ein gelehrter Herr mehr weiß als wir auf dem Dorfe, wissen wir von selber, es braucht sich aber dieserhalb Keiner so apart hinzustellen, als wäre nur alles Andere Lumpenzeug. Da hat die Freundschaft ein Loch von vornherein. Wir wissen auch, was wir sind." Ich bekam nach

dieser Aeußerung noch mehr Gedanken. Warum geht das gewöhnliche Volk lieber zum Hirten als zu einem ordentlichen Doktor? Warum vermag ein Hetzer in einem Dorfe mehr als die vernünftigsten Vorstellungen des Landraths? Muß man nicht vollständig aufgehen im Volke, um wirklichen Einfluß zu erringen?

Als es Abend wurde, war meine Wohnung im Stande. Freilich war alles nur gelb und weiß gestrichen, aber es war doch sauber und rein. Der Maurer-Christel hatte mir außerdem um Thüren und Fenster schwarze Striche gezogen. Auch die Mädchen waren wieder gekommen, hatten die Fenster gewaschen, die Farbenflecken weggescheuert und den Heerd in der Küche roth gefärbt. Hätte ich meine wenigen Sachen schon zur Stelle gehabt, ich hätte mich fast heimisch fühlen können. Ich hätte am Morgen dieses Tages nicht geglaubt, daß ich am Abend mit so frohem Sinn das Wirthshaus, wo ich noch eine Nacht über bleiben mußte, wieder betreten würde. Wohl dachte ich an meine Lene — aber ich hatte heut schon so viel gelernt, daß es mir fast war, als müßte ich auch noch erfahren, wie man mit 50 Thalern Frau und Kind erhalten kann. Wie oft macht sich doch der Mensch durch die eigene Anschauung der Verhältnisse selbst glücklich oder unglücklich; kann ich nicht auch die Sorge, die heute auf mir lastet wie Zentnergewichte, morgen vielleicht mit ganz anderen Augen ansehen? Und lebt nicht der alte Gott noch? aber ein anderer, als ihn unsere „Auserwählten" lehren! Warum soll ich verzagen?

Ich war den zweiten Tag nach meiner Ankunft eben beschäftigt, meine Habseligkeiten — ein Bett, das Pianoforte meines seligen Vaters, einen Tisch, zwei Stühle und den Kasten mit Wäsche und Büchern, — die endlich eingetroffen waren, in meine Wohnung einzuräumen und freute mich der Gefälligkeit meiner Nachbarn, die alle zueilten, um mir behülflich zu sein, als der Pfarrer mich rufen ließ. Ich gestehe offen, daß mir das Herz auf dem Wege etwas schlug. Ich verleugnete mir es nicht, der Pfarrer war mein Feind, denn ich kannte den Charakter dieser Leute bereits. Aber ich nahm mir vor, fest bei dem zu beharren, was meine Ueberzeugung als

wahr und richtig bezeichnete und stärkte mich an diesem Vorsatze. — Der Pfarrer saß auf dem Sopha, als habe er bereits auf mich gewartet, und ließ mich auf einen Stuhl ihm gegenüber niedersitzen. Sein Gesicht hatte viel von dem Salbungsreichen, das ich früher wahrgenommen, verloren; fast schien mir etwas, wie halb verhaltener Spott darin zu liegen.

„Sie gehen ja, wie ich gehört habe, der Gemeinde mit recht gutem Beispiele voran," begann er, „Sie sind fast noch nie aus dem Wirthshause herausgekommen."

„Nur die Zeit, die ich zum Essen und Schlafen gebraucht, habe ich mich dort aufgehalten; meine Wohnung kommt erst jetzt in Stand!" antwortete ich und verschluckte Alles, was ich gern noch angebracht hätte, um mir nicht unnöthig noch mehr böses Blut zu machen.

Der Pfarrer schien mich mit seinen Augen durchstechen zu wollen. „Ich erkenne Sie und Ihre Absicht vollkommen," sagte er nach einer Weile. „Sie haben sich dem Schulzen attachirt, entblöden sich nicht, sich durch niedere Arbeiten den Bauern gleichzustellen und wollen auf Kosten der nöthigsten Würde Popularität und einen gewissen Einfluß erringen."

„Ich leugne gar nicht, Herr Pfarrer, daß ich Beides für unumgänglich nothwendig halte, um mein Amt mit Segen zu verwalten!" erwiderte ich. „Der wahren Achtung aber glaube ich durch äußerliches Gleichstellen nicht entgegen zu arbeiten. Cincinnatus baute seinen Kohl selbst und war doch als römischer Dictator hochgeehrt."

„Ich will mich mit Ihnen in keine Diskussion über die Stichhaltigkeit Ihres Beispiels einlassen," sagte der Pfarrer, und der Spott trat deutlicher auf sein Gesicht, „ich will nur einmal mit Ihnen in Ihrer Weise reden und nach Ihrer weltlichen Ausdrucksweise ‚ein vernünftiges Wort' mit Ihnen sprechen. — Sie glauben wahrscheinlich viel zu gewinnen, wenn Sie sich zum Manne des Volkes in unserem Dorfe machen."

„Ich will nichts gewinnen, Herr Pfarrer, als das Bewußtsein, nicht vergebens zu arbeiten, als die Aussicht, daß meine geistige Aussaat einmal Früchte trägt."

„Lassen Sie mich ausreden!“ unterbrach er mich. „Sie glauben vielleicht mich zu täuschen, ich sage Ihnen aber, daß ich Sie durchschaue und daß ich Sie nach dem bisher Beobachteten für viel zu klug halte, als daß ich denken sollte, Sie wollten ein moderner Märtyrer für Ihre Einbildungen werden. Sie können hier grau werden und sterben, mit Ihren 50 Thalern — unter Kummer und Sorgen grau werden und als Mann des Volkes selbst verbauern und versauern! Das überlegen Sie!“

Ich mochte vielleicht bei dieser Aussicht etwas blaß geworden sein, denn über sein Gesicht zog es wie eine geheime Zufriedenheit.

„Ich weiß,“ fuhr er fort, „welcher Geist unter den Schülern der Gymnasien herrscht, wie er sich gegen unser Streben, gegen unsre Lehren stemmt. Unsere Entäußerung aller Lust an der Welt, unsere hingebende Demuth gegen den Herrn, unsere Verachtung aller Klügeleien des schwachen Geistes können natürlich der ungezügelten Jugendkraft, die am liebsten die ganze Welt umwürfe, nicht zusagen. Sie können sich nicht mit einem Male davon losmachen — der Herr befiehlt, mit den Schwachen Geduld zu haben, und ich werde es auch mit Ihnen thun. Ich halte Sie, wie gesagt, für zu klug, um aus Eigensinn oder verkehrten Ansichten sich selbst jede Aussicht für die Zukunft abzuschneiden, Ihre ganze Bildung unter unsern Bauern vermodern zu lassen und sich zu einem Leben voll Entbehrungen und zum nothgedrungenen Cölibate zu verdammen. Das muß aber kommen, sobald Sie sich von mir, Ihrem natürlichen Verbündeten, lossagen und Ihren eigenen Weg gehen wollen. Das überlegen Sie!“

Ach lieber Gott, ich hatte schon viel, sehr viel überlegt, und ich bewundere heute noch die Schnelle, mit der mir in der kurzen Zeit der Rede tausend Gedanken durch den Kopf gefahren waren. Also: Entweder Mucker werden, oder mich unglücklich machen und meiner Lene das Herz brechen.

Der Pfarrer mochte wohl meine Gedanken errathen und mich gerade heiß genug zum Schmieden halten, denn er fing nach einer kleinen Weile, in der er unter seinen Papieren ge-

sucht hatte, wieder an: „Ihr Vorfahr hat bei dem gnädigen Herrn die Stelle eines Sekretärs versehen und dafür 100 Thaler bezogen. Der Gutsherr ist aber ein Mann nach dem Worte Gottes und will auch nur mit einem solchen zu thun haben. Ich möchte Ihnen wohl eine gleiche Vergünstigung wie Ihrem Vorgänger zuwenden, aber ich muß erst wissen, wie ich mit Ihnen daran bin, ehe ich Sie empfehlen kann. — Es würde außerdem noch Manches für Sie abfallen, das Ihnen die Gründung Ihres Hausstandes erleichterte, denn ich darf wohl annehmen, daß Sie nicht immer ohne Frau bleiben wollen — Sie brauchen nicht darüber zu erröthen, ein eheloser Stand ist ein gottloser Stand, denn der Herr hat das Weib selbst zur Gehülfin und Gefährtin des Mannes geschaffen! Ueberlegen Sie und geben Sie mir künftige Woche eine klare Antwort. Jetzt noch das Nöthige wegen des morgenden Gottesdienstes, an dem Sie gleich fungiren können, wenn auch Ihre formelle Einführung noch nicht stattgefunden."

Und das Nöthige wurde mir mitgetheilt. Es war ein Wunder, daß ich von dem Nöthigen das Allernöthigste behielt, denn mein Kopf brannte und in mir jagten sich und kämpften Gedanken und Empfindungen, Rathlosigkeit und Entschlüsse, und ich war froh . . .

Eine Stunde später.

Ich bin unterbrochen worden und meine Sorge ist gewachsen. Gott und Vater, wenn Du eine Prüfung noch härter, als Du sie mir schon auferlegt, über mich verhängt hast, so gieb mir Kraft, sie muthig zu tragen, um ihrer willen, die mir in's Elend gefolgt ist als mein Trostengel, um meiner Lene, um meines Weibes willen!

Ja, sie war mir in's Elend gefolgt und sie hatte, trotz unserer Armuth, unser Haus zu einem Tempel häuslichen Glücks gemacht, wenn der Feind geruht hätte, unsern Frieden zu vergiften.

Ich hatte auf die 100 Thaler Gehalt vom gnädigen Herrn

verzichtet, ich hatte nach hartem Kampfe allen andern Lockungen widerstanden und meine Ueberzeugung bewahrt. Der Pfarrer hatte nichts gesagt als: „Thun Sie nach Ihrem Gefallen!" und schien nur durch eine verächtliche Behandlung mich seinen Unwillen empfinden zu lassen. Ich ließ mich das wenig anfechten, hielt meine Schule nach bestem Gewissen, bürgerte mich immer mehr unter meinen Bauern und in ihre Gunst ein, ging mit in die Spinnstuben und verbannte oftmals durch die spannende Geschichte aus einem guten Buche Unwesen und schlechte Gespräche. Ich trank wohl auch im Wirthshause mein Glas Bier und berichtigte im Schwatzen manche schiefe Ansicht und manches Vorurtheil. Ich begann mit jedem Tage zufriedener zu werden und aß jeden Abend mein Stück Käse und Brot mit demselben Frohsinne, als ob es Braten gewesen wäre. Es war die Zufriedenheit treuer Pflichterfüllung. Und nun suchte ich eifrig mir Wege zu eröffnen, meine geringen Mittel durch Nebenverdienst zu vermehren; ich erhielt auch durch einen Freund meines verstorbenen Vaters Gelegenheit, mich schriftstellerisch zu versuchen und Beiträge für das Schulblatt zu liefern; sodann unterrichtete ich die Tochter des Försters im Klavierspielen. Für das Erstere wurde mir von dem Buchhändler die Erlaubniß, an seinem Lesezirkel Theil zu nehmen, was mir sehr viel werth war, und auch einmal für eine Kindererzählung eine baare Bezahlung von fünf Thalern. Vom Förster erhielt ich für meinen Unterricht dreimal in der Woche den Mittagstisch und monatlich ein Pfund Taback. Die übrigen Tage aß ich nicht gekocht; meine Schulkinder brachten manches Brot, und auch wohl noch etwas mehr, das ich nicht zu kaufen brauchte. Jede Woche aber schrieb ich meiner Lene, sprach ihr von meinen Hoffnungen und schuf mir dadurch immer selbst neue. Wollte einmal ja eine trübe Stimmung über mich kommen, so setzte ich mich an mein Pianoforte, das Vermächtniß meines Vaters, und spielte meinen Lieblingschoral: „Befiehl du deine Wege", und arbeitete ihn durch alle Tonarten, bis ich meine trübe Stimmung selbst durchgearbeitet hatte. Was ist doch die Musik für eine wahre Menschentrösterin; ich hätte mich wohl ihr ganz widmen mögen. Schon als ich noch Gymnasiast war, sagte

mir Mancher, ich hätte viel Talent und der Musiklehrer im Seminar meinte, es wäre ein Musikdirektor an mir verdorben, ich könne von ihm nicht viel mehr lernen — nun, ein Schulmeister ist ja ein halber Musikdirektor und wenn ich einmal Kantor werde, habe ich auch einen musikalischen Titel. Um mein Schulchor hätte ich es schon verdient. Die Bauern meinten beim Neujahrsingen, so hätte es noch kein Jahr geklappt, sie hätten das in ihren Jungens gar nicht vermuthet, und es gab so viel Eier, Wurst und Speck, wie vielleicht noch kein Jahr. Auch etwas Geld erhielt ich. Die Viktualien schickte ich zum großen Theile meiner Lene und ihrer Mutter.

Es war im März, und ich hatte in meinen Freistunden gerade begonnen, mein Kartoffelland umzugraben, da erhielt ich eine Ladung zum Pfarrer. Ich ging mit reinem Gewissen und diesmal ohne Furcht. Er verbot mir mit kurzen schnöden Worten den Besuch der Spinnstuben und des Wirthshauses als meiner unwürdig. Er zeigte mir zugleich an, ich sei von mehreren Gemeindemitgliedern angeklagt worden, ich lehre ihren Kindern nicht die rechte Religion und mache sie vom wahren Glauben abwendig. Als ich aber auf Nennung der Namen drang, gab er den Schneider im Dorfe, Einen der Wenigen seines Anhanges, und die Christiane Schwartzen an. Fast schien es mir, als könne er meinen geraden Blick nicht aushalten und es gehe ein schwaches Schamroth über sein Gesicht. Er sagte, daß er andern Tages eine Untersuchung anstellen werde und entließ mich. Andern Morgens acht Uhr, beim Beginn der Religionsstunde war er da; ich sprach zu meinen Kindern furchtlos, wie andere Tage, und bemerkte das immer röther werdende Gesicht des Pfarrers erst, als er mich plötzlich unterbrach und mich vor den versammelten Kindern anfuhr: „Herr, nennen Sie das Religion? Ich weiß aber schon, woran ich bin und werde mir durch eigene Fragen Ueberzeugung verschaffen!“ Und nun faltete er die Hände gegen die Decke, sprach ein Gebet voll heiligen Unsinns und wandte sich dann mit einer Frage an einen der Knaben. Der mochte wohl nur das Augenverdrehen und Geberden des Pfarrers, nicht aber seine Frage beachtet zu haben, und lachte, nach kurzem Ver-

suche den Reiz zu unterdrücken, dem heiligen Manne in's Gesicht. Ihm folgte die ganze Bank.

Der Pfarrer schien vor Entsetzen starr zu werden; dann aber wandte er sich mit einem kalten malitiösen Lächeln nach mir. „Das sind also die Früchte Ihrer Aussaat? Nun, wir werden uns weiter sprechen!" Und damit ging er zur Thür hinaus. — Ich mußte den übrigen Theil des Morgens alle meine Fassung zusammennehmen, um den ferneren Unterricht abzuhalten. Ich ließ endlich die Kinder gehen. Kaum aber waren die letzten aus der Thür, so stürzte der Pfarrer wie ein wahnsinniger Mensch aus dem Hause und trieb die Kinder wieder in die Schulstube. Ich wußte im ersten Augenblicke nicht recht, wie mir geschah und was das werden sollte — brauchte aber nicht lange auf die Erklärung zu warten.

„Ist das Ordnung? ist das Eifer für Ihren Dienst?" fuhr der Pfarrer auf mich los. „Noch fehlen zehn Minuten oder wohl gar eine Viertelstunde an elf, wo Sie erst schließen dürfen! Können Sie die Zeit nicht erwarten, um Ihrem weltlichen, verdammlichen Treiben nachzulaufen?"

So war ich zum zweiten Male vor meinen Schulkindern blamirt und was ich von meinem geistlichen Vorgesetzten zu fürchten oder zu hoffen hatte, wußte ich nunmehr. Das Schrecklichste war mir der Verlust meiner Achtung im Dorfe, denn daß keins der Kinder ein Wort von dem Geschehenen verschweigen, daß es schnell genug in allen Mäulern sein würde, war klar genug vorauszusehen. Hätte ich den Pfarrer zur Thür hinausgeworfen, so hätte ich als ganzer Kerl gegolten und wäre noch höher als vorher gepriesen worden — daß ich aber wie ein dummer Junge vor versammelter Schule herunter gemacht worden war und Alles ruhig eingesteckt hatte, das mußte der guten Meinung über mich den Hals brechen. Und konnte ich anders? — ich ging lange mit mir zu Rathe, setzte mich endlich hin und schrieb an den Pfarrer. Ich wahrte so gehorsam, als ich es nur zu Wege bringen konnte, aber auch so fest als möglich meine Ehre. Ich verwahrte mich ferner gegen den Eingriff in meine außeramtlichen Verhältnisse, über die er nach

seinen Ansichten nicht Richter sein könne, und erklärte mich bereit, dem Superintendenten oder dem Konsistorium Rechenschaft von jedem meiner Schritte abzulegen. Ich deutete ihm zugleich an, daß wenn es zu einem äußersten Schrittte käme, ich auch nicht ohne Schutz und Hülfe dastände.

Ich dachte dabei an manchen Freund meines Vaters, der, wenn er auch keinen Heller zur Unterstützung für den Sohn des Gestorbenen hätte ausgeben mögen, doch vielleicht ein Wort an der rechten Stelle für mich angebracht hätte.

Dann ging ich nach dem Wirthshause, wo man mich erwartet zu haben schien. — Das Aufsehen über die Sache war groß und man drängte sich um mich, um den Vorfall recht genau und mit allen Einzelnheiten zu hören. Hier hatte ich mich geirrt. Ich traf Theilnahme und keine Mißachtung und als ja einige von den Jüngeren meinten, sie hätten an meiner Stelle dem Schwarzrocke alle Knochen zerschlagen, da schüttelte der Schulze, der neben mir saß, den Kopf und sagte: „Er hat's recht gemacht! In Schulsachen hat der Pfarrer zu befehlen, das weiß ich, denn ich gehöre zur Schulkommission, da muß der Schulmeister einmal was hinnehmen — es stirbt Keiner davon und wir wissen doch Alle, was zu unserm Schullehrer und auch was zu unserm Pfarrer ist. Kommt's zu arg, so giebt es einen Superintendenten und ein Konsistorium und wir sind auch noch da und können reden. — Thun Sie, was recht ist, Herr Schullehrer, Sie wissen's besser, als ich's Ihnen sagen könnte, und kümmern Sie sich um das Andere nicht zu sehr, das ist eine gar gute Arzenei gegen den Aerger. Wir bleiben Ihre guten Freunde, so lange Sie bei uns sind, da machen Sie sich keine Sorge darum!"

Wie aber der Schulze noch so sprach, da ging's vor dem Fenster: „He! Halt einmal, was hat Sie zu spintisiren?" Und gleich darauf ging die Thür auf, und der Wirth führte die Schwartzen-Christel am Arm herein. „Ho, das ist also die, die den wahren Glauben hat?" rief Einer. „Steht denn in dem Glauben auch etwas vom Horchen und Spintisiren?" rief ein Anderer. Die ganze Gesellschaft lachte, daß die Fenster zitterten, das Weib wehrte sich mit aller Macht, aber der

Wirth hielt sie mit eiserner Faust fest. „Schwartzen-Christel, jetzt horch' Sie mir zu, ich sag's Ihr hier vor allen Männern!" rief er und hielt die Faust in die Höhe. „Treff' ich Sie noch einmal des Abends hier herum schleichen und horchen, so hau' ich Ihr das Fell so voll, daß es rauchen soll. Das kann Sie auch dem sagen, der Sie geschickt hat." Damit ließ er sie los und unter Schimpfen fuhr das Weib zur Thür hinaus.

„Thun Sie was Recht ist und kümmern Sie sich um das Andere nicht zu sehr!" Das war wirklich Arznei, die mich wieder fest machte. Ein gutes Gewissen, und das Andere Gott anheimgestellt. Ich saß den Abend noch eine halbe Stunde vor meinem Pianoforte und ging zufrieden und einig mit mir zu Bette.

Andern Morgens kam ein Brief von meiner Lene. Es war gut, daß er mich nicht gestern Morgen in meiner verzagten Stimmung angetroffen.

Vor fünf Tagen schon war meine Schwiegermutter gestorben. Lene stand ohne Anhalt in der Welt. Sie hatte aber bereits Aussicht, als Kammermädchen bei einer Herrschaft, die auf Reisen ging, unterzukommen. Sie frug an, was sie thun solle und ob ich nicht auf einen Tag nach der Stadt könne.

Da stand ich nun, sollte rathen, Muth und Tröstung einem verzagten Herzen bringen und hatte weder Rath noch Trost für mich. So ging ich nach der Kirche, denn es war Sonntag; ich setzte mich auf die Orgelbank und arbeitete das alte Werk zusammen, daß die Jungen kaum mit den Bälgen fertig werden konnten; ich mußte mich ausspielen — als es aber nun nach und nach in mir selbst stiller und klarer wurde, als ich meinen riesigen Fugensatz hinüber gearbeitet hatte in ein ruhiges Largo, da sah ich erst nach dem Liede, um es einzuleiten. Was kümmerte mich der Text. „Befiehl du deine Wege!" hieß die Melodie, es war wie ein Ruf vom Himmel herunter — ich war mit einem hohen freudigen Entschlusse fertig, und ich spielte das Lied ohne Quinkelei und ohne große Zwischenspiele mit der Inbrunst, wie es in mir selber klang.

„Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt
Der allertreusten Pflege
Dess', der den Himmel lenkt!"

Meine Lene sollte nicht als Kammerjungfer auf Reisen, ich wollte sie heimführen als mein Weib, und das Uebrige dem anheimstellen, der die jungen Raben füttert.

Als ich aus der Kirche über den Gottesacker ging, trat der Förster an mich heran. Er hatte noch einen Herrn bei sich, der mir als ganz absonderlicher Musikfreund vorgestellt wurde. Sie lobten mein Orgelspiel gewaltig und ich wurde für den Nachmittag zum Förster gebeten, der ein recht gutes Pianoforte hatte. Ich schlug das natürlich nicht aus; es wurde aber doch etwas spät, ehe ich hin kam, denn ich schrieb zuvor meiner Lene einen Brief, drei Bogen lang, versprach ihr auch in den nächsten acht Tagen zu kommen — eher konnte ich nicht fort, weil nächsten Sonntag die Einsegnung der Kinder war — und dann, wenn sie meine Armuth theilen wolle, so schnell als möglich Hochzeit zu machen.

So ward sie, ehe der Mai zu Ende ging, mein Weib. Wir ließen uns in der Stadt trauen. Das ganze Dorf bethätigte seine Theilnahme an mir. Schon vor der Einsegnung hatte ich hier und da ein Wort fallen lassen und die Gaben der Einsegnungskinder waren reichlicher gewesen, als es sonst wohl der Fall sein mag. Ich hatte das nöthige Geld zu einem neuen Fracke für mich, zu einem wollenen Kleide für meine Lene und auch noch zu einer Ziege in das Ställchen. Mehr brauchten wir nicht, denn die Wirthschaft meiner Schwiegermutter, die mir Lene zubrachte, war zwar arm und klein, enthielt aber doch das Nöthigste. Am Hochzeitsabend, als wir hier ankamen, fanden wir das ganze Schulhaus mit Maien geschmückt, die Wohnstube aber mit einem Schatze von Viktualien und manchem schönen Wirthschaftsgeräth angefüllt. Wenige Familien im Dorfe, die Kinder hatten, mochte es gegeben haben, die nicht wenigstens Etwas gebracht hatten. Und wir besahen, ordneten und blickten uns an — und waren im

Himmel! Das war der glücklichste Tag meines Lebens! Die Armuth ist wahrlich nicht das trübste Loos auf Erden, wer sie nur ordentlich zu fassen weiß. Der Mann, der reich gewesen und in dürftige Verhältnisse gerathen ist, der sich seiner Dürftigkeit schämt und den Schein seines Wohlstandes um jeden Preis erhalten will, der in steter Sorge lebt, daß er noch überall seine wahren Verhältnisse zudecke und sich „anständig" erhalte, der Mensch, der hoch hinaus will, und durch sie am Boden gehalten wird — Allen, die gegen die Armuth kämpfen und sich abmühen, ihr zu entrinnen, mag sie ein Feind, ein hartes Schicksal sein. Wer sich aber mit zufriedenem Herzen ihr ergiebt, wer sich ihrer nicht schämt, dem wird sie eine treue Mutter, die mehr wahrhaftiges Glück giebt, als der Reichthum zu bieten vermag, die die Herzen ihrer Kinder frömmer, edler und menschlicher macht, als es in der Fülle des Wohllebens möglich ist.

Wir wußten, wie wir standen und was wir hatten. Wir waren zufrieden und richteten uns danach ein. Gab es auch oft schmale Bissen, und mein Herz wollte sich zusammenziehen, meiner Lene halber, so war sie doch immer diejenige, die guten Trost und fröhliche Laune hatte, die mich, je weniger wir hatten, mit um so größerer Liebe umspann. Dazu war sie bald überall bekannt im Dorfe, und überall geliebt. Kaum war durch die Försterfrau ihre Kunstfertigkeit im Nähen kund geworden und meine Klavierschülerin erhielt Nähunterricht bei meiner Frau, so kam bald ein Mädchen von wohlhabenden Eltern nach dem andern und wollte Nähstunden haben; selbst manche von den erwachsenen Jungfern wollte noch anfangen. Dazu gab's bald allerhand Arbeit, die früher in der Stadt gefertigt war und die jetzt meine Frau übernahm. Es gab ganz hübschen Nebenverdienst und wir waren ein Vierteljahr lang glücklich. Da rührten sich die Feinde wieder.

Ich will nicht davon sprechen, wie oft die Schneidersfrau, der jetzt mancher Groschen entging, oder die Schwartzen-Christel meine Frau beleidigten und kränkten, wo es nur anging, wie oft sie Redereien und Klatschereien anzettelten, die ihr den guten Namen und uns einen Theil des Verdienstes hätten

kosten können, die ich zwar stets noch zeitig genug todttreten konnte, oder die an dem gesunden Sinne unserer Bauern scheiterten, die aber jedes Mal einen Schnitt in die Zufriedenheit meiner Lene thaten; ich will nur die nächstliegenden Sachen berühren.

Ich hatte meine Frau schon mehre Mal, wenn ich vom Kartoffelhacken nach Hause gekommen war, mit verweinten Augen getroffen, ohne mehr als eine allgemeine Antwort auf meine theilnehmende Frage erhalten zu haben. Ich muthmaßte nichts Arges dabei und dachte an einen körperlichen Zustand meiner Lene, der wohl Verstimmung oder ungewöhnliche Weichheit mit sich führt.

Aber eines Tages fand ich sie in hellen Thränen und so aufgeregt und erschüttert, daß ich erschrak und ein großes Unglück vermuthete. Lange war sie nicht im Stande, auf meine drängende Frage zu antworten. Endlich aber brach sie in einen neuen Thränenstrom aus und schluchzte an meinem Halse, ob es denn wahr sei, daß ich an keinen Gott und an keinen Jesus glaube?

Mir fing es an wie ein Licht aufzugehen, das mir die dunkeln Schleichwege meiner Feinde hell machte. Ich beruhigte meine Lene, so viel ich es durch wenige Worte vermochte, nahm sie auf meinen Schooß, daß sie sich ausweine und ließ mir dann erzählen. Da erfuhr ich denn, daß der Pfarrer ihr einmal im Felde begegnet sei, daß er gar theilnehmend mit ihr geredet und sich nach mir erkundigt. Er habe auch gesagt, es sei um mich jammerschade, daß ich hier zu Grunde gehen sollte, ich könne eine Stelle von 200 — 300 Thalern haben, wenn ich nur wolle und meine Ansichten etwas ändere, ich hungere aber lieber und ließe meine Frau darben, als ich nur etwas nachgäbe. Der Pfarrer hatte dazu gebeten, mir nichts zu sagen, da ich es ihm als Feindschaft auslegen könne. Zwei Tage darauf, als ich im Felde gewesen, war der Pfarrer in meine Wohnung gekommen und hatte nach mir gefragt. Das war aber nur ein Vorwand gewesen, denn er hatte sich niedergesetzt und gegen meine Frau das alte Thema wieder aufgenommen, hatte ihr Vorschläge gethan, wie sie mich andern Sinnes

machen und ihren Einfluß auf mich anwenden solle. Das dritte Mal war er ihr, als sie Gras für die Ziege holte, nachgegangen und wie zufällig zu ihr getreten, hatte ihr die Gefahr geschildert, in der meine irdische Stellung schwebe, denn ich habe keinen Glauben und werde bei Gott und beim Konsistorium übel bemerkt. Er machte es ihr zur Gewissenssache, mich nicht untergehen zu lassen, daß das arme Weib vor Angst nicht hatte bleiben können.

Und das Licht in meinem Kopfe loderte zur Fackel auf. Ich zog meinen Rock an und ging geraden Wegs in's Pfarrhaus. Was ich dem Manne gesagt, weiß ich nicht mehr, daß ich ihn aber andonnerte, daß er vor Schrecken hinter sein Arbeitspult sprang und den Weg zu sich mit einem Stuhl versperrte, das weiß ich noch. — Meine Lene aber machte ich klar über das nichtswürdige Treiben, das ich ihr, um ihre Heiterkeit nicht zu stören, bisher verheimlichte, und nahm ihr das Versprechen ab, mir künftig nichts, auch nicht das kleinste Wort mehr zu verschweigen.

Und als nun der Pfarrer sah, daß alle seine Mühe an mir verloren war, da ging er auf mein Verderben aus. — Im Herbst erhielt ich eine Warnung vom Superintendenten, mich eines angemesseneren Betragens dem Herrn Pastor gegenüber zu befleißigen. — Ich machte mich auf die Beine und schüttete, Auge gegen Auge, dem Superintendenten mein Herz aus — es mochte aber nicht viel gefruchtet haben, denn im November erhielt ich eine Vorladung zu dem Letzteren, und da wurde mir auf den Kopf schuld gegeben, in meinem Unterrichte von der vorgeschriebenen Religionslehre abgewichen zu sein und dafür neue, freigeistige Ideen eingeschwärzt zu haben. Ich vertheidigte mich mit aller Kraft, ich verlangte spezielle Nachweise, ich beleuchtete den Standpunkt meines Anklägers, des Pfarrers, ich ward warm und habe vielleicht noch nie so gut gesprochen. Aber eiskalt entließ mich der Superintendent und sagte nichts, als: er werde über mich berichten.

Bald nachher verbreitete sich das Gerücht im Dorfe, ich würde meine Stelle verlieren. Woher es kam, konnte ich mir

denken und ich beruhigte meine Lene mit der Sicherheit eines reinen Gewissens.

So ist der heutige Tag herangekommen, von dem ich noch nicht weiß, was sich aus ihm entspinnen wird. Wie ein dunkler Wolkenberg liegt die Zukunft vor mir, aber ich verzage nicht und sollte das Schlimmste kommen.

Der Sonne, Stern' und Winder
Giebt Wege, Lauf und Bahn
Der wird auch Wege finden,
Wo dein Fuß gehen kann!

Es war heute Morgen gegen zehn Uhr, da traf ein großes Schreiben des Konsistoriums, durch den Superintendenten an mich gesandt, ein. Als Beilage war das neueste Heft des Schulblattes, und ein Aufsatz darin von mir roth angestrichen. Es war eine Kritik der neuesten pietistischen Bestrebungen mit Hinblick auf die von ihren Vertretern gebrauchten Mittel zum Zwecke. — Das Konsistorium ließ sich in der bittersten Weise über den Artikel aus, gab dem Superintendenten den Auftrag, zu untersuchen, ob ich, den das Gerücht als Verfasser nenne, es wirklich sei und mich in diesem Falle sofort zu suspendiren. — Morgen soll ich nach der Stadt und mich erklären — ich werde sprechen, wie es in meinem Herzen steht, und ich danke mit vollem Herzen der Freundlichkeit des Superintendenten, daß er zart genug war, mir mein Urtheil nicht durch den Pfarrer vorlegen zu lassen.

Ich habe natürlich meinem Weibe den Stand der Dinge nicht verschweigen können, so gern ich es gethan hätte, denn sie ist hochschwanger. Es hat sie sehr erschüttert, obgleich die verschiedenen Redereien im Dorfe sie auf die Möglichkeit eines solchen Schicksals vorbereitet hatten. Sie mußte sich den Nachmittag in's Bett legen.

Morgen ist Weihnachts-Heiligerabend. Es wird ein trauriges Fest werden. Wenn nur meine Lene nicht kränker wird und sich wieder ermannt. Wo soll ich mit der kranken Frau hin, wenn ich das Schulhaus verlassen muß?

Dritter Tag.

Es war der Neujahrsmorgen. Die Luft zog scharf über die beschneiten Felder und die Rauchsäulen aus den Schornsteinen des letzten Dorfes vor der Stadt stiegen rasch und leicht gegen den kalten, unumwölkten Himmel. Da kam eine Gestalt des Weges daher, der man schon auf fünfzig Schritte weit den Frost ansah. Schwarzer Frack und dito Beinkleider bildeten einen schlechten Schutz gegen die kalte Luft, der Kopf, tief in die Schultern gezogen, war mit einem Tuch um die Ohren und mit einem schwarzen Hut versehen, die Hände bargen sich in den Hosentaschen.

Mit einem frostigen Trappeln kam der Mann auf die Schenke am Wege los und mußte, als er in die warme Stube getreten, sich augenscheinlich erst von dem schnellen Wechsel der Hitze auf die beißige Kälte erholen. Endlich löste er das Tuch von den Ohren — es ging ungeschickt und langsam, denn die Hände waren fast ohne Gefühl; dann zog er ein Stück Brod aus der Tasche und forderte „einen kleinen Schnaps".

Nach und nach schien die Wärme ihren Einfluß auf den Mann geltend gemacht zu haben. — Als er einen Theil seines Brotes gekaut und den Branntwein nur halb ausgetrunken hatte, begann er in einer wohlthuenden Erschlaffung Arme und Füße zu recken, stützte dann den Kopf auf den Ellenbogen und überließ sich der über ihn kommenden Mattigkeit, halb Schlaf, halb Wachen.

Der Schullehrer Fischer war es; ob es aber mit dem „Schullehrer" noch seine volle Richtigkeit hatte, hätte er selbst nicht mit Gewißheit sagen können.

Ein trauriges Weihnachtsfest war es gewesen, das er durchlebt hatte. Den heiligen Abend war er nach der Stadt zum Superintendenten gegangen, um sich zu vertheidigen und zu rechtfertigen. Seine kranke Frau hatte er unter Obhut einer Nachbarin gelassen. Aber der Superintendent hatte weder von einer Vertheidigung noch von einer Rechtfertigung etwas wissen wollen, nichts als die einfache Angabe, ob Fischer der Verfasser

des roth angestrichenen Artikels im Schulblatte sei oder nicht. Das bejahte dieser und erbot sich, zu jedem Satze darin schlagende Belege herbeizuschaffen. Da zuckte der Vorgesetzte die Achseln und sagte, in diesem Falle könne er nichts thun, als der Verfügung des Konsistoriums Folge zu geben; — Fischer habe binnen vierzehn Tagen das Schulhaus zu räumen, da beim Wiederbeginne der Schule vorläufig ein Substitut für ihn eingestellt werden würde.

Fischer war auf diesen Ausgang vorbereitet gewesen, als er aber seine Verurtheilung mit kalten, klaren Worten vernahm, da war es ihm, als müsse ihm das Herz stille stehen. Wo sollte er in vierzehn Tagen eine andere Stellung, andere Subsistenzmittel herschaffen, wo alles das Nöthige erschwingen, was die nächste Zukunft seiner Frau erheischte? Wenn er an seine Frau dachte, stand das Kommende vor ihm wie ein ungeheurer Jammer.

„Und da ist nichts mehr zu ändern? — Keine Rücksicht auf meine Zeugnisse und mein übriges unbescholtenes Leben — auf die Verhältnisse und meine jetzige Noth?" fragte Fischer und preßte die Lippen auf einander. „Ich muß jetzt betteln gehen, Herr Superintendent, und meine Frau erwartet in den nächsten Tagen ihre Niederkunft."

Der Geistliche zuckte die Achseln. „Ich kann nichts thun, als der Verfügung des hohen Konsistoriums gehorchen — ich werde das Nöthige berichten, jetzt indessen —!" — Ein erneutes Achselzucken ergänzte seine Rede, eine Handbewegung verabschiedete den Lehrer.

Fischer ging heimwärts, tausend Pläne und Gedanken durchkreuzten seinen Kopf, aber einen verwarf er mit dem andern. Wäre er allein, oder wäre seine Lene nur gesund und arbeitsfähig gewesen, dann hätte sich wohl eher Rath und Auskunft gefunden. Sein Gesicht glühte vor innerer Aufregung trotz der kalten Luft; er mochte nicht nach Hause kommen, ohne seinem Weibe neben der Unglücksbotschaft auch einen Ausweg aus Kummer und Noth zeigen zu können; aber schon ging der Tag zu Ende, sein Dorf lag vor ihm und noch hatte er nichts erklügelt. Da, wo er zuerst bei seinem Einzuge

auf den Wirth getroffen, blieb er stehen und ließ die Augen über die beschneiten Dächer und Bäume schweifen, die ganzen Erlebnisse seit jenem Tage fuhren an ihm vorüber. Dann sah er hinauf in den trüben Winterhimmel; seine Augen wurden klarer, seine umwölkte Stirne freier — ein tröstender Gedanke schien ihn zu durchwärmen, — „Und er wird's wohl machen!" sprach er endlich in stillem Sinnen und betrat ruhig und gefaßt das Dorf.

Aus dem Fenster des Wirthshauses sah der Schulze. „Herr Schullehrer, kommen Sie doch einmal 'rein!" rief er ihm zu, „wir haben schon eine ganze Weile auf Sie gewartet!"

„Dauert's lange?" fragte Fischer, „meine Frau ist krank, und ich bin schon den ganzen Tag weg!"

„Weiß schon!" erwiderte der Schulze, „kommen Sie nur 'rein!"

Fischer folgte der Einladung mit dem festen Vorsatze, sich nicht lange aufhalten zu lassen.

In der Gaststube saßen neben dem Wirthe der Schulze, einer von den Schöppen und der Schmied, alle vier die Augen auf den eintretenden Lehrer gerichtet. „Nu, wie steht's?" begann der Schulze, sichtlich gespannt.

„Womit?" fragte Fischer verwundert, denn er hatte Niemand von dem Zwecke seiner Wanderung etwas gesagt.

„Na, womit!" rief der Schulze, „wir wissen die ganze Geschichte und mit uns brauchen Sie nicht heimlich zu thun, wir meinen's gut. Sie haben was geschrieben und drucken lassen, und haben unsern Pfarrer darin abgemalt und nun sollen Sie um die Stelle kommen. Der Pfarrer hat das Gedruckte selbst an den Superintendenten und an's Konsistorium geschickt, hat Sie dabei tüchtig schlecht gemacht — das werden Sie wahrscheinlich noch nicht wissen — und nun sind Sie heute beim Superintendenten gewesen, um ihre Meinung über die Sache zu sagen. Das ganze Dorf weiß schon um die Geschichte, die Schwarzen-Christel hat's in ihrer Freude erzählt, wer's nur hat hören wollen, also wie steht's nun?"

„Ich bin abgesetzt!" erwiderte Fischer gedrückt aber ruhig.

„Da sollen sie erst fragen, ob wir's zufrieden sind!" brach

mit einem Male der Schmied los und schlug auf den Tisch, daß die Platte dröhnte; „wir sind die Schulkommission, und wir wollen keinen Andern!"

„Wenigstens mein' ich, wir haben auch ein Wort dazu zu reden!" sagte der Schulze und seine Augen nahmen einen jugendlichen Glanz an. „Ich habe mir so etwas gedacht, aber jetzt sollen Sie sehen, Schullehrer, daß Sie nicht umsonst mit uns und dem Dorfe Freundschaft gehalten haben."

„Ich danke für den guten Willen," erwiderte Fischer und bot den Männern die Hand, die Alle mit einem Male drücken wollten, „es wird aber nicht viel helfen. Wenn Sie was thun wollen, so helfen Sie mir zu einem Unterkommen für meine Frau, wenn ich bis dahin noch kein anderes Brod haben sollte."

„Da bin ich da!" fiel der Wirth ein; „haben Sie unsern Sündenpfuhl, dem Pfarrer zum Torte, wieder ehrlich gemacht, so will ich's auch vergelten. Die Leute da werden aber schon was Anderes ausrichten."

„Das denke ich," sagte der Schulze.

„Und da sollte sonst gleich was Anderes drein schlagen!" murrte der Schmied.

Fischer ging heim zu seinem harrenden Weibe. Er hatte trotz der Ueberzeugung, daß die drei Männer der Schulkommission nichts für ihn ausrichten würden, einen Trost und eine Ruhe in der Brust, von der er sich selbst keine Rechenschaft geben konnte.

Die drei Bauern aber blieben noch zusammen, bis die andern Gäste sich einfanden und da gab es Berathungen und Debatten bis in den späten Abend. —

Und zu Hause feierte Fischer den heiligen Abend bei einem Sechserlichte am Bett seiner kranken Frau. Er hatte ihr als Möglichkeit die Aussicht gestellt, daß er die Schulstelle aufgeben würde, hatte aber zugleich von einer Menge anderer Hoffnungen geredet, wie der Augenblick sie ihm in den Mund gegeben. Er hatte von Aussichten gesprochen, die freilich nur in seinem Kopfe vorhanden waren, aber je mehr er sich bemühte, seinem Weibe sonnenklar zu beweisen, daß ihm eine so

erbärmliche Stellung wie die gegenwärtige überall offen stehe, daß er mit seinen Kenntnissen um eine bessere nicht verlegen sein werde, und daß es eigentlich ein Glück für ihn sei, wenn er den ärgerlichen undankbaren Posten eines Schulmeisters mit 50 Thalern Gehalt los werde — um so mehr wurde er selbst voll Muth und Zuversicht und sprach endlich mit einer so inneren Ueberzeugung, daß aus dem Gesicht seiner Lene sich mehr und mehr Sorge und Aengstlichkeit verloren, daß sie zuletzt meinte, er habe doch eigentlich Recht, wenn sie sich nur noch durchgeschlagen hätten, bis ihre Niederkunft vorüber sei, dann brauchten sie ja nur nach ihrer Vaterstadt zu ziehen — sie nähe wieder und er gäbe Privatstunden, da ständen sie noch immer besser als hier, und hätten nicht all' den Aerger. Und Fischer erzählte nun, wie lieb ihn das ganze Dorf habe und wie sich die vier Leute in der Schenke eben gegen ihn ausgesprochen — um Unterhaltungsmittel für die nächste Zeit sei er deshalb nicht besorgt, das Neujahrsingen sei auch vor der Thüre und das werde ihm jetzt sicherlich etwas Erkleckliches einbringen — und oben im Himmelsthrone lebe ja der alte Gott noch! Und so sprachen sie weiter, überlegten und erwogen für die Zukunft — das Sechserlicht brannte trübe, aber sie sahen es nicht, ihre Augen hingen an dem Weihnachtsbaume, den ihnen Gott selber in ihrem Lebensdunkel aufgerichtet und glänzend behangen hatte, mit Liebe, Vertrauen und fröhlicher Hoffnung.

Am ersten Feiertage früh schickten die Bauern Kuchen, Taback, Zucker und Kaffee die Menge und Mancher auch ein Stück Geld. Fischer versah seinen Dienst in der Kirche und ließ sich von dem höhnischen Blicke des Pfarrers nicht irre machen. Den dritten Feiertag wanderten die drei Männer der Schulkommission nach der Stadt, um sich bei einem Schreiber eine Eingabe machen zu lassen. Der größte Theil der Hausväter im Dorfe hatte versprochen zu unterschreiben. Fischer ließ es geschehen, er betrachtete es als eine Rechtfertigung gegen seine bisherigen Vorgesetzten. Den Tag darauf lag das Schreiben zur Unterzeichnung in der Schenke aus, wurde mehr als zwanzigmal vorgelesen, begutachtet und belobt, denn der Schullehrer und der Pfarrer waren beide darin in's rechte Licht

gesetzt, und wurde trotz der Meinung des Schmieds, daß das Ding noch nicht derb genug zuschlage, und daß auch die Schwartzen-Christel nicht hätte fehlen sollen, mit Unterschriften bedeckt. Wer nicht schreiben konnte, machte seine drei Kreuze und der Schulze attestirte die Eigenhändigkeit dabei. Schon den folgenden Morgen ging der Brief an den Superintendenten ab.

Lene hatte sich wieder erholt und Fischer, der durchaus an keinen Erfolg der Bemühungen Seitens der Bauern glaubte, beschloß, mit Beginn des neuen Jahres sich nach anderm Brote umzusehen. Er wollte zuerst nach der Stadt, zu einigen frühern Gönnern seines Vaters, hohen Beamten, und die hoffte er am Neujahrstage selbst am besten sprechen zu können. Das Neujahrsingen begann er deshalb schon am Sylvester Nachmittag und machte wie gewöhnlich den Anfang beim Pfarrer, diesmal unter Zusammenlauf des halben Dorfes. Aber die Jungen hatten schon zum dritten Male ihr „Hallelujah" mit immer stärkerer Kraft gesungen und am Fenster des Pfarrhauses hatte sich noch Niemand blicken lassen. Es schien wie ausgestorben. Da zog der Schulmeister mit seinem Chor unter lautem Pfeifen und „ho! ho!" der Begleitung ab, vergebens suchte er zu beschwichtigen. Erst als beim Schulzen der Gesang von Neuem begann, schwieg der Spektakel.

Fischer hatte sich nicht verrechnet, das Singen brachte ihm fast noch mehr ein als das Jahr vorher. Nur bei den Wenigen, die zu des Pfarrers Anhang gehörten, blieben wie auf Verabredung Fenster und Thür fest verschlossen, und es bedurfte des Schullehrers ganzer Autorität, sowie seiner beruhigenden Worte, um die begleitenden Bauernsöhne und Knechte von thätlichen Demonstrationen abzuhalten. —

Nur kurze Zeit hatte Fischer am Neujahrsmorgen sich in dem letzten Wirthshause vor der Stadt der Einwirkung der Wärme überlassen. Als er sich einigermaßen wieder erholt, machte er sich wieder auf die Beine, um zeitig die Stadt zu erreichen. Kaum noch eine Stunde Wegs hatte er vor sich, aber diese Stunde schien ihm nach der gekosteten Wärme schwerer zu überwinden, als die zurückgelegten drei. Die Sonne

war im Aufgehen und drückte die Kälte gegen die Erde, daß die eisige Luft durch Fischer's dünne Beinkleidung zog, als hätte er nichts auf dem Leibe. Er ging so scharf zu als er es vermochte, und erreichte endlich die Stadtthore halb erstarrt. Die Glocken läuteten zur Kirche als er seinen Einzug hielt, das schien ihm eine gute Vorbedeutung, er rüttelte sich zusammen und ging so straff als möglich durch die geputzten Leute. Als er in die nächste Straße einbog, schritt der Superintendent in voller Amtstracht über die Straße nach der Schloßkirche; Fischer zog tief seinen Hut ab, aber der Geistliche maß ihn mit einem vernichtenden Blicke vom Kopfe bis zu den Füßen und neigte kaum merklich das Baret. Dem Lehrer war dieser Blick in die Kniekehlen gefahren, er wußte nicht wie, daß er sich gerne gesetzt hätte, wenn eine Bank in der Nähe gewesen wäre, und er mußte sich erst ordentlich besinnen, daß ihn von dieser Seite her nicht viel Schlimmeres als Amtsentsetzung treffen konnte, ehe die alte Kraft in ihm wiederkehrte. Abgesetzt zu werden war ihm nichts Fürchterliches mehr, und er ärgerte sich jetzt, daß er nicht größere Fassung und Stärke gezeigt hatte.

Ob diese Begegnung auch eine Vorbedeutung war? Eine Ermuthigung vielleicht, einen Stand zu verlassen, dessen Aufgabe die höchste im Staate ist und dem doch geistiger und körperlicher Druck Zeitlebens die Glieder lähmt. Lange aber grübelte Fischer vergebens, woher diese demüthigende Behandlung kam, da doch noch am Weihnachtsabend der Superintendent, wenn auch nicht freundlich, doch höflich gegen ihn gewesen war. Er ging im Geiste Alles durch, was zwischen damals und heute lag, bis er zu der Eingabe seiner Gemeinde kam. Hier mochte der Knoten sitzen. Wahrscheinlich vermuthete man seinen Betrieb oder seine Mitwirkung. Aber diese Vermuthung, die immer mehr Gewißheit erlangte, je länger Fischer darüber nachdachte, gab ihm nur eine größere Festigkeit. „Rückwärts ist verschlossen, also vorwärts!" das war der Schluß seiner Gedanken und damit bog er in den nächsten Gasthof ein, um die Zeit zu erwarten, wo er seine Besuche machen könnte. —

Elf Uhr war vorüber, als er gehörig durchwärmt und

durch ein tüchtiges Butterbrod, mit dem er den Mittag überdauern wollte, gestärkt seine Wege antrat. Sein erster Gang war zu einem Rathe. Er ward nach Nennung seines Namens vorgelassen, der offene Bericht seiner Erlebnisse und seine Bitte, ihm zu einer Unterbringung, sei es auch in einer noch so geringen Stellung, behülflich zu sein, angehört und dann bedauert, im Augenblicke nichts thun zu können, vielleicht werde in der Zukunft eher etwas möglich. — Fischer ließ sich nicht niederschlagen und ging zu einem zweiten Gönner seines Vaters, welcher dem Verstorbenen vielfache Verbindlichkeiten schuldig war. Dort wurde er freundlich aufgenommen, sein Unglück beklagt und Hülfe, wenn sie in der Möglichkeit läge, zugesichert. Als nun Fischer wohlgemuth mit seiner Bitte vorrückte, so war dies allerdings gerade eine, die sich, wenigstens für den Augenblick, nicht erfüllen ließ, das Einzige, was sich nach vielfacher Ueberlegung fand, war die Stelle eines Bedienten, für die freilich nur ein unverheiratheter Mensch gebraucht werden konnte. Indessen möge Fischer nach einem Vierteljahre einmal wieder zufragen, habe sich in dieser Zeit etwas gefunden, so solle es ihm nicht entgehen, darauf könne er sich verlassen.

Fischer ging zum Dritten. Der behauptete, nach Anhörung seines Vortrags, die ganze Geschichte schon von dem Superintendenten, seinem speziellen Freunde, erfahren zu haben und meinte, er könne sich nicht veranlaßt sehen, für einen jungen Mann, der seinem Vorgesetzten in dieser Weise die Stirn biete, etwas zu thun.

Bei dem Vierten ward Fischer gar nicht vorgelassen, und schon nach einer Stunde war er mit seinen Hoffnungen, auf die er, wenn nicht Alles, doch viel gebaut hatte, zu Ende. Er drückte die Kleinmuth, die sich seiner bemeistern wollte, mit Macht zurück. Er versuchte, wie früher schon oft, durch ein starkes Gottvertrauen sich Muth und Freudigkeit zu erhalten. „Nur der Mensch ist verloren, der sich selbst aufgiebt!“ sagte er sich, „und es wäre ein jämmerlich Ding, die Zuversicht zur Vorsehung, wenn sie bei jedem Fehlschlagen menschlicher Hoffnungen brechen sollte!“ — Er begann auf dem Wege nach dem Gasthofe über andere Aussichten zu seinem Fortkommen

zu grübeln, er dachte an Lene's Vorschlag — als er aber dessen Ausführung für möglich gehalten, hatte er freilich nicht gedacht, daß er, um Privatstunden zu erhalten, guter Zeugnisse seiner Vorgesetzten bedurfte. Dieser Plan zerrann, wenn er an den Blick des Superintendenten dachte, es blieb ihm nichts mehr, als etwa die unsichere Existenz eines Lohnschreibers und der Verdienst seiner Frau, und weiter vermochte er auch, trotz des angestrengtesten Sinnens nichts aufzufinden. —

Es war Mittagszeit, als Fischer in das Gasthaus trat. Fast reute es ihn, schon jetzt hierher zurückgekehrt zu sein, denn ein Bratengeruch durchduftete das Haus, der trotz des vorgelegten Butterbrodes seinen ganzen Magen rebellisch machte. Und er wollte doch auf jeden Fall die Kosten für das Mittagsbrot sparen. Wäre es nur nicht so kalt auf der Straße gewesen, er hätte gern eine Promenade gemacht, um einestheils der Versuchung hier zu entgehen und anderntheils mit sich und seinen Gedanken allein zu sein. Noch unschlüssig, was er thun solle, war er, ohne die Fremden in der Stube zu beachten, an's Fenster getreten, da schlug plötzlich eine Hand auf seine Schulter. „Guten Tag, Herr Schullehrer, auch einmal in der Stadt?"

Fischer drehte sich um und sah den Mann, den er als absonderlichen Musikfreund in des Försters Hause kennen gelernt, den Rathsherrn und Kirchenvorsteher Melzer, wie er ihn damals hatte nennen hören, vor sich, der ihm jetzt die Hand entgegenstreckte. „Nun, sind Sie etwa gekommen, um uns was auf der Orgel zum Besten zu geben? Ich sage Ihnen, wir haben hier in der Stadt ein Kapital-Werk, schade nur, daß so viel darauf herumgepfuscht wird. Ein Männchen wie Sie sollte einmal drüber kommen, das müßte eine wahre Herzenserhebung sein! Unser alter Organist — nun er kann nichts dafür, daß er alt und schwach wird, aber wenn sich junge Schulfüchse darüber erbarmen und mit falschen Quinten und Oktaven darauf 'rum fuhrwerken, da möchte ich jedesmal die Orgelbank mit Ohrfeigen rein machen, um das Werk vor Entweihung zu bewahren."

Fischer mußte über den Eifer des absonderlichen Musik-

freundes lächeln, aber es beschlich ihn bei den Worten desselben fast eine Sehnsucht, ein solches Kapital-Werk einmal unter die Finger zu bekommen und sich in die Wogen seiner Töne versenken zu können. Er erzählte, daß er Geschäfte in der Stadt zu verrichten gehabt und bald nach Hause wolle, sein Weg sei der weiteste, und er müsse deshalb auf das Orgelspiel verzichten, so gern er auch einmal ein solches Werk durcharbeiten möchte.

„Na, so bleiben Sie wenigstens bis Nachmittag hier und essen Sie mit uns, daß wir noch ein Stückchen plaudern können. — Es wird schon aufgetragen und Sie haben in der ganzen Stadt keinen besseren Tisch. Hagestolze, wie ich, haben darin ein Urtheil!"

Fischer zuckte verlegen die Achseln, redete etwas von „schon gegessen" und von „seiner Frau, die auf ihn warte", aber der Rathsherr mochte der Verweigerung auf den Grund sehen.

„Dummes Zeug!" rief er, „Sie sind heute mein Gast, das laß ich mir nun einmal nicht nehmen; Ihre Frau wird schon ein bischen warten. Wenn Sie heute durchaus nicht spielen wollen, so muß ich mich wohl bis zum nächsten Mal vertrösten lassen, aber ich sage Ihnen, Sie sollten die ganze Schulmeisterei an den Nagel hängen und nichts thun als Orgelspielen. Wie Sie auf das Nest hinausgekommen sind, und was Sie dort auf dem lahmen Positive machen wollen, möcht' ich auch eigentlich wissen!"

Fischer ließ einen heimlichen aber tiefen Seufzer aufsteigen und folgte seinem neuen Gönner zu Tische. Der Rathsherr schien es darauf abgesehen zu haben, seinem Gaste etwas zu Gute zu thun, ließ Wein bringen und schenkte ein, daß dem Schullehrer von dem ungewohnten Getränk bald der Kopf glühte, daß sich unter den gutmüthigen Fragen seines Nachbars sein ganzes Herz aufthat und der Rathsherr schon nach einer halben Stunde Fischer's Leiden und Schicksale bis auf's Pünktchen wußte.

Der Rathsherr schüttelte, als jener zu Ende war, den Kopf, verzog das Gesicht und redete eine ganze Weile kein Wort. Endlich sah er nach der Uhr und nickte.

„Schulmeister," sagte er dann, „jetzt wird's Ernst. Ich bringe Sie nach der Stadtkirche, da sehen Sie sich unsere Orgel und Registratur ein bischen an. Ist die Kirche aus, kommen Sie wieder her und machen die Hände ordentlich warm. Wir haben kaum hundert Schritte bis hin."

Fischer sah den Mann an und wußte nicht recht, was er aus dessen Reden machen sollte. Der aber hatte schon den Mantel umgeworfen, brachte selbst Fischer's Hut und sagte: „Jetzt kommen Sie!"

„Aber liebster, verehrter Herr, ich habe doch gar nicht —!" stotterte Fischer.

„Thun Sie, was ich Ihnen gesagt habe, und das Uebrige werden Sie schon hören!" erwiderte der Rathsherr und schob den Schullehrer ohne Weiteres zur Thür hinaus. —

Fischer stand an der Orgelbank in der Stadtkirche und wußte nicht, ob er verrathen oder verkauft sei. Sein Führer war ohne ein Wort der Erläuterung wieder gegangen und die Umstehenden sahen den blassen Menschen, den der allbekannte Rathsherr neben die Orgel gestellt, mit großen Augen an. Bald aber wurde Fischer's Aufmerksamkeit von sich selbst auf die Klaviatur daneben gelenkt. Der junge Mensch, der davor saß, mußte wahrscheinlich einer von denen sein, die sein neuer Freund mit Ohrfeigen von der Bank jagen wollte, denn wenn Fischer auf die Sudelei horchte, meinte er, sich selbst die Ohren zuhalten zu müssen. Es war das Schlußlid, das eben begonnen wurde, der herrliche Choral: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'," und Fischer hielt in zehn Versen alle falschen Bässe und Fortschreitungen heldenmäßig aus, wenn es ihm auch bei jedem Bocke in allen Fingern zuckte, in die Tasten mit hineinzugreifen. Als aber der vorletzte Vers zu Ende war und der Organist sich anschickte, den Schlußvers eben herunterzuspielen, wie die übrigen, da meinte er sich nicht mehr halten zu können. Schon lange hatte er die Register überschaut, und ehe der Mensch auf der Orgelbank sich eines Ueberfalls versah, saß Fischer neben ihm. „Herr, lassen Sie mich den Vers spielen!" raunte er ihm in die Ohren und damit war der auch schon heruntergedrängt. Fischer's beide Hände flogen durch die Register, und in gewal-

tiger Majestät im tausendstimmigen Jauchzen brach der Strom der Töne los, daß die Köpfe auf dem Chor sich verwundert umdrehten, und der abgesetzte Organist den Mund aufriß. Aber Fischer achtete weder auf das Eine noch das Andere. Die gewaltige Kraft der Stimmen war ihm erschütternd durch und durch gegangen. Aber diese Wirkung war nur kurz; eine Lust, eine Begeisterung blitzte in ihm auf, die wie ein warmer Strom durch alle seine Glieder fuhr; er setzte sich noch einmal recht fest auf der Bank, kräftig und würdig spielte er den Vers zu Ende, als aber der Schlußakkord verklungen war, als die Menschen sich aus ihren Sitzen erhoben, da nahm er den ersten Satz des Chorals in der rechten Hand als Thema auf, ihm folgten die Bässe der linken Hand, das Pedal setzte ein und in einer riesigen Fuge begann Fischer das prachtvolle Orgelwerk durchzuarbeiten, mit einer Sicherheit, Keckheit und Kraft, die plötzlich wie helle Springquellen zum Leben hervorbrachen. Er gab sich keine Rechenschaft, woher sie kamen, sein ganzes Denken und Fühlen war Musik, begeisterte Freudigkeit geworden, er spielte und verfolgte sein Thema in hundert Wendungen und Verschlingungen, es grollten die Bässe, es kämpften die Stimmen gegen einander, daß Nacht und Chaos hereinzustürzen drohte, daß die Seele verzagen wollte — da hoch oben in der Pickelflöte brach sich das Thema eine helle Bahn, ihm schloß sich Stimme für Stimme an, bis alle in einem Chor aufbrausten zum Lobe und Preise des Höchsten. — Und Fischer that einen tiefen Athemzug, er ließ die Hände von den Tasten gleiten und senkte den Kopf. Um ihn her war es mäuschenstill. Eine kleine Weile blieb er so sitzen, dann richtete er sich wieder auf. Er begann mit sanften Stimmen eine einfache Melodie, aber in den Harmoniegängen lag eine Weichheit und Melancholie, daß man hätte weinen mögen, es war wie das Klagen einer zertretenen Seele. Dann kam die Ergebung mit mildem, frommem Troste und der Glaube trat hinzu und erhob das verzweifelnde Herz, und wie mit Engelsstimmen erklang es: „Befiehl du deine Wege" und als Fischer den Choral unter einem einfachen Nachspiel beschlossen hatte, da strich er sich mit der Hand über's Gesicht und erhob sich langsam.

Und hinter ihm standen sechs bis acht Herren mit gewichtigen, aber wohlwollenden Mienen, der Rathsherr und Kirchenvorsteher Melzer in ihrer Mitte, der aber hatte die Augen voll Wasser und lächelte den Schullehrer an, wie ein Seliger, bis er plötzlich über Fischer's noch halb träumerisches, halb verblüfftes Gesicht laut auflachte und ihn mit beiden Händen beim Kopfe faßte. „Gespielt wie ein Meister, wie ein Engel, Schulmeister. Wir kamen gerade noch recht zum Ausgange, als Sie mit Ihrer Fuge losfuhrwerkten. Das hier ist unser Herr Bürgermeister, das ist unser Herr Musikdirektor, der Herr Organist, unsere Herren Raths-Assessoren und so weiter, ich habe sie alle vom Mittagstisch geholt, daß sie Sie spielen hören sollten, ich habe schon, seit ich Sie auf Ihrem lahmen Positiv und dann beim Förster gehört habe, von Ihnen geschwatzt die Möglichkeit!" Fischer verbeugte sich verlegen einmal um das andere, der Organist aber sagte: „Ich hatte da eine Händel'sche Fuge mitgenommen, die hätte ich von dem Herrn eigentlich gern einmal spielen hören mögen, aber ich glaube, es ist wohl jetzt nicht mehr nöthig?"

„Haben Sie was gemerkt?" lachte Melzer, „nicht wahr, mein Unterstützungsvorschlag war nicht schlecht? Nun aber, meine Herren, nehmen Sie bei mir mit einer Tasse Kaffee vorlieb, wie sie die Wirthschaft eines alten Junggesellen geben kann. Einen Flügel finden wir dort, da kann unser Herr Schullehrer uns noch etwas zum Besten geben und wir können mehr sprechen!"

Fischer war wie im Traume mitgegangen, als er aber in des Rathsherrn Wohnung eintreten sollte, da fuhr er in die Höhe. „Aber liebster, verehrter Herr, ich muß ja nach Hause, meine Frau wartet gewiß schon mit Angst auf mich, ehe ich heimkomme!"

„Schulmeister, sei'n Sie vernünftig!" erwiderte der Rathsherr, ihn beim Arme in's Haus führend. „Sie bleiben diese Nacht mein Gast, und ich schicke einen Boten nach Ihrem Dorfe, daß Ihre Frau sich nicht ängstigt. Bleiben Sie!" rief er, als jener noch immer zögerte, „Sie können nicht wissen, zu was Ihnen die Bekanntschaften hier nützen, und zu Hause versäumen

Sie doch nichts!" Fischer fühlte die Wahrheit, er blieb. — Bald saß er an dem schönen Erard'schen Flügel des Rathsherrn, zu seinen beiden Seiten der Musikdirektor und der Organist, ihn einmal um das andere in kritische Gespräche verwickelnd und Fragen stellend, die fast den Charakter einer Examination annahmen. Fischer aber antwortete leicht und unbefangen, wurde endlich warm und gerieth mehr als einmal in Redefluß und Erörterungen, daß der Musikdirektor mit dem Kopfe nickte, der Organist staunend den „Schulmeister" betrachtete und der Rathsherr sich in stiller Freude die Hände rieb. —

Der Abend kam schnell heran, der Rathsherr hatte einen Imbiß herbeischaffen lassen, welcher der Wirthschaft eines Junggesellen alle Ehre machte. Als aber der Braten vorüber war, und die Gläser frisch gefüllt vor Jedem standen, da warf der Wirth des Hauses einen fragenden Blick auf die Gesichter seiner Gäste und sprach sodann: „Sie haben uns heute Ihr Talent und Ihre Kenntnisse gezeigt, Herr Schullehrer, die das noch übertroffen haben, was ich bereits von Ihnen gehört und den anwesenden Herren längst mitgetheilt hatte. Unser alter Freund, der Herr Organist hier, hat nun die Räthe der Stadt und den Vorstand der Kirche schon längst angegangen, ihm eine jugendliche Kraft als Unterstützung zuzugesellen, in dessen Hände er einmal sein Amt ganz niederlegen könne. Wir mochten aber unsere Orgel, auf die wir mit Recht stolz sind, gern nur in tüchtigen Händen sehen, und wir hatten uns bis heute noch zu keiner Wahl entschließen können. Jetzt, Herr Schullehrer, bin ich von den hier versammelten Herren beauftragt, da ich durch Alles, was ich von Ihnen früher schon vernommen, geglaubt habe, für Ihre moralische Qualifikation bürgen zu können, Sie zu fragen, ob Sie vorläufig die Stelle eines Substituten unseres Herrn Organisten mit 300 Thaler Fixum annehmen wollen, und wäre ich in diesem Falle zugleich ermächtigt, Ihnen die Aussicht zu stellen, daß in zwei Jahren, wo das Dienstjubiläum unseres alten Freundes hier eintritt, Ihre Einführung in den Posten desselben stattfinden würde!"

Fischer war bleich geworden wie die Wand, seine Hände

zitterten und als der Rathsherr schloß, da rollten zwei große einzelne Thränen über seine Backen, er wollte sich erheben, aber er vermochte es nicht; in seinen Mundwinkeln zuckte es, als mühe er sich, das Weinen mit Macht zurückzudrängen, er wollte sprechen — aber im ausbrechenden Schluchzen drückte er die Serviette vor das Gesicht.

„Schulmeister!" rief der Rathsherr und sprang halb lachend, halb von der Rührung überwältigt, von seinem Stuhle auf, „was machen Sie da für Tollheiten?" aber Fischer hatte sich schon ermannt. „Verzeihen Sie, meine Herren," sagte er gefaßt, wenn auch noch mit unsicherer Stimme, „das Unglück hat mich immer bereit gefunden —"

„Ach was Unglück, davon wird heute nicht gesprochen," rief der Rathsherr. „Das Glas genommen, hier, getrunken, unser neuer Herr Substitut soll leben, hoch!"

Und die Gläser klangen — manchen von den Herren war es ganz kurios zu Muthe geworden — so eine Anstellung hatten sie noch nicht erlebt. —

Es war spät, als Fischer sein Bett, das der Rathsherr für ihn im Gasthofe bestellt hatte, suchte. Aber die Aufregung ließ ihn noch nicht darin ausdauern. Er öffnete das Fenster und sah nach der Gegend hin, wo er seine Lene wußte. Ob sie sein Glück wohl ahnte? Dann aber blickte er hinauf in den dunkeln Nachthimmel, wo die Miriaden blitzender Sterne zu ihm niederschauten.

Sie gedachten es böse mit ihm zu machen, aber Er hatte es gut gemacht.

Traumkönig und der reiche Schneider.

In Erfurt, im Thüringer Lande, lebte einmal, es mögen ein Jahrer fünfzig her sein, ein Schneider. Der hatte mitten in der Stadt, am Anger, ein stattliches Haus, über der Thür hing ein mächtiges Schild und darauf stand mit großen goldigen Buchstaben:

Friedrich Schulze

Schneidermeister,

früher in Paris und London.

Das wollte aber zu der Zeit mehr sagen als heut zu Tage, wo sich jeder dumme Stöpsel nur auf die Eisenbahn und dann auf's Dampfschiff zu setzen braucht, um mir nichts dir nichts nach Frankreich und England zu kutschiren. Dazumal blieb noch Jeder hübsch im Lande und nährte sich redlich, und wer auf der Wanderschaft ja einmal außer Deutschland oder wohl gar auf's Meer gekommen war, der wußte davon zu erzählen sein ganzes Lebenlang. —

Wer also über den Anger ging und das Schild las, verwunderte sich, und wer was Rechtes sein wollte und einen Thaler mehr auf einen neuen Rock wenden konnte, der ließ ihn beim Schneider Schulze machen. Und wenn auch die andern Schneider zehnmal sagten, sie könnten nichts Besonderes an seiner Arbeit finden, so ließ sich doch dadurch kein Mensch irre machen; Schulze war in Paris und London gewesen, die Anderen nicht, und man brauchte nur zu ihm hinzugehen, um gleich zu sehen, daß es bei dem was ganz Anderes war.

Fünfundzwanzig Gesellen hatte er sitzen und außerdem noch einen besondern Werkführer und Zuschneider. Neben der Werkstelle war ein großes Tuchlager, da konnte sich Jeder aussuchen, was ihm gefiel; vor dem Lager aber war eine schöne Stube, mit sammtnem Sopha und Goldrahmenspiegel, deren sich kein Graf geschämt hätte, wenn er d'rin hätte wohnen sollen, da wurde den Kunden Maß genommen. Nur zu den größten Herrschaften machte sich der Meister selbst auf die Beine; was er aber für solche Gänge nahm, das konnte sich zuletzt Jeder selbst auf der Rechnung heraussuchen. — Das war in Paris so Mode und wer's nicht glaubte, oder wohl gar meinte: ein Schneider bleibe ein Schneider und dürfe nicht den Hochnäsigen spielen und die Kunden zu sich kommen lassen, der konnte selber nach Paris gehen und nachschauen. Außerdem gab Schulze Kredit, wie es ihm in ganz Erfurt Keiner nachthun konnte, Manchem bis in's Blaue hinein; das war auch Pariser Mode und die gefiel den Leuten noch am besten. —

Als Schulze nach Erfurt gekommen war, das Meisterrecht erworben, das Haus gekauft und sein Geschäft eingerichtet, da hatten Viele den Kopf geschüttelt. Schulze war, wie man's dort zu Lande nennt, eine Erfurter Buffbohne, ein Erfurter Kind, und die Meisten konnten sich noch recht gut darauf besinnen, wie er vor zehn Jahren als ein lustiger Bruder, mit einem dürftigen Ränzelchen auf dem Rücken, in die Fremde gegangen war und ein Mädchen, ein blutjunges Ding, mit einem Kinde hatte sitzen lassen. Jetzt stand er da, wie ein gemachter Mann, und kein Mensch konnte begreifen, wie er das geworden, und wo er das Geld zu Allem hergenommen haben müsse. Einige nur, die ihn genauer gekannt hatten, wollten die Sache natürlich finden. Schulze sei nämlich ein Sonntagskind, meinten sie, und das wäre ja eine alte Sache, daß denen alles Glück im Schlafe zufiele. Schulze aber kehrte sich weder an die Rederei, noch an die verwunderten Gesichter und führte ein Leben nach Pariser Mode.

Das war aber so: Früh um acht, im Winter auch wohl um neun, stand er auf, brannte sich seine lange Pfeife an, trank Kaffee und schaute durch's Fenster ein Stündchen nach

dem Wetter aus. Dann mußte der Werkführer kommen, mußte erzählen, was Neues passirt war, und hören, was Herr Schulze zu befehlen hatte. Um elf hatte er sich in Wichs geworfen und ging frühstücken. Das gehörte mit zum Geschäft, denn Schulze ging nur hin, wo reiche Leute, Barone, Räthe und Bankiers waren, da machte er Bekanntschaften und neue Kunden. Hatte er sich nun den Kopf ein Bischen voll getrunken, so schlief er zu Hause ein paar Stunden und um drei machte er im „römischen Kaiser" Mittag. Nachmittags aber ging er nach dem Steigerwald spazieren und trank dort Kaffee; das gehörte auch mit zum Geschäft, dort konnte man in den Lauben und an den Tischen alle Tage die hübschesten und reichsten Mädchen von ganz Erfurt sehen und Schulze ging stark mit Gedanken zu einer reichen Heirath um. Abends war er wieder im römischen Kaiser oder an sonst einem Orte, wo vornehme Leute verkehrten, da aß er, trank Bier, spielte Billard und machte neue Bekanntschaften. So ging's Sonntag wie Alltag.

Ueber solches Pariser Leben schüttelten nun freilich wieder Viele die Köpfe und meinten, wo der Herr nicht selber zu Hause die Augen habe, sei kein Segen, und wenn Einer das Geld nach auswärts trage und verludere, und jedem vornehmen Herumtreiber, der nur vom Schuldenmachen lebe, Kredit gebe, da könne es nimmermehr ein gutes Ende nehmen; — erzählte das aber Jemand dem Schneider, so zuckte er nur die Achseln und sagte, er müsse über die Einfalt der guten Erfurter lachen. — —

In derselben Zeit wohnte in der Brühler Vorstadt eine Mutter mit ihrer Tochter, die sich Beide kümmerlich durch die Welt schlugen. Die Tochter nähte Weißzeug und die Mutter hatte Aufwartestellen. Die Tochter mochte schon hoch in den Zwanzigen sein; daß sie aber einmal gewaltig hübsch gewesen war, konnte man ihr noch jetzt ansehen, so sehr auch Sorge, Gram und Noth an ihrer Blüthe gezehrt hatten.

War sie einmal außer dem Hause zu erblicken, etwa Sonntags, wenn sie mit niedergeschlagenen Augen nach dem Dome ging, so konnte es gar nichts Netteres und Reinlicheres geben, als ihren Anzug und ihr ganzes Wesen, von dem durchsichtigen

Häubchen bis zu dem kleinen Fuße mit dem schneeweißen Strumpfe hinab; und wäre ihr Einer nach Hause nachgegangen, bis hinein in das kleine Stübchen, da hätte er auf den weißen Dielen, in den hellen Fenstern, an dem blankgeputzten Hausgeräthe, so ärmlich das auch war, nur dasselbe wiedergefunden und Jedem hätte dadrinnen nur recht heimlich und zufrieden werden müssen. Sah man nun den Frieden und die Eintracht, in der Mutter und Tochter mit einander lebten und arbeiteten, so mußte wohl Jeder glauben, daß Beide, trotz ihrer Armuth, ein paar recht glückliche Menschen seien. Und doch war es nicht so. Ein Wurm nagte an ihrer Zufriedenheit und ließ keine rechte Lebensfröhlichkeit aufkommen. Das war aber die Verachtung der ganzen Brühler Vorstadt, denn die Tochter war ohne den Segen des Priesters zu einem Kinde gekommen, und die Mutter ward mit verachtet um solcher Tochter willen.

Das war eine böse Zeit gewesen, als Mutter Gertrude Müllern den Schaden an ihrer Lene inne geworden! und obgleich das Kind von einer mitleidigen Base in Ohrdruff weggenommen wurde, damit die Schande den Leuten nicht vor den Augen herumlaufe, und obgleich es kurz darauf gestorben war, so hatte es doch manches Jahr gebraucht, ehe die Alte dem Mädchen vergeben und sich in die hingeschundene Ehre gefügt hatte, ehe die einträchtige Liebe wieder in ihre kleine Stube eingekehrt war.

Seit zehn Jahren lebte sie nun, zurückgezogen von der hämischen Vorstadt, Lene fast immer in sich gekehrt, still arbeitend und still wirthschaftend, und nur wenn Mutter Müllern einmal einer Nachbarin in die Haare gerieth und dafür die eigene Unehre vorgehalten bekam, gab's zur Abwechselung ein paar brummige Stunden und ein Andenken an Lene's Unglück.

In dieser Zeit setzte sich Schulze, nur der reiche Schneider genannt, in Erfurt, und kaum war das Gerücht von ihm und seinem Reichthume in die Brühler Vorstadt gedrungen, so hatte es auch in der Wirthschaft der alten Müllern eine ordentliche Revolution hervorgebracht. Der Lene war die Nadel aus der Hand gesunken, als die Mutter die Nachricht heimgebracht,

leichenblaß und wieder roth war sie geworden, die Stube war mit ihr ringsherum gegangen und sie wäre gewiß vom Stuhle gefallen, wenn sie die Alte nicht auf ihr Bett gebracht hätte. Und wie sie sich endlich wieder erholt, hatte sie angefangen zu weinen und zu schluchzen, als ob sie für die vergangenen zehn Jahre, für allen Jammer und alle Schande sich auf einmal hätte ausweinen wollen, und wie sehr auch Mutter Müllern geredet und geschimpft, daß so ein schlechter Kerl, wie der Schulze, des Heulens nicht werth sei — Lene hatte sich nur um so weniger zufrieden geben können, bis sie endlich thränenmatt und todtmüde eingeschlafen war. — Da that Mutter Müllern ihren Mantel um, suchte ihr ingrimmigstes Gesicht hervor und ging leise zum Hause hinaus. Vor zehn Jahren hatte Schulze sein Mädchen in Jammer und Schande sitzen lassen; das war aber Lene gewesen und jetzt ging Mutter Müllern mit resoluten Schritten nach dem Anger, um ihm das Gewissen scharf zu machen. —

Meister Schulze hatte gerade vom Mittag ausgeschlafen und zupfte sich vor dem Spiegel das Halstuch zurecht, um nach dem römischen Kaiser zu gehen. Dann setzte er seinen Hut auf den Kopf und probirte, wie er wohl am unternehmendsten aussähe. Er hatte sich große Dinge vorgenommen. Gestern hatte das holdselige einzige Töchterchen des reichen Tuchhändlers Meyer sich mit ihm am Steiger unterhalten, hatte sich von Paris und London, von seinem Geschäft und seiner Kundschaft erzählen lassen, daß ihm jetzt noch das Herz pubberte. Das wäre ein Bissen gewesen! Schulze leckte mit der Zunge, als habe er eben Zucker gegessen und beschaute sich noch einmal vom Kopfe bis zu den Füßen. — Da ging die Thür auf und der Altgeselle trat mit einem Gesichte herein, das halb wie Angst, halb wie Lachen aussah.

„Herr Schulze," sagte er, „'s ist eine alte Frau in der Werkstelle, die will Sie mit Gewalt sprechen. Der Zuschneider hat gesagt, Sie wären zu Hause und da will sie sich nicht abweisen lassen."

„Ich muß jetzt essen gehen!" fuhr Schulze verdrießlich heraus, „fragt sie, was sie will und sagt mir's morgen früh!"

„Bst! schreien Sie nicht so!“ winkte der Geselle mit dem pfiffigsten Gesichte, das er nur machen konnte. „'s ist die alte Müllern aus dem Brühl, von wegen ihrer Lene. Sie wissen doch noch —?!“

Nun war der Geselle ein Kamerad aus alter Zeit und außerdem eine kreuzbrave Haut. Als Schulze gelernt hatte, war er schon als Geselle in derselben Werkstelle gewesen, hatte ihm Manches nachgesehen, wie es sonst nicht der Gesellen Mode ist, manchen seiner dummen Streiche vertuschen helfen und ihm die Prügel vom Meister erspart, daß Schulze keinen Menschen lieber gehabt als ihn. Wie er endlich selber Geselle geworden, hatte ihn der Andere unter seine Flügel genommen, und wie Schulze endlich von seiner Wanderschaft wieder nach Erfurt gekommen und seinen Kameraden noch immer dort und gerade nicht in den besten Verhältnissen getroffen, hatte er ihn mit gutem Lohne in seine Werkstelle gesetzt. Der war nun auch in ganz Erfurt der Einzige, dem er manchmal vertraute, was ihm auf dem Herzen lag, freilich nur so, wie es etwa ein Herr mit einem alten Bedienten thut, denn seit Schulze in Frankreich und England gewesen, dünkte er sich mehr, als alle Meister und Gesellen in ganz Erfurt zusammen. —

Schulze sah den Gesellen an und war weiß geworden, wie eine Kalkwand. „Die Müllern ist's?“ fragte er endlich ganz kleinlaut.

„Ja, die Müllern ist es, Er nichtsnutziger Kerl! die Müllern!“ fuhr mit einem Male die alte Gertrud zur Thüre herein, und wenn sie auch vor dem feinen Schulze, der doch ganz anders aussah, wie der liederliche Fritz vor länger als zehn Jahren, im ersten Augenblicke verblüfft dastand, so hatte sie doch schnell das alte Gesicht wieder herausgefunden, und als sie nun einen kurzen Blick durch die schöne Stube geworfen, da ging in ihr erst recht die Wuth in die Höhe.

„So, dahier sitzt Er wie ein Baron, hat sich aufgeschniepelt wie ein Graf und will wohl fort, um wieder andern Mädchen die Köpfe zu verrücken? die Müllern bin ich, ja die Müllern! weiß Er Lumpenprinz, was ich will? Zehn Jahre hat die Lene in Jammer und Schande um ihn hingebracht, zehn Jahre,

und die hat Er ihr gestohlen, die Ehre, 's Glück, die Freude. Alles hat Er ihr gestohlen, und jetzt sitzt Er dahier, denkt nicht an sie, nicht an den Jungen, den Er in die Welt gesetzt hat, und meint wohl, weil Er den Vornehmen spielt, Müllerns Lene wär' Ihm zu schlecht? he? — Was soll's werden?! ich geh' nicht eher von hier weg, bis Er mir klar Wasser eingeschenkt hat!"

Der Geselle stand an der Thür und sah den Meister an, was er wohl gesonnen sei zu thun; Schulze's Gesicht aber war einmal blaß und einmal roth, halb weichmüthig und halb wüthig geworden.

„Frau Müller, lassen Sie den Spektakel!" sagte er, als die Alte endlich schwieg, „setzen Sie sich her, wir wollen ruhig mit einander sprechen!"

„Ach was setzen!" fuhr die von Neuem heraus, „ich setze mich nicht bei Ihm, ich will wissen, ob Er jetzt meine Lene wieder zu Ehren bringen will, oder nicht; bei mir kommt Er nicht mit schönen Reden davon, und wenn Er sich etwa wieder herausdrehen will, da werd' ich Ihm was sagen: Morgen soll die ganze Stadt Seine Niederträchtigkeit wissen, in alle Häuser will ich's tragen, daß die Leute Ihn anspucken und sich vor Ihm in Acht nehmen, Er Jungfernschänder, Er Mädchenverführer Er!"

„Aber liebste Mutter Müller, schreien Sie nur nicht so!" beschwichtigte sie Schulze ängstlich, „ich muß doch ordentlich mit Ihnen sprechen, ich muß Ihnen doch sagen, wie's eigentlich mit mir steht, und wenn Sie immer d'rauf losschimpfen, kann's doch nichts werden! — Geh' an die Arbeit, Gottlob, und laß Dir nichts merken!" sagte er zu dem Gesellen und als der zur Stube hinaus war, that er seinen Hut wieder ab und setzte sich mit einem tiefen Athemzug auf's Kanapee.

„Mutter Müller, setzen Sie sich mit hierher," fing er jetzt an, „ich bin kein so schlechter Kerl, wie Sie denken, das werden Sie sehen!"

„Na, das Sehen ist gar nicht mehr nothwendig," antwortete die Alte, „was Er für Einer ist, weiß ich nunmehr seit zehn Jahren!"

„Wie ich von hier fortgegangen bin," fuhr Schulze fort und mühte sich, seine Fassung zu behalten, „habe ich nicht gewußt, daß es mit der Lene so weit gewesen ist; hätte ich's aber auch gewußt, so wäre d'rum die Sache nicht besser gewesen. Was geschehen war, war geschehen und heirathen hätt' ich sie doch nicht gekonnt. Nun komme ich wieder hierher und werde mit meinem Bischen Ersparten Meister; denken Sie denn nun, weil's hier nach was aussieht, ich kann sogleich die erste beste Frau ernähren? Entweder eine reiche, die Geld genug mitbringt, kann ich heirathen, oder gar keine, und wenn ich jetzt auch die Lene gern nehmen möchte — ich hab' sie selber noch lieb genug, Sie können mir's glauben — so muß ich doch auch denken: machst du dich nicht unglücklich und bringst du sie nicht selber mit in's Unglück hinein?"

„So, Er bedächtiger Nichtsnutz! hat Er denn vor zehn Jahren nach dem Unglück gefragt?" rief die Alte und stemmte die Arme in die Seiten. „Fünfundzwanzig Gesellen, ein Haus wie ein Graf — und keine Frau ernähren können? Er ist ein Hallunke, so weit Er warm ist, und ich weiß nun schon, was Er will, die Müllern soll Er aber nicht betrügen. Jetzt hör' Er: Hat Er in acht Tagen keine Anstalt gemacht, mein Mädchen wieder zu Ehren zu bringen, so soll Er an mich denken, daß Er Ach und Weh schreien soll!" und damit drehte sie sich um und ging nach der Thür.

Schulze war noch bläßer geworden als vorher. „Mutter Müller!" begann er wieder, „verstehen Sie mich doch nicht unrecht, wenn die Lene durchaus will — fragen Sie die — wenn sie mit Gewalt in's Unglück rennen will —"

Die Alte drehte sich rasch um und sah ihn mit ihren großen Augen finster an. „Die Lene?" fragte sie und es war, als komme ihr erst jetzt der Gedanke an diese.

„Nu, ich muß doch erst wissen, ob die Lene auch damit zufrieden ist? ja, das muß ich doch erst wissen!" sagte Schulze eifrig, als ob er plötzlich einen Ausweg gefunden habe, „wenn die mit Gewalt will, da kommen Sie mit ihr her — meinetwegen — aber sie muß doch auch erst hören, wie die Sachen stehen!"

„Hat Er vielleicht wieder einen Kniff?" fragte die Alte erbost. „Er soll nicht lange zu warten haben und Gnade Ihm Gott, wenn ich das Mädchen mitbringe und Er macht mir falsche Winkelhölzer!"

Die Thür flog zu, daß die Fenster klirrten, Schulze aber fiel auf das Kanapee wie entzwei.

Denselben Mittag wollte ihm das Essen gar nicht schmecken; am Steiger setzte er sich mit seinem Kaffee an ein ganz einsames Tischchen, sah mit keinem Auge nach den vielen schönen Mädchen und ging endlich verdrießlich und mit sich selber uneins nach Hause.

Aber Tag um Tag verging, und Mutter Müller ließ sich nicht wieder erblicken, mit jedem Tage aber athmete Schulze freier auf, und er hätte die Sache wohl endlich ganz und gar vergessen, wenn nicht Gottlob, der Altgeselle, ein oder das andere Mal seine Bemerkungen darüber gemacht hätte.

„Hm!" sagte da der Schneider, „'s ist nichts zu verwundern dabei, ich hab' die Alte ablaufen lassen, daß ihr das Wiederkommen wohl vergehen mußte!" —

Und es vergingen wieder vier Wochen und noch länger, die Müller kam nicht wieder; Schulze dachte von Neuem an Tuchhändler Meyer's Töchterchen und ihr vieles Geld, und er hätte gewiß auch mehr gethan, als daran denken, hätte er nur ordentlich Courage gehabt. So oft er, ehe er nach dem Steiger ging, sich auch im Spiegel besehen und zu sich selber reden mochte: „Du bist ein hübscher Kerl, Schulze, und brauchst dich vor Keinem zu verstecken, hast ein schönes Geschäft und brauchst nur eine Frau, die was 'rein bringt; vertreib' dir die Angst und geh' d'rauf!" — jedesmal war ihm die Kehle wie zugeschnürt, wenn er mit dem Mädchen zusammenkam und etwas Anderes, als vom schönen Wetter, von der Mode oder von Paris reden wollte, und jedesmal kam es ihm vor, als sei es gerade heute nicht so freundlich gegen ihn als gewöhnlich. Dachte er aber erst daran, zu dem Alten zu gehen, da war's ihm doch gerade, als müsse er die Hosen verlieren.

Und so verging wieder eine Woche und ein Monat nach dem andern, ohne daß Schulze einen Schritt vorwärts kam —

und immer ärgerlicher wurde er über sich selber; er hätte gerade jetzt das schöne Geld so gut brauchen können. —

Da setzte er an einem Donnerstage resolut den Hut auf den Kopf und faßte sich ein gewaltiges Herz; heute wollte er gegen das Mädchen rein von der Leber sprechen und sollte es das Leben kosten; aber zwei Stunden saß er schon am Steiger hinter seinem Kaffee, hoffend und wartend, mit wackelnden Knieen und klopfendem Herzen, und zehnmal hatte ihm schon der Athem ausgehen wollen, sowie er ein buntes Kleid ankommen sah — sein Augentrost wollte heute nicht kommen und kam nicht. Verdrießlich bis in die innerste Seele geht Schulze endlich in den „römischen Kaiser", und da ist das Allerneueste, was er hört, daß der Bräutigam der Mamsell Meyer angekommen ist, daß es bei dem reichen Tuchhändler schon den ganzen Tag hoch hergegangen, und daß alle Leute die Mäuler aufreißen, weil Niemand ein Wort von der Geschichte gewußt hat.

Von dem Tage an wurde Schulze verdrießlicher und verdrießlicher, und als Gottlob, der um seinen Plan gewußt hatte, meinte: der Meister solle sich doch nur die Sache nicht so zu Herzen nehmen, es gäbe noch viele Mädchen in der Welt, da fuhr er ärgerlich heraus: „Gottlob, sei nicht so dumm! Das Mädchen könnte laufen, wohin sie wollte, aber das Geld — ich hatte mir schon Alles ausgerechnet, wofür ich es brauchen wollte!" Und damit holte er tief Athem, als ob er eine große Last vom Herzen wälzen wollte.

Vier Wochen nach diesem Gespräche stand Schulze an einem Morgen noch mürrischer als gewöhnlich auf. Er hatte die Nacht so schlecht geschlafen, wie in seinem Leben noch nicht; den zweiten Morgen war's nicht besser, und den dritten saß er so blaß und mitgenommen auf dem Kanapee, daß Gottlob meinte, ihm müsse eine Krankheit in den Gliedern stecken, er solle das ja nicht so leicht nehmen.

„Weiß der Teufel, was es ist!" sagte Schulze, „drei Nächte habe ich schon so verrücktes Zeug geträumt, daß ich mich darüber todt ärgern möchte. Und das ist mir die Tage über im Kopfe herumgegangen und ich hab's nicht herauskriegen können,

als ob mir's wirklich passirt wäre. Hätte ich nicht in Paris gelernt, daß nur die alten Weiber was auf Träume geben, ich müßte denken, die Sache bedeute etwas. — Erst war mir's, als ob ich den Lehrjungen fortgeschickt hätte, Rechnungen einzukassiren, und dann kam Meyer und zeigte mir drei große Wechsel von der niederländischen Tuchfabrik, die sollte ich auf der Stelle bezahlen, ich hatte aber kein Geld, ich mochte suchen, wie ich wollte; und als ich nun in meiner Angst noch auf den Lehrjungen warte, daß der mir Geld bringen soll, kommt Liebert, der Maurermeister, der kündigt mir das Kapital, was er auf dem Hause hat, das soll ich auch gleich schaffen, und als nun der Lehrjunge ankommt, hat er keinen Pfennig Geld, auf allen Rechnungen ist aber der Stempel vom Stadtgericht und darunter steht, daß von den Leuten allen kein Geld zu kriegen sei. Da erschrak ich, daß ich aufwachte, und in der zweiten und dritten Nacht kamen dieselben Geschichten noch viel toller als das erstemal."

Gottlob schüttelte langsam den Kopf und machte ein Gesicht, so nachdenklich und ernsthaft, als bedächte er eben das Wohl von ganz Erfurt. „Meister," sagte er nach einer Weile, „das ist mir eine ganz sonderbare Sache; drei Nächte hintereinander? Nehmen Sie das nicht auf die leichte Achsel, Sie wissen, ich mein's gut! Haben Sie noch nichts vom Traumkönig gehört?"

„Traumkönig?" fragte Schulze, „willst Du mich noch ganz und gar verrückt machen?"

„Ne, ne!" rief Gottlob, „die Sache hat ihre Richtigkeit; ich hab's noch von meiner Großmutter und die wußte mehr als alle gescheidten Leute heut' zu Tage. Nur wer noch ein gutes Gemüth hat, zu dem kommt der Traumkönig; das geschieht aber jedesmal, wenn so Einer auf schlimme Wege geräth, oder sonst ungehörige Sachen in den Kopf bekommt. — Hat sich Einer zum ersten Male der Liederlichkeit ergeben, da wird's ihm hinterdrein so schwer zu Muthe, er kann nicht ordentlich schlafen, er träumt tolles Zeug: das ist der Traumkönig, der an seinem Bette steht und ihn warnt. Hat Einer den ersten schlechten Streich vor, so träumt er alle Nächte, er

würde ertappt oder verrathen, oder sieht sich wohl gar schon in's Loch gesteckt: das ist wieder der Traumkönig, der ihn warnt. Hat Einer in den Tag hineingewirthschaftet ohne Sinn und Verstand, so kommt wieder der Traumkönig und zeigt ihm im Schlafe, wie's enden wird. Wenn die Leute auf ihn hörten, es würde Mancher nicht in's Verderben kommen!"

„Und Sie, Meister," fuhr er fort, „sind Sie nicht ein Sonntagskind? und kriegen die Sonntagskinder nicht von Geistern und so weiter mehr zu sehen und zu hören als andere gemeine Leute? Nehmen Sie das nicht so leicht, Meister, Sie wissen, ich mein' es gut!"

Schulze sah den Gesellen an und wurde noch bläsſer als er war. Die Sache fing an, ihm selber ganz verdächtig vorzukommen. Aber hatte er nicht die Pariser Schule durchgemacht, und durfte er solches Zeug glauben? Er schüttelte eine Art von Furcht, die über ihn hatte kommen wollen, mit Gewalt von sich und zog den Mund so verächtlich zusammen, als er nur konnte.

„Schweig' mir mit Deinem alten Weibergeschwätz!" sagte er, „ich will Dir gleich zeigen, was daran ist! Schick' mir den Lehrjungen her, er soll Geld einkassiren und morgen wirst Du sehen, daß ich die Tuchfabrik und auch die Zinsen auf's Haus bezahlt habe!"

Gottlob zuckte die Achseln und ging.

Den Morgen darauf stand Schulze früher auf als gewöhnlich, nahm einen großen Stoß Rechnungen und ging selber, Geld einzukassiren — der Lehrjunge hatte den Tag vorher keinen Pfennig gebracht. Als er den Abend wieder in seine Stube trat, warf er die Rechnungen auf die Dielen, daß sie gegen alle vier Ecken flogen; dann aber fiel er auf's Kanapee, als habe ihn alle Kraft verlassen. Von seinen vornehmen Kunden hatten kaum Zwei ein paar Thaler bezahlt, die Andern ihn aber bis in's Blaue hinein vertröstet. Was das auf sich hatte, das wußte nur Schulze ganz allein, was es aber werden sollte, wenn er sich kein Geld anderswo verschaffen konnte, das wußte nur der liebe Gott! Und die Folgen ließen nicht lange auf sich warten.

Vierzehn Tage waren noch nicht vergangen, da fuhr's in ganz Erfurt herum: der reiche Schneider habe Bankerott gemacht. Der Fabrik, woher er sein Tuch bezogen, sei er vieltausend Thaler schuldig gewesen und könne ihre Wechsel nicht bezahlen; Meyer, der Tuchhändler, habe zuerst gemerkt, wie schlecht es mit ihm stehe und habe auch Liebert, den Maurermeister, gewarnt. Der habe ihm nun ein großes Kapital, das er auf dem Hause gehabt, gekündigt und da sei der Bankerott fertig gewesen. Alle Welt meinte, bei der Wirthschaft, die Schulze geführt, sei nichts dabei zu verwundern, und alle Welt verwunderte sich doch. — Nun kam es auch heraus, kein Mensch wußte aber wie, noch woher, auf welche Art Schulz den ganzen Schwindel mit seinem großen Geschäfte hatte machen können. Wie er nach Paris gewandert, sei er gleich bei einem großen Meister angekommen, denn die Deutschen würden dort sehr gesucht, und so windig auch Schulze sei, die Franzosen seien noch windiger. In den sechs Jahren, die er dort gearbeitet, habe er mit seinem Meister gut gestanden, immer die beste Arbeit gehabt und sich so was gespart. Zuletzt aber hätte ihm sein Meister noch den Kredit bei der niederländer Tuchfabrik verschafft und so habe Schulze in Erfurt ein Haus gekauft, aber nur ein paar Thaler darauf angezahlt, ein Geschäft errichtet und das Meiste hineingeborgt, allen Leuten weiß gemacht, daß er wunder was für Geld besitze und — alle Leute schändlich betrogen. —

Schulze, der bankerotte Schneider, lag in seinem Bette, das ihm seine Gläubiger fast noch allein gelassen hatten, am Nervenfieber todtkrank. Daß das Unglück so schnell über ihn kommen werde, hatte er nicht gedacht und daß gerade Meyer, durch dessen Geld er sich helfen wollte, ihn stürzen werde, hatte er noch viel weniger erwartet. Es war, als habe ihn das Schicksal in seinem Unglücke noch verhöhnen wollen. — Das ganze Haus war schon ausgeräumt, die sämmtlichen Gesellen auf und davon, auch Gottlob war nicht mehr da, denn er hatte sich, um leben zu können, nach anderer Arbeit umsehen müssen; aber er war nicht davon gegangen, wie ein echter Lohnarbeiter, der sich nur so lange um den Meister kümmerte,

als dieser brav zahlt. Konnte er ihm auch nicht helfen, konnte er nicht bei ihm bleiben in seinem Leide, so wollte er ihn doch erst in die Obhut treuer, pflegender Hände geben. Und Gottlob machte sich, ehe er an seine eigene Sache dachte, auf die Beine, hinaus in's Brühl, und es waren keine zwei Stunden vergangen, da war er wieder da und setzte eine Wärterin zu dem Bette, worin Schulze bewußtlos lag, wie er keine bessere hätte finden können.

„'s muß Alles so kommen, wie ich's gedacht habe, ja der Traumkönig!" sagte er und wischte sich die Augen; „na, es führt aber mancher Weg zur Erkenntniß — und vielleicht gehen ihm jetzt die Augen auf!" — —

Sieben Tage hatte Schulze schon gelegen, ohne etwas von sich selber zu wissen, und er wäre vielleicht draufgegangen, wenn nicht ein junger Doktor unter seinen Kunden gewesen wäre. Der hatte bis jetzt noch nicht einen einzigen Kranken zu behandeln gehabt, stand aber noch mit einem hübschen Sümmchen in Schulze's Buche. — Dieser nahm sich seiner an, kam täglich drei-, auch wohl viermal, hatte er doch nichts Anderes zu thun, und wenn er auch meinte, er thue es aus purem Mitleiden, so fand er es doch nebenbei recht hübsch, bei seinem ersten Patienten die ganze Schuld herunter zu kuriren.

Es war am achten Tage früh Morgens, da hörte Schulze wie im Traume zwei Stimmen.

„Na, so was von einem Mädchen ist mir noch nicht vorgekommen!" sagte die eine, und das war Mutter Müller's Stimme; „aber ich sage Dir, ich hab's nunmehr bald überdrüssig. Erst, wie sich's noch der Mühe verlohnte, sich um den Menschen dahier zu bekümmern, da will sie ihn nicht, spricht, sie will sich nicht anbetteln und nicht aufdrängen, und thut wunder wie aparte. Jetzt, wo er kaum mehr als ein Bettelmann ist, wo ihn endlich die Strafe getroffen hat, da läuft sie, kaum daß Gottlob seinen Bericht zu Ende gebracht hat, setzt sich acht Tage an's Bett her und bethut sich, als hätte sie einen Prinzen zu verpflegen. Der Weg von Brühl bis hierher ist kein Katzensprung und ich habe jetzt die Lauferei knüppeldicke!"

„Aber, liebe, gute Mutter!" fing die andere Stimme an,

und Schulze war's, als würde es ganz warm in seinem Herzen, „so laß mich doch, ich arbeite ja hier ebensoviel, und wenn ich auch einmal die Nacht noch mehr als wie zu Hause wachen muß; und wenn Du mir mein Bischen Essen nicht gern bringst, so will ich mir's hier selber machen, 's ist mir ja nur wegen der Versäumniß! Du lieber Gott, ich kann ihn doch nicht hier liegen lassen und es auf meinem Gewissen haben, wenn er stürbe? Wen hat er denn noch als mich?"

„Ach was, Du bist eine dumme Trine und mußt immer Recht haben!" sagte die Alte verdrießlich. „Wie Du mir, so ich Dir! Hat er sich etwa um Dich gekümmert und sich ein Gewissen Deinetwegen gemacht?"

Die Andere erwiderte nichts; Schulze fühlte aber, wie ihm ganz leise ein Tuch über die Stirn fuhr und den heraustretenden Schweiß abwischte. Ihm war's inwendig, als sollte Alles voneinander gehen, als müsse er weinen, heiße Thränen, er wußte selber nicht warum. Er schlug die Augen auf und sah in seine Stube, in der außer seinem Bette nichts mehr war, als die kahlen vier Wände. Da trat ihn zum ersten Male wieder die Gegenwart mit ihren Schrecken, immer ein Bild nach dem andern, klar vor die Seele, daß er aufseufzen mußte, als wolle er einen riesigen Berg von der Brust wälzen. Und wie er aufseufzte, da bog sich das ängstliche Gesicht seiner Lene über ihn, die aber, als sie ihm in die offenen Augen sah, mit einem halben Schreckensschrei zurückfuhr.

„Nu, nu!" sagte die Müllern und trat hinter dem Bette vor, „was ist es denn? Die Augen hat er wieder offen, kann nunmehr selber die Schande und die Narrheit von andern Leuten sehen; nicht wahr, Er hochmüthiger Lumpenprinz?"

„Aber, Mutter!" schrie Lene auf und fiel ihr in die Arme, als wollte sie eine Gewaltthat verhindern, während ihr die hellen Thränen aus den Augen brachen, „ich bitte Dich doch um Gotteswillen, es ist ja ein todtkranker Mensch!"

Die Alte brummte, warf einen bärbeißigen Blick nach dem Schneider und kehrte sich dem Fenster zu. Lene aber hielt ihre Schürze vor die Augen und lief zur Thür hinaus. Schulze lag da und wußte nicht, sollte er heulen, schreien oder sich vor

den Kopf schlagen; was er wie im Traume gehört, stand jetzt in der Wirklichkeit vor ihm, seine Lene, die er unglücklich gemacht, die er in seinem Hochmuthe von sich gestoßen, und die nun von allen Menschen in der Welt noch allein bei ihm geblieben war. Er war sich in seinem ganzen Leben noch nicht so erbärmlich vorgekommen, wie jetzt.

Es verging eine gute Weile, und Keins sprach ein Wort. Die Alte stand an ihrem Fenster wie angenagelt, in Schulzen wogte es, halb wie Angst und Beklommenheit, halb wie Zerknirschung.

„Mutter Müller!" fing er endlich mit krankheitsmatter Stimme an. Die aber regte sich nicht. „Mutter Müller!" begann er nach einer Weile wieder, „ich bin ein ganz schofeler Kerl gewesen, ich weiß's!" Da drehte sich die Alte herum und sah ihn finster an. „Das ist das erste wahre Wort, was ich im Leben von Ihm gehört!" sagte sie und drehte ihm wieder den Rücken zu.

„Mutter Müller, kommen Sie einmal her!" fuhr Schulze fort, „'s kann sein, daß ich bald sterbe, und ich habe Ihnen so viel Leids zugefügt, das liegt mir Alles so schwer auf dem Herzen —"

„Was red't Er?" sagte die Alte und kam langsam auf das Bett zu, als wolle sie ihm Auge gegen Auge die Leviten lesen, „sterben? Unkraut verdirbt nicht, und so lange es noch Narren giebt, die sich selber lieber kaput machen, als daß sie es seinem Schicksale überlassen, hat's erst recht keine Noth."

„Mutter, ich bin ein schlechter Kerl gewesen, ich weiß's!" sprach Schulze und faßte ihre Hand, soviel sie diese auch zurückziehen wollte, „aber komme ich wieder auf, will ich's weiß Gott wieder gut machen, so viel ich kann."

Die Alte wollte eben mit Etwas herausfahren, da trat Lene wieder in die Stube. Sie hatte rothgeweinte Augen, war bleich, aber gefaßt. „Lene!" rief Schulze, und Alles, was in ihm gesessen hatte, das brach jetzt in dicken Thränen zu seinen Augen heraus, „Lene, Du Engel, kannst Du mir's denn vergeben, was ich Dir Alles angethan habe?"

Weiter konnte er nicht sprechen, und wie Lene seine matte

Stimme hörte und in seine nassen Augen sah, da brach sie an dem Bette in die Kniee und weinte und schluchzte in die Kissen hinein, als wolle ihr das Herz brechen. Die Alte aber stand daneben, wollte ein bärbeißiges Gesicht machen und konnte nicht recht; zog, als wolle sie ihre Hand losreißen, und es gehe nicht; endlich aber drehte sie sich barsch um und trat wieder an's Fenster. „Nu, lieber gar eine Heulkomödie!" sagte sie und fuhr sich mit der Hand selbst über die Augen, „das hat mir noch zu guter Letzt gerade gefehlt!" — — —

Es war vier Wochen später, da fuhr auf der Straße nach Ohrdruff ein Wagen, der mit allerlei Hausgeräthe bepackt war. Hinten saßen auf zwei Strohbündeln eine alte und eine junge Frau, vorn beim Fuhrmann standen zwei Männer an die Wagenleiter gelehnt.

„Halt!" rief der Eine, als sie die Grenze des Gotha'schen Herzogthums erreicht hatten, „halt an, Fuhrmann! — Meister," sprach er dann und reichte dem Andern die Hand, „wir wollen uns den Abschied nicht schwer machen. Bleiben Sie gesund und leben Sie recht glücklich; wenn Sie aber noch Eins zum Adje annehmen wollen: verachten Sie mir den Traumkönig nicht, Meister! Adje, Frau Schulze, adje, Frau Müller," fuhr er fort, „denken Sie manchmal an mich!" und damit hatte er auch den beiden Frauen die Hand gereicht, war mit einem Satze vom Wagen und wanderte rasch die Straße nach Erfurt zurück, ohne sich umzusehen. Erst als er ein großes Stück weg war, drehte er sich noch einmal um und schwenkte den Hut zum letzten Abschied.

Das war aber Gottlob, der seinem alten Meister ein Stück Wegs das Geleite gegeben hatte. Wo der Meister hinwollte, werden wir gleich hören.

Als Schulze von seiner Krankheit halbweg wieder hergestellt gewesen, war großer Rath gehalten worden, was nun mit ihm werden sollte. Wieder als Geselle zu arbeiten oder überhaupt in Erfurt zu bleiben, dagegen hatten Alle, das heißt Gottlob, Lene und Schulze, gestimmt; die alte Müllern war wohl auch befragt worden, die hatte aber gesagt, sie hätten bisher gemacht, was sie wollten, nun sollten sie es auch ferner

thun. Als aber Keins einen ordentlichen Rath gewußt, hatte sie doch gemeint, so ging' es, wenn Jeder immer selber klug sein wollte, und nicht auf alte, erfahrene Leute höre, am Ende bleibe er doch stecken. Was sie thäte, wolle sie sagen und die Andern können's dann halten, wie sie wollten. In Erfurt bleibe sie nicht, die Rederei, die jetzt von Neuem losgehe, könne sie nicht mehr ertragen. Sie ziehe nach Ohrdruff zu ihrer Base, damit sie ihre alten Tage in Ruhe verleben könne. Ohrdruff sei aber ein Ort, der noch mehr Nahrung habe, als Erfurt, wo Alles hinzöge; und wenn andere Leute gescheidt wären, versuchten sie auch dort ihr Heil. Den Großen könne man da freilich nicht spielen und das Rumludern bringe eben so wenig ein, als an andern Orten. — Da hatte Schulze die Lene, und Lene Schulzen angesehen, und der hatte endlich gesagt: „Mutter, ich hab's gesagt, ich will meine Dummheiten wieder gut machen, so viel ich kann. Das Nothwendigste ist doch, daß die Lene meine Frau wird und dann zieh'n wir mit. Großthun will ich, weiß Gott, nicht und arbeiten will ich auch, und hat die Base schon früher unsern Jungen zu sich genommen, so hilft sie mir auch wohl nach und nach zu einer Kundschaft. Zum Anfange hab' ich schon was, der Gottlob hat gesorgt, daß mir so viel übrig geblieben ist — und nun, Mutter, machen Sie wenigstens ein freundliches Gesicht und sprechen Sie: 's ist Recht so!"

„Und wenn ich's spreche, thue ich's doch nur, daß endlich einmal der Schandflecken zugedeckt wird!" hatte die Alte gesagt; als ihr da aber Lene um den Hals gefallen war und ganz schmerzlich gerufen hatte: „Mutter, denkst Du denn gar nicht mehr an mich?" da hatte sie gemeint: „Ja doch, Du dumme Trine, habe ich denn nicht alles Deinetwegen gethan? 's ist ja recht, thut mir nur den Gefallen und heult nicht wieder!"

Als nun aber die große Berathschlagung zu Ende gewesen, auf welche Art die Hochzeit am kürzesten gemacht werden könnte und wie der ganze Umzug geschehen sollte, und was vorher der Base geschrieben werden müsse, da hatte Gottlob noch zuletzt ganz wehmüthig gefragt, was denn nun eigentlich mit ihm werden solle? Seit der verdammten Geschichte gefalle

ihm Erfurt an keiner Ecke mehr, vollends da sie nun Alle fortzögen — und zum Wandern sei er doch schon gar zu alt.

Da stand aber Schulze auf und reichte ihm die Hand. „Gottlob," sagte er, „Du bist eine alte, treue Haut, und ich werde Dir Deine Freundschaft nicht vergessen, so lange ich lebe. Bleibe jetzt noch, wo Du bist, und sieh zu, wie Du's aushältst, bis ich Arbeit in Ohrdruff habe. Der erste Geselle, den ich brauche, der bist Du, und hernach denke ich, werden wir in diesem Leben nicht wieder auseinander gehen."

Dabei war es geblieben und an der Gothaischen Grenze hatten sie sich getrennt, mit tausend frohen Wünschen, mit tausend neuen Hoffnungen für die Zukunft. — — —

Vier Wochen waren vergangen, seit Schulze sich mit seiner jungen Frau in Ohrdruff niedergelassen. Er hatte das neue Leben mit den ernsthaftesten und besten Vorsätzen angefangen, und als er in der kleinen Stube allein auf seinem Schneidertische saß und seine Lene still und geräuschlos wirthschaften oder mit ihrer Weißnähterei neben sich arbeiten sah, war ihm wohler geworden, als es ihm je in seinem vornehmen Leben gewesen. Eine heimliche Angst, wie das endlich hinauslaufen werde, hatte ihn damals nie verlassen. — Ein Anfang zu einer Kundschaft war auch schon da. Die Base war Hebamme, kam in die Häuser reicher und armer Leute und empfahl den neuen Vetter und seine Frau auf's Beste, und daß sie Beide aus Erfurt kamen und er viele Jahre in Paris gearbeitet hatte, that zu der Empfehlung auch das Seinige. Das Beste war aber, daß in Ohrdruff die Leute noch wenig von langem Kredit und Schuldigsein wußten; wurde ein fertiges Stück abgeliefert, so gab es baares Geld. —

„Aller Anfang ist schwer!" sagt das Sprichwort. Oft genug ist es aber auch umgekehrt, da ist der Anfang das Leichteste und das Fortführen, die Ausdauer das Schwerste, ganz besonders, wenn es heißt, Besserwerden.

Vier Wochen waren in's Land, da wurde es Schulzen schon manchmal, als ob der Schneidertisch ganz heiß wäre, als ob das Tuch zu fest sei und die Nadeln nicht stechen wollten, als ob er es bei der Arbeit nicht mehr aushalten könne. Das

war aber natürlich. Wer Jahre lang den Freiherrn gespielt, die Arbeit an den Nagel gehängt hat und spazieren gegangen ist, dem schmeckt dann die Arbeit, besonders wenn der erste Trieb vorbei ist, wie sauer Bier und möchte ihm Kopfschmerzen und Bauchkneipen machen. Im Anfange überwand es Schulze und schämte sich vor seiner Frau; als sich aber seine Unlust von Tag zu Tage mehrte und es ihm an einem schönen Sommernachmittage absolut unmöglich schien, in dem Augenblick nur noch einen einzigen Stich zu thun, da gab er einen nothwendigen Gang zu einem Kunden vor und lief aus dem Hause, als brenne es hinter ihm. Wo er hinwollte, wußte er selbst noch nicht, nur fort von der Arbeit; als er aber den Ort hinunterging und an den rothen Löwen kam, wo er zuerst mit seiner Frau und Schwiegermutter abgestiegen war, da fiel es ihm ein, daß es doch eigentlich verteufelt heiß sei und daß ein Glas Bier gar nicht schaden könne, und ohne sich lange zu besinnen, schwenkte er hinein. Im Löwen war allerliebste Gesellschaft. Wohlgemuth, wie der Fisch im Wasser, setzte sich Schulze fest, hörte erst ein Weilchen zu, was gesprochen wurde, gab dann auch sein Wort drein, erzählte von Erfurt, was dort für ein Leben sei, von Erfurt kam er auf Paris, und als er endlich zufällig nach der großen Schwarzwälder Uhr in der Stube sah, waren zwei Stunden herum, er wußte nicht, wo sie geblieben waren. Da dachte er aber doch daran, was wohl seine Lene sagen würde und machte sich wieder auf den Heimweg. — Zu Hause hatte schon geraume Weile ein neuer Kunde gewartet und war endlich wieder fortgegangen, und als Lene fragte, wo Schulze denn so lange geblieben sei, fuhr der heraus, daß sie ganz erschreckt zusammenfuhr: „Trab könne er doch nicht laufen? ob es ihr etwa schon nicht recht wäre, wenn er die ganze Woche arbeite und dann ein paar Worte unterwegs rede?“ —

Den Nachmittag darauf war's wieder heiß und Schulzen war in seinem Leben die Arbeit noch nicht so schwer angekommen. Wenn er an den rothen Löwen dachte, meinte er keinen Tag zu wissen, wo er so viel Spaß gehabt, wie gestern, aber die Scheu, was Lene denken müsse, wenn er wieder fortgehe,

hielt ihn diesmal zurück. Seine Arbeit an dem ganzen Nachmittage hätte aber ein Anderer in zehn Minuten gemacht, und er war froh, als es endlich dunkel wurde. Da nahm er seine Frau unter den Arm und besuchte die Base und die Schwiegermutter, wie er's bis dahin immer gehalten hatte.

War es aber den zweiten Tag schlecht gegangen, so wollte es den dritten erst recht nicht gehen. Einmal um das andere zuckte es in seiner Hand, um die Arbeit bei Seite zu werfen und nach seinem Rocke zum Fortgehen zu greifen, und immer noch hielt ihn eine Art Scham zurück; da fiel ihm plötzlich ein, daß er doch in Erfurt seine besten Kunden in den Tabagien und öffentlichen Lokalen bekommen habe, und daß er doch gar nicht wie ein rechter Mann wäre, wenn er erst seine Frau bei jedem Gange fragen solle, und da hatte er auch schon den Rock auf dem Leibe, sagte zu seiner Lene nichts als: „Ich komme gleich wieder!" und saß bald im Löwen hinter seinem Glase Bier.

Das erste Mal, als er im „goldenen Löwen" gewesen, war es ihm mehr um die Unterhaltung und den Nachmittag, den er auf den Kopf schlagen wollte, als um das Bier gewesen; heute traf er nur zwei Männer an, die vermuthlich Stammgäste sein mußten, denn sie hatten Beide Gesichter, denen das Wirthshaus an allen Enden heraussah. Das Gespräch ging nur träge herüber und hinüber, und da fand denn Schulze, daß das Bier kein Erfurter Doppelbier, sondern infam schlecht sei. Die andern Beiden saßen beim Glase Nordhäuser, das war ihm aber doch zu ordinär — ein Glas Rum forderte er. Bald kam mehr Gesellschaft, und erst als es anfing dämmrig zu werden, ging Schulze nach Hause.

Lene saß noch immer bei ihrer Arbeit und erwiderte seinen Gruß nur halb. Schulze mochte nicht nach der Ursache fragen und zog langsam seinen Rock aus. — „Michaelis hat zweimal hergeschickt," sagte sie endlich, „und hat seine Hose haben wollen. Er hat sagen lassen, wenn Du ihn gleich das erste Mal im Stiche ließest, müßte er künftig seine Sachen wo anders machen lassen!"

„Kann's nicht hexen," antwortete er kurz.

„Wenn Du zu Hause geblieben wärst, könnte sie fertig

sein," sagte sie halblaut, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen; „vorgestern, wie Du den halben Nachmittag weg warst, war Einer da, der ist auch nicht wieder gekommen!"

Da wurde Schulze bitterböse. „Ich bin doch wohl kein dummer Junge," fuhr er in die Höhe, „daß ich jedesmal erst fragen soll, wenn ich weggehe? Oder wenn Du etwa denkst, Du willst ein Pantoffelregiment einführen, da will ich Dir zeigen, daß ich thun und lassen kann, was ich will! Ich lasse mir keine Vorschriften machen!"

„Aber, Fritz, was hast Du denn nur?" fragte Lene ganz ängstlich, „vorgestern hast Du mich schon so angefahren und ich mein's doch gut. Du hast den ganzen Nachmittag im ‚rothen Löwen' gesessen; die Nachbar Schmidten hat Dich gesehen, und da ist mir ganz Angst geworden, wenn ich an die viele Arbeit gedacht habe, die diese Woche noch geschafft werden soll."

„Und ich sag' Dir's ein- für allemal, ich lasse mir nichts befehlen, und ich thue, was ich will!" schrie Schulze und warf den Rock gegen die Erde, daß der Staub in die Höhe wirbelte. Eigentlich fühlte er inwendig sein Unrecht nur zu wohl, aber das ist die gewöhnliche Art, je mehr sich Einer schuldig fühlt, desto mehr will er das durch Spektakeln verdecken. Ueberdies war Schulzen das Reden und Mahnen seiner Frau unbequem, und das wollte er mit einem Male abschneiden.

Lene schwieg und ging bald nachher in ihr Bett. Als am andern Morgen die Base mit vorsprach und fragte, warum sie denn gestern Abend nicht hingekommen wären, da sagte Lene, sie hätte nothwendige Arbeit gehabt, die habe sie abgehalten. Schulzen war es, als müsse er sich vor seiner Frau in die Seele hinein schämen, und er nahm sich vor, heute besser bei der Arbeit zu bleiben. Als es aber vier Uhr wurde, und Lene nach jeder Bewegung ihres Mannes auffah, da fing sein guter Entschluß an zu wanken. Die bewache ihn ja mit ihren Augen wie einen Baugefangenen, meinte er bei sich; sie denke wohl gar, das solle ihn am Weggehen hindern? Ne, da sei sie schief! und als Lene fragte: „Machst Du denn die Hose heute noch fertig?" da war's bei ihm richtig. — „Morgen ist auch

noch ein Tag, ich will doch einmal sehen, ob ich mich zur Arbeit hetzen lassen soll!" sagte er endlich und warf die Hose hin, wie sie eben war, kaum daß er die Nadel daran feststeckte, machte ein grimmiges Gesicht, das jede Einrede seiner Frau verscheuchen sollte, zog seinen Rock an und ging ohne Gruß zur Thür hinaus. —

Im „rothen Löwen" war wieder wenig Gesellschaft, wie es im Sommer gewöhnlich in den Wirthshäusern der Fall ist, und nur die beiden Männer von gestern saßen an ihren gewohnten Plätzen. — In früheren Tagen hätte Schulze schon aus lauter Vornehmthun nicht mit ihnen verkehrt, denn der Eine war ein heruntergekommener Viehhändler mit blatternarbigem Gesichte, kupferrother Nase und einem Rocke, der von den allerhand Bierbänken und Nachtquartieren, mit denen er Bekanntschaft gemacht haben mochte, wie marmorirt glänzte; von dem Manne selbst wußte eigentlich Niemand, wie er sich jetzt sein tägliches Brot verdiente. Der Andere aber, der eben nicht viel besser aussah, war ein Oekonomie-Verwalter, der sich schon ungefähr zehn Jahre ohne Stelle herumtrieb. Jetzt indessen, wo es mit dem Großthun aus war, wo er noch gar nicht wußte, an wen er sich halten sollte, dachte er: Wer kein Pferd hat, reitet auf dem Esel, und ordinäre Gesellschaft ist besser als keine. Er forderte wieder sein Glas Rum, sprach vom Wetter und von den Geschäften, aber trotz des besten Willens, sich lustig zu machen, ward ihm das Gespräch mit der Zeit doch gewaltig langweilig; ein Billard gab es auch nicht, und verdrießlich dachte er endlich daran, wieder nach Hause zu gehen. Da kam der Wirth mit Karten herbei, setzte sich zu den Beiden und fragte den Schulzen, ob er mitspielen wollte. Das war doch wenigstens Unterhaltung, und Schulze ließ sich nicht lange nöthigen. Dreikart oder Pochens wurde losgelassen und Schulze bekam Trümpfe über Trümpfe, es war ordentlich, als hätte er sich in's Glück hineingesetzt. Einen Pot nach dem andern zog er ein, der Verwalter fluchte und der Wirth schüttelte den Kopf. Der Viehhändler trank ein Glas Schnaps nach dem andern. Es wurde dunkel und Schulze wollte aufhören, aber oho, damit war's nichts. Jetzt wolle er nun wohl mit dem

Gelde davon? hieß es, und wollte sich Schulze nicht böses Blut machen, so mußte er bleiben; der Wirth brachte Licht, und es ging von vorn an, bis endlich um die neunte Stunde Schulze trotz alles Zuredens aufbrach. Er hatte die ganze Tasche voll Geld. „Wer aber morgen wegbleibt, ist ein schlechter Kerl!" sagte der Verwalter, und Schulze versprach wiederzukommen, um sich nur los zu machen.

Lene sagte kein Wort, als er nach Hause kam. Schulze hätte ihr gern von seinem Glücke erzählt, aber er scheute sich, er wußte selbst nicht warum. Als aber am andern Morgen Lene schon zwei Stunden arbeitend neben ihm saß, ohne das Auge aufzuschlagen und nur ein einziges Wort zu sprechen, da wurde ihm das Schweigen doch lästig. „Lene, thu' nicht dumm!" fing er an, „Du machst mir nur böses Blut. Hier ist Geld, nimm's, das hab' ich gestern verdient und nun sprich nicht wieder, daß es besser sei wenn ich zu Haus geblieben wäre."

Lene sah nicht einmal hin. „Ich wollte lieber, Du hättest so viel eingebüßt, und wärst nicht gewesen, wo Du gewesen bist," antwortete sie, „ich werde aber kein Wort mehr sagen!"

„Nu, wenn Du denn mit Gewalt maulen willst, da maule!" sagte er, „ich werde mich nicht mehr daran kehren!"

Abends saß Schulze wieder hinter den Karten und hatte schon drei Gläser Rum getrunken. Sein ganzes Gesicht glühte, der Gewinn von gestern Abend war fort und auch schon Geld von seinem eigenen. Diesen Abend war es Mitternacht, als er nach Hause ging, seine Füße zitterten und sein Kopf brannte von der Aufregung und vom Rum. Lene war noch wach und erwartete ihn. Sie hatte rothgeweinte Augen, aber Schulze sah es nicht und suchte, ohne ein Wort zu sprechen, sein Bett. Drei Uhr rief der Wächter ab, ehe er einschlafen konnte, und den andern Morgen war es schon zehn Uhr, als er aufwachte. Lene war schon ausgegangen. Mißmuthig setzte er sich an seine Arbeit, brummig empfing er seine Frau, daß sie ihn so lange habe schlafen lassen, mit Kopfschmerzen und ohne rechten Hunger setzte er sich zum Mittagessen. Nachmittags nahm er die Arbeit wohl wieder zur Hand, aber das ging, „als wenn man

den Dreck mit Peitschen hieb," es war ihm, als ob er sich am liebsten mit der ganzen Welt prügeln möchte, und seine Frau, die wortlos, mit trübem Gesichte an ihrer Arbeit saß, machte ihm seine Stimmung nur noch unerträglicher. Da stand Lene mit einem halbunterdrückten Seufzer auf, und das war, als ob damit Schulze's Geduldsfaden entzwei gerissen wäre. „Ne, so ein Leben im Hause mag lieber der Teufel holen!" schrie er, warf die Arbeit hin und machte sich davon. Er ging nach dem „rothen Löwen".

Von dieser Zeit an arbeitete Schulze weniger und weniger. Es war auch nicht mehr nöthig, denn der Bestellungen wurden auch immer weniger. Wer einmal gewartet und den Schneider am hellen Nachmittag oder in später Nacht hinter den Karten gesehen, der brachte seine Sachen anderswohin. Und das sprach sich weiter; es war nur kurze Zeit vergangen, so galt Schulze schon im ganzen Orte für einen liederlichen Kerl, der sich und seine brave Frau unglücklich mache. — Schulze aber ging zuletzt bisweilen schon Vormittags fort und kam selten vor Mitternacht zu Haus; und Lene schwieg noch immer. Ihre Mutter fragte, ihre Base fragte, was mit ihrem Manne sei; Lene wies sie ab und sagte, sie sollte doch nicht auf allen Stadtklatsch hören, sie habe über ihren Mann nicht zu klagen; im Stillen aber weinte sie manche Thräne; Michaelis war vor der Thür, die Hausmiethe fällig, und noch wußte sie nicht, woher Geld nehmen. Was Schulze mit nach Ohldruff gebracht, war längst fort, er selbst verdiente nicht mehr so viel, als zur Erhaltung der Wirthschaft nothwendig war, von dem Wenigen bekam aber Lene fast nichts zu sehen, und es hatte in der letzten Zeit ihres ganzen Fleißes bedurft, um drückenden Mangel von der Thür zu halten. Da konnte sie eines Mittags, als Schulze sich eben wieder zum Fortgehen anschickte, es nicht mehr auf dem Herzen halten. „Fritz," sagte sie, „willst Du denn keinen Tag mehr zu Hause bleiben, willst Du uns denn mit Gewalt zu Grunde richten?"

Schulze mochte das wohl nicht erwartet haben, denn einen Augenblick spiegelte sich eine Art von Verlegenheit auf seinem Gesichte. Das war aber schnell vorüber. „Hast Du noch

immer nicht aufgegeben, mich zu kommandiren?" sagte er und that wunder wie zornig. „Und weil's Muckschen nicht hilft, willst Du's wieder mit dem Reden probiren? Ich thu', was ich will, dabei bleibt's!"

„Fritz, ich bitte Dich um Gottes willen," rief Lene, als er nach der Thür griff, „ich hab' geschwiegen bis jetzt und mich gegrämt im Stillen. Kaum ein paar Groschen hab' ich in dem letzten Vierteljahr von Dir zu sehen gekriegt, übermorgen soll die Hausmiethe bezahlt werden und mein Bischen Verdienst ist Tag für Tag drauf gegangen. Sollen wir uns auf die Straße setzen lassen, oder was soll's werden?"

Schulze ließ die Thür los und wurde blaß. „Was werden soll?" sagte er nach einer Weile, „ich weiß's nicht. Der Mensch ist kein Fuhrmannsgaul und will auch einmal sein Plaisir haben. Das kommt aber davon, daß ich mit nach dem verfluchten Neste gegangen bin, in Erfurt wäre mir's nimmermehr so ergangen!"

Da fing Lene's Auge an zu leuchten. „Sprich's nur aus!" rief sie, „das kommt davon, daß Du mich geheirathet hast, nicht wahr? Ich hab' Dich lieb gehabt, so schlecht Du gewesen bist, hab' Noth und Schande Deinetwegen ertragen, und hab' Dich doch in Deinem Elend nicht verlassen. Ich hab' keinem Menschen was gesagt, wie Du's jetzt getrieben hast, und habe gemeint, es würde von selber anders werden, und nun rennst Du Dich und mich mit Gewalt in's Verderben hinein, das ist der Dank davon! Geh' nur hin, ludere immer fort, laß mich meine Thorheit büßen — einmal kommt's doch zum Ende, und wenn ich einmal schon lange im Elende zu Grunde gegangen bin, und Du mußt Dich von Dorf zu Dorf betteln, wenn Du keinen Menschen mehr hast und sich Keins drum kümmert, ob Du im Walde oder hinter einem Zaune stirbst, nachher denke an die jetzige Stunde!" Damit lief sie zur Kammer hinein und warf die Thür hinter sich zu, denn die Thränen waren ihr wie ein Strom aus den Augen gebrochen. Schulze stand an der Thür und schien unschlüssig, ob er gehen solle oder nicht. Langsam schlich er endlich zum Hause hinaus. —

Lene wälzte sich ohne Schlaf die ganze Nacht auf ihrem

Lager, es wurde bereits wieder hell, Schulze war noch nicht nach Hause gekommen. Erst mit dem Morgen trat er in die Stube mit verwirrtem Haar und beschmutzten Kleidern. Er hatte die Grillen und Sorgen, die nach Lene's letztem Ausbruch in ihm aufgewacht waren, in's Schnapsglas versenken wollen, denn zum Rum fehlte ihm jetzt das Geld schon seit geraumer Zeit, hatte taumelnd den Heimweg angetreten, war aber in den Wald gerathen und hatte da die Nacht verschlafen. Lene warf nur einen Blick auf ihn und machte sich dann mit trüben, rothgeweinten Augen an ihre Nähterei. Schulze sah scheu nach ihr hin, reinigte sich dann und setzte sich ebenfalls an die Arbeit. Lene brachte ihm seinen Morgenkaffee, ohne eine Frage zu thun. Kein Wort ward an dem ganzen Morgen zwischen Beiden gewechselt, Schulze aber athmete einmal um das andere schwer auf und sah nach seiner Frau; der morgende Miethstermin lag ihm in allen Gliedern, die gewaltige Sorge hatte ihn zum ersten Male aufgeschreckt und ihn einen Blick in seine Lage thun lassen: Lene's Worte aber waren für ihn wie ein Spiegel seiner eigenen Erbärmlichkeit gewesen und hatten sein betäubtes Herz mehr aufgeregt, als es Lene wohl vermuthete.

Je näher der Nachmittag kam, je unruhiger wurde Schulze. Es lag ihm wie ein Stein auf der Brust. Hätte er in diesem Augenblicke den ganzen Tisch voll Bestellungen gehabt, er hätte genäht den ganzen Tag, die ganze Nacht durch; so aber hatte er die letzte Arbeit, die längst bestellte Jacke für einen Tagelöhner, in der Hand und that eben die letzten Stiche daran. Er hielt's kaum noch aus, sie nothdürftig zu bügeln, dann rannte er zum Hause hinaus, in den Wald hinein und lief ohne Ziel und Zweck, wie ein halb Verzweifelter darin umher, bis er sich endlich unter einen Baum warf und in ein dumpfes Hinbrüten verfiel. Sein ganzes früheres Leben ging in einzelnen Bildern an ihm vorüber; die Zeit, wo er nach Erfurt gekommen und als Wunder, als Sonntagskind angestaunt worden war — dann die trübe Zeit, wo Gottlob, die treue Seele, ihn gewarnt und ihm zum ersten Male vom Traumkönig erzählt hatte — dann die Alles vergessende Liebe

seiner Lene; und das Sonntagskind hatte nicht das Glück erhalten, und der Traumkönig war nicht wieder zu ihm getreten, um ihm den neuen Abgrund zu zeigen, und Lene's sorgende Liebe hatte er fortgestoßen. —

Erst gegen Abend weckte ihn die zunehmende Kühle, schauernd stand er auf und schritt weiter; nach Hause zu gehen graute es ihm; er wandte sich instinktmäßig nach dem „rothen Löwen".

Es war eine Merkwürdigkeit, daß Schulze erst so spät ankam; seine Busenfreunde, der Viehhändler und der Verwalter, hatten ihn schon längst erwartet und ihre Verwunderung war groß, als er sich trübselig in eine Ecke setzte.

„Gott straf' mich, Brüderchen, wie siehst Du denn aus?" lachte der Verwalter, „haben Dir die Hühner 's Brot genommen, oder hat Dir Deine Frau eine Strafpredigt gehalten?"

Schulze sah die Beiden erst eine Weile an, als wäre er mit seinen Gedanken wo ganz anders, dann strich er sich mit der Hand über das Gesicht und stand auf. „Könnt Ihr mir Geld geben, so etwa zehn Thaler?" sagte er halblaut.

„Kerl, sage mir keinen Schreck ein!" rief der Verwalter mit einer hellen Lache. „Wir alle Drei zusammen sind keine zehn Thaler werth, mit Allem, was wir haben."

„Ich brauch's morgen zum Miethszins, schaff' ich's nicht, werd' ich mit meiner Frau auf die Gasse gesetzt!" sagte Schulze trübsinnig. „Ich kann heute nicht mitspielen!"

„Nu, das ist doch wunderschön!" lachte der Verwalter wieder. „Du bist ein Esel, Schulze; setzen sie Dich morgen in's Kalte, so hast Du ein Vierteljahr umsonst gewohnt und ziehst wo anders hin. Das fehlte noch, sein Geld für den Miethszins wegzuwerfen!"

„'ran," schrie der Viehhändler, „stell' Dich nicht an wie's liebe Leiden, Schulze, trink' einen Schnaps, da wirst Du wieder fidel!"

Der Wirth hatte schon das gewöhnliche Glas Branntwein neben den Schneider gestellt, und der stürzte es hinunter, als wolle er damit alle Sorgen und Grillen todtschlagen.

„So!" rief der Verwalter, noch eins für Schulzen, und nun seh'st Du Dich her und spielst vernünftig, hast Du kein Geld, so borgen wir Dir, das gehört sich unter guten Freunden!"

Halb willenlos ließ sich Schulze zu den Karten ziehen, fing an zu spielen wie desperat, machte Gewinn auf Gewinn und trank ein Glas Schnaps nach dem andern, bis er mit gläsernen Augen auf dem Stuhle saß und kaum die Karten mehr erkennen konnte. Es war Mitternacht und schon längst kein anderer Gast mehr da. „Ich höre auf," sagte er da endlich mit lallender Zunge, ließ die Karten fallen und hielt die Tasche zu, worin das gewonnene Geld war. Langsam wollte er sich vom Stuhle erheben, da ging aber plötzlich die ganze Stube mit ihm herum und wie ein Sack schlug er rückwärts zu Boden. Die beiden Saufbrüder schlugen ein Gelächter auf, daß die Fenster klirrten.

„Schafft mir den fort!" sagte der Wirth, „hier behalte ich ihn nicht; Gott weiß, was er mir noch für Geschichten hermachte!" und mit neuem Lachen setzten die Beiden ihre Mützen auf, faßten den grunzenden Schneider unter die Arme und führten ihn zum Hause hinaus.

„Mich ärgert doch das schöne Geld, was uns der in seiner Besoffenheit abgenommen hat!" sagte der Verwalter und sah seinen Kumpan an. Dieser zog ein pfiffiges Gesicht. „Der Mond scheint hier zu hell," erwiderte er, „es könnte uns Jemand sehen!"

„Nu, da kann er seinen Rausch im Walde ausschlafen," sagte der Erste, „da ist es dunkel!"

Der Viehhändler nickte, und nach kurzem Gange betraten sie die Büsche. „Halt' einmal," flüsterte jetzt der Verwalter stillstehend, „daß er nicht umfällt!" und damit leerte er Schulze's Taschen bis auf das kleinste Geldstück, das er darin finden konnte.

„Du," lachte der Viehhändler, „wenn Du ihn so leicht machst, fliegt er uns am Ende davon!"

„Nu, dafür ist Rath!" antwortete der Verwalter und steckte drei große Steine vom Boden in Schulze's Taschen. „So laß

los!" und unter dem jolenden Gelächter seiner Führer stürzte Schulze zur Erde. „Da liegt er gut und fortfliegen wird er uns auch nicht!" sagte der Verwalter und lachend gingen Beide davon. —

Der Fall auf den harten Boden hatte Schulze aus seiner dumpfen Betäubung etwas aufgerüttelt, aber klar bewußt war er sich seines Zustandes nicht. Er setzte sich endlich auf, sah um sich und konnte sich durchaus nicht besinnen, wo er eigentlich sei.

Vor sich erblickte er eine Felsenwand, die er in seinem Leben noch nicht gesehen hatte, und als er die Augen schärfer hinrichtete, war es, als finge die mit einem Male an zu leuchten, wie es wohl faule Eichbäume thun, und das wurde immer stärker, bis die ganze Wand zuletzt wie mattes, silberweißes Licht glänzte. Und darin wogte es und bewegte sich, wie das Wallen eines Vorhanges oder das Wirbeln vom Rauche, und zog sich plötzlich wie weiße Wolken auseinander. Schulze saß da mit offenem Munde, dachte wohl eigentlich gar nichts, sondern starrte nur hin. Mitten in der Oeffnung stand eine helle Gestalt in leichte, luftige Gewänder gehüllt, eine flimmernde Krone auf dem Haupte und einen blühenden Mohnstengel in der linken Hand. Die Augen, aus denen es wie blasses Mondlicht herunterstrahlte, ruhten in tiefer Traurigkeit auf dem Schneider, daß es dem ganz weich und wehmüthig wurde, daß er hätte weinen mögen, als wäre ihm das Liebste gestorben. „Kennst Du mich?" begann mit einem Male die Gestalt, und man wußte nicht, klang es wie das stille Rauschen des Baches oder wie das Säuseln des Windes in den Bäumen; die Worte waren so deutlich, und es war doch kein Ton einer menschlichen Stimme darin. „Kennst Du mich? Ich bin der Traumkönig. Ich habe Dich dreimal gewarnt, und Du hast nicht auf mich gehört. Du bist fortgegangen auf dem Wege, der zum Sumpfe des Elends oder zum Abgrunde der Verworfenheit führt, aus dem keine Rettung ist. Du hast Dein Weib, Deinen guten Engel, von Dir gestoßen, schon sinkt der Boden unter Deinen Füßen und Du achtest es nicht. Ich warne Dich noch einmal, zum letzten Male: Kehre um, da es noch Zeit

ist, noch einen Schritt und Du bist verloren für alle Ewigkeit Du bist klüger gewesen, als es für Dich gut war und hast nicht an mich geglaubt, stehe auf und folge mir!"

Und Schulze stand auf den Füßen, er wußte nicht wie, und schritt dem vorangehenden Traumkönig nach in die helle leuchtende Pforte hinein. Da stand vor ihm ein Land, wie es wohl nach ihm keines Menschen Auge wieder gesehen. Ein herrlicher, blühender Garten schien es, von bläulichem Mondlicht übergossen, und so weit auch das Auge schaute, er konnte das Ende nicht sehen. Ringsum prangte und duftete es von Mohnblüthen, glühenden Rosen, weißen Lilien, Nachtviolen und tausend fremden Blumen, von denen Schulze in seinem Leben noch nichts gehört; leuchtende Johanniswürmchen zogen helle Kreise und dunkele, sammtene Nachtfalter flogen von Blume zu Blume. Zwischen den Sträuchern aber regte sich ein seltsames, geheimnißvolles Leben. Wie Nebel und Schatten tanzte es und regte sich und fuhr geschäftig durch einander, hier stieg es empor und fuhr durch die Luft davon, wie ein heller Rauchstreifen, dort wieder sank es nieder wie dünner Nebel. Und weiter hinein folgte Schulze dem Traumkönig. Da stand ein Thron von grünen Mohnblättern erbaut, dessen Fundament bestand aus Steinen von eitlem Golde und dazwischen gesä't lagen strahlende Edelsteine und mattglänzende Perlen, der Thron selber aber war von einer einzigen großen Mohnblume überwölbt. Und der Traumkönig stieg hinan, schwenkte seinen Mohnstengel, und wie der leise Klang einer Harfe zitterte es durch den ganzen Garten. Da zog und flog und rauschte es aus allen Sträuchern herbei, so eilig, als wollte Jedes das erste sein, und um den Thron her fing es an zu wimmeln von hellen und trüben und dunklen Gestalten. Am untersten Fuße des Thrones aber lag zusammengeballt eine schwarze, schwere Masse. Und der König hob den Mohnstengel und sprach:

„Hebet die Schwingen hurtig geschwinde,
Tröstung zu bringen dem Erdenkinde;
Wacht noch der Arme in Sorge und Pein
Wiegt in erquickenden Schlummer ihn ein.

Brach einem Kinde das blühende Herz,
Weint noch die Mutter im nagenden Schmerz,
Zeigt ihr den Liebling im strahlenden Kleid,
Droben in himmlischer Seligkeit.
Hurtig davon!"

Und davon flatterte und flog es wie Millionen glänzende, durchsichtige Schmetterlinge und es klang, als wenn ein Sommerlüftchen durch die Bäume streicht. Und der König hob den Mohnstengel wieder und sprach:

„Hebet die Schwingen, auf und davon!
Warnet den strauchelnden Erdensohn!
Kämpft mit Versuchung der redliche Sinn,
Tretet mit kräftiger Mahnung hin,
Wo er der Sünde sich willig ergab,
Zeigt ihm den Weg in's Verderben hinab.
Hebt euch davon!"

Und es hob sich empor wie eine Schaar dunkler Nachtvögel und stob auseinander, wie wenn der Wind durch eine Rauchwolke fährt. Und der König hob mit finsterem Auge den Mohnstengel wieder und sprach:

„Hebet die Schwingen und säumt euch nicht,
Straft den versunkenen Bösewicht,
Schreckt ihn vom nächtlichen Lager empor,
Haltet das Bild seiner Sünden ihm vor,
Streck' dich, du Alp, auf den Schlafenden hin,
Lege die Wucht seiner Schande auf ihn.
Hebt euch davon!"

Und empor rauschte und schwirrte es, wie Legionen schwarzer Eulen mit brennenden Augen und spitzen Schnäbeln, und die Masse am Fuße des Thrones regte sich, breitete ein paar riesige Fledermausflügel aus, peitschte die Luft und fuhr davon. —

Als nun alle die Gestalten hinweg waren, bog sich der Traumkönig hinab zur Erde, nahm drei goldene Steine von dem Fundamente des Thrones und sagte: „Du bist gewürdigt

worden zu schauen', was noch kein sterbliches Auge gesehen; darum sollst Du auch nicht von mir gehen ohne ein Zeichen von mir. Du hast das Gute gewollt, aber Deine eigene Schwäche war der Feind, dem Du unterlagst. Nimm diese Steine und verwahre sie wohl. Es ist Gold, doch merke auf: nur in der Hand des Guten bleiben sie Gold. In der Deinigen werden sie Steine aus schlechter Erde, und erst wenn Du sieben Jahre, sieben Monde und sieben Tage gekämpft und Deine Schwachheit überwunden hast, werden sie wieder glänzen, wie Du sie jetzt siehst, werden sie Dich zum wohlhabenden Mann machen. Ein einziger Tag, an dem Du der Trunkenheit fröhnst, nur ein Tag, an dem Du die Arbeit versäumst, wenn er nicht zum Dienste des Herrn bestimmt ist, macht all' Dein übriges Mühen fruchtlos, und Du wirst Schlamm und Schmutz, statt Gold ernten. Darum schaue jeden Morgen mein Geschenk an, gieb Dir jeden Morgen Rechenschaft über Dein Denken und Thun, und stärke Dich zur rüstigen Ausdauer. Jetzt geh' heim, Dein treues Weib bangt um Dich!"

Und die ganze Gegend zerfloß in leichte Wolken, die den Traumkönig umhüllten und ihn langsam davontrugen. Weiter und immer weiter entfloh er Schulze's Blicken, noch einmal blitzte die schimmernde Krone herüber, daß der Schneider geblendet die Augen schließen mußte, und als er sie vorsichtig wieder aufschlug, da sah er grüne Büsche über sich, da fühlte er harte Erde unter sich, durch die Blätter fielen eben die ersten Sonnenstrahlen und blendeten ihn von Neuem — er lag im Walde bei Ohrdruff.

Eine geraume Weile verging, ehe Schulze begriff, wie und wo er eigentlich war. „Schwerenoth!" sagte er endlich, sich aufsetzend und die Augen reibend, „solches Zeug zu träumen, und so natürlich, daß, wenn's nicht gar zu verrückt wäre, Einer glauben könnte, er hätte es wirklich erlebt. Wenn ich aber nur wußte, wie ich hierher gekommen bin!" Er stellte sich langsam auf die Beine und fühlte jetzt zum ersten Male die schweren Steine, die ihm der Verwalter in die Taschen gesteckt. Verwundert stellte er eine Untersuchung an, mit noch größerer

Verwunderung zog er einen, zwei, drei Steine zu Tage; da fuhr ein Gedanke durch seine Seele, daß er dastand mit aufgerissenen Augen und offenem Munde. „Entweder ist mir das Alles wirklich passirt, oder ich bin verrückt!“ brach er mit einem Male los: „drei Goldsteine hat er mir gegeben und hat gesagt: In Deiner Hand werden sie zu Steinen aus schlechter Erde werden, aber wenn Du sieben Jahr —!“ Er redete nicht weiter — das ganze nächtliche Bild ging plötzlich wieder vor seiner Seele auf, und je länger er so dastand, je bestimmter trat eins nach dem andern vor ihn. Er hörte des Traumkönigs Abschiedsworte so deutlich, als spräche sie eben Jemand zu ihm: „Geh' heim, Dein treues Weib bangt um Dich!“ und da stand Lene's Bild vor seiner Seele, wie sie die rothgeweinten Augen so trübe zu ihm aufschlug, und er hätte ihr um den Hals fallen und rufen mögen: „Lene, ich will ein anderer Kerl werden!“ Und wie sein Blick nun wieder auf die Steine in seiner Hand fiel, da durchschauerte es ihn, da kam es ihm vor, als habe er ein anvertrautes Gut aus der Geisterwelt, für das er einmal Rechenschaft ablegen müsse, und eine Gewißheit, daß seine Steine gewiß und wahrhaftig des Traumkönigs Goldsteine seien, zog in ihn ein, die alle Weisheit der Welt nicht umgestoßen hätte. —

Schulze hatte den Heimweg eingeschlagen, in der frühen Stunde war ihm noch Niemand begegnet; als er aber endlich seine Wohnung vor sich liegen sah, fiel es ihm wie ein Stein auf's Herz, daß heute der Termin zur Miethszahlung sei. Was es werden sollte, wußte er nicht, denn er hatte nicht einmal eine einzige Bestellung, und wenn er an seine arme Lene dachte, hätte er sich geradezu vor den Kopf schlagen mögen. Leise trat er in seine Stube; Lene schlief noch; auf seinem Schneidertisch aber lagen mehrere alte Kleidungsstücke zum Ausbessern. Da ging ihm eine große Last vom Herzen herunter, er wußte selber nicht warum, denn verdienen konnte er an den alten Flickereien nicht viel. Es war doch etwas zu thun. Vorsichtig, als könne er sie zerbrechen, nahm er seine Steine aus der Tasche, besah sie noch einmal und schloß sie in den Wandschrank, wo er in früheren Zeiten sein Geld verwahrt hatte, dann zog er

einen Rock aus und setzte sich zur Arbeit. Aber Lene war von seinem Hantieren erwacht und kam aus der Kammer geschossen, als habe sie die Zeit versäumt. „Ich hab's wohl verschlafen?" fragte sie. — „Ne," antwortete Schulze, „konntest noch liegen bleiben, 's hat erst fünf geschlagen!" Lene blickte auf die menschenleere Straße hinaus und sah dann ihren Mann von der Seite an. Es war ihr doch verwunderlich, was den mit einem Male so früh zur Arbeit treibe, denn vom Nachtschwärmen bringt Keiner große Lust dazu nach Hause; und Schulze machte ein so eifriges Gesicht und nähte, als wolle er alles Versäumte auf einmal nachholen. — Da klopfte es und mit einem herzhaften „guten Morgen" trat die dicke Base in die Stube: „Schon auf dem Zeuge?" fragte sie, „nu, ich sag's ja, kaum ist es Tag geworden, da sitzt der Vetter schon bei der Arbeit! Nehmt's nicht übel, Kinder, daß ich schon so früh vorspreche; des Brauer's Heinze seine Frau liegt in den Wochen und da komm' ich eben von her!" Lene meinte, sie solle sich nur setzen, der Kaffee wäre gleich fertig, und als sie mit dem Kaffeetopfe davon lief, setzte sich die Base neben den arbeitenden Schneider und sagte: „Vetter, nehmen Sie's nicht übel, ich muß Ihnen was sagen; ich kann's nicht mehr für mich behalten. Es geht eine ganz abscheuliche Klatscherei in der Stadt herum, und wenn Sie die nicht auf den Kopf schlagen, kann's Ihnen Brot und Alles kosten. Der Brauer Heinze will sich zur Kindtaufe ganz neues Zeug machen lassen, und wie ich nun sage, er solle Ihnen doch den Verdienst geben, Sie machten's besser und billiger als alle Andern, da fragt er mich, ob ich denn das im Ernst spräche? Die ganze Stadt wüßte doch, daß Sie sich auf die liederliche Seite gelegt hätten, keinem Menschen die Sachen ordentlich und zu rechter Zeit machten, den ganzen Tag und die ganze Nacht im rothen Löwen tränken und spielten — ne, so eine Klatscherei! Na, ich hab' ihm meine Meinung gesagt und ich dachte: Will nur gleich mit 'ran gehen und 's dem Vetter sagen, der kann selber hingehen und das Uebrige thun. Und nun noch eins. Die Lene ist gestern bei mir gewesen wegen des Hauszinses. Nu ja, Sie sind noch nicht lange hier, und daß einmal Geld fehlt, kann schon vor-

kommen. Kann ich denn aber bestimmt darauf rechnen, daß ich's bis Weihnachten wieder habe? aber bestimmt, Vetter?"

Da athmete Schulze tief auf und in seinen Augen glänzte es naß. „Base, da haben Sie meine Hand," sagte er, „und nennen Sie mich den ärgsten Schuft, wenn ich nicht Wort halte."

„Na 's ist schon gut, da, hier ist's Geld, und vergessen Sie mir den Brauer Heinze nicht! Adje Lene!" rief sie zur Küche hinaus, und so sehr die auch zum Längerbleiben nöthigte und meinte, der Kaffee sei gleich fertig, die Base sagte, sie habe nothwendige Verrichtungen und lief davon. —

Die ganze darauffolgende Woche grübelte Lene vergeblich, was mit ihrem Manne vorgegangen sein müsse. Jeden Morgen war er zeitiger wach als sie und saß den Tag über auf seinem Schneidertische wie angenagelt. Von Heinzen hatte er richtig das Zeug zum Machen erhalten und ein Stückchen Arbeit geliefert, daß der Brauer mit allen fünf Fingern geschnippt hatte. Den Sonntag früh holte sich Schulze das Geld dafür, und Heinze hatte ihn zu zwei von seinen Gevattern geschickt, die auch einen Versuch bei ihm machen wollten. Den Montag, kaum daß der Tag graute, saß auch Schulze schon wieder bei der Arbeit und wich nicht vom Platze bis Abends. — Die Veränderung war zu plötzlich gekommen, als daß sie Lene hätte begreifen können; aber wie sie früher zu dem liederlichen Leben geschwiegen, so schwieg sie auch jetzt, und nur die tausenderlei Freundlichkeiten, die Aufmerksamkeit, mit der sie ihn behandelte, zeigten Schulzen, was seine Frau im Herzen fühlte. Hätte sie aber manchmal in ihn hineinsehen können, es wäre ihr doch wieder bange geworden. Die ersten Tage hatte Schulze mit reger Lust gearbeitet, aber wie diese früher bald vergangen war, so verging sie auch jetzt. Keinen Morgen versäumte er, seine Steine anzusehen und sich fest vorzunehmen, nicht von der Arbeit zu weichen; kam aber der Nachmittag, so war es doch gerade, als könne er bei dem besten Willen und bei aller Anstrengung nicht weiter arbeiten, als würden ihm die Arme matt und die Finger lahm. Und wenn er nun so dasaß und sich quälte, da fuhr es ihm durch den Kopf, wie doch im rothen

Löwen ein ganz anderes Leben gewesen sei, lustig, ohne Sorge; und immer langsamer wurden seine Stiche, schon wollte er die Arbeit in den Schooß sinken lassen — da stand mit einem Male der Traumkönig vor seiner Seele, er wußte selbst nicht, woher er gekommen war: „Nur ein einziger Tag, an dem Du die Arbeit versäumst!" und die Steine funkelten goldig vor ihm auf, und eben kam auch seine Lene heran und sah ihm so lieb und freundlich in die Augen, daß er sie beim Kopfe nehmen und sie aus innerstem Herzen abschmatzen mußte, er mochte wollen oder nicht.

Seinen ganzen Willen nahm er zusammen und fing wieder rüstig an d'rauf los zu arbeiten, und wenn es auch nicht recht vorwärts wollte, endlich war die Versuchung doch überwunden, und als er erst einige schwere Tage hinter sich hatte, als der Teufel zum Oefteren ohne Erfolg abgefahren war, da ging es besser und besser. Mit jedem Morgen, wo Schulze seine Steine ansah, stieg immer mehr ein freudig-stolzes Gefühl in ihm auf, und als er den Sonnabend seine Arbeit fortgetragen hatte und mit dem wohlverdienten Gelde und neuer Bestellung heim ging, da meinte er, alle Leute auf der Straße sähen ihn noch einmal so freundlich als früher an und müßten den künftigen reichen Mann in ihm vermuthen, und seiner Frau, die schon mit dem Abendessen auf ihn wartete, hätte er geradezu um den Hals fallen mögen. „Lene," sagte er, „nimm das Geld und heb's auf. Wir sind der Base schuldig und der Winter kommt 'ran — 's ist besser, Du hast's!" Das war nun freilich Etwas, was die Lene nimmermehr erwartet hätte, und so sehr die Freude auch in ihr aufstieg, so sehr zwickte sie doch daneben die Neugierde. Sie hatte in den letzten Tagen Schulze's regelmäßige Gänge nach dem Wandschranke bemerkt, hatte gesehen, wie er jedesmal eine ganze Weile hineingeguckt hatte, und doch, wußte sie, war nichts darin. Das plagte sie, daß sie's kaum aushalten konnte; so gut sie auch war, so war sie doch immer Eva's Tochter, und wenn sie an Schulze's plötzliche Veränderung dachte, so konnte sie es nicht los werden, daß diese mit dem Wandschranke zusammenhinge. Wie aber? das war's eben, was sie für ihr Leben gern gewußt hätte.

„Nu, Fritz," sagte sie, „warum willst Du's denn nicht in den Schrank schließen? Der steht ja so leer, und wenn Du willst, kann ich den Schlüssel nehmen!"

„Lene," antwortete der Schneider und sah zum Fenster hinaus, als gäb' es da wunder was zu schauen, „thu' mir den Gefallen, nimm das Geld und sprich kein Wort. Willst Du's nicht, und es geht wieder fort, dann gieb mir keine Schuld!" Lene fand es am gerathensten, zu schweigen. Den andern Morgen aber, als Schulze wie gewöhnlich nach dem Schranke ging, hatte sie ihr Strumpfband verloren, und das mußte auch gerade neben dem Schranke liegen, und wie schnell Schulze die Thür schloß, sie hatte doch das ganze Innere überblickt und nichts als drei schmutzige Feldsteine gesehen. Das ging über ihre Begriffe und die Gedanken fuhren ihr den ganzen Tag wirr und bunt durch den Kopf, daß Schulze Alles zweimal fragen mußte, wenn er nur eine Antwort von ihr haben wollte. Aber Schulze hatte auch den Tag über mit sich selbst zu thun. Er wußte, daß Lene in sein Geheimniß gesehen. Alle Tage drei schlechte Steine anzugucken, das mußte ihr doch gewaltig lächerlich vorkommen, wenn sie ihn nicht gar für einen Narren hielt, und es drängte ihn, ihr zu erzählen, welche Bewandtniß es damit habe. Hätte nur Lene davon angefangen, oder hätte er eine schickliche Gelegenheit dazu gefunden, aber Lene schwieg; und so gingen Beide an einander vorbei, ein und dasselbe auf dem Herzen, und Keins mochte dem Andern das erste Wort geben. Als sie aber Abends zu Bette gingen, da konnte es Lene nicht mehr aushalten: „Gieb mir doch den Schlüssel zu dem Schranke," fing sie an und bog ihren Kopf auf ihre Rockbänder, als müsse sie da lauter Knoten aufbinden, „ich will morgen die Kammer rein machen und in dem Schranke muß Alles voll Spinnweben sein!" Da drehte sich Schulze mit einem pfiffigen Gesichte nach ihr hin. „Du bist mir eine Feine," sagte er, „denkst wohl, ich weiß nicht, daß Du mir heute 'rein gesehen hast?"

„Nu ja," erwiderte Lene, „so was Verrücktes ist mir auch noch nicht vorgekommen!"

„Sei still," sagte Schulze geheimnißvoll, „blas' das Licht

aus und leg' Dich mit her, ich will Dir eine Geschichte erzählen, daß es Dir graulen soll, und dann sag' kein Wort mehr!" —

Den Morgen darauf hatte Lene im ganzen Hause keine Ruhe. Endlich nahm sie ihren Korb und ging nach dem Löwen. Sie wollte nur fragen, sagte sie dort, ob sie nicht ein paar Metzen Kartoffeln kriegen könnte, sie wären ihr ausgegangen; und als der Wirth meinte, er verkaufe keine Kartoffeln, fragte sie, ob denn ihr Mann das letzte Mal vielleicht sein Schnupftuch dagelassen hätte. — Gefunden habe er nichts, berichtete der Wirth, und bei ihm komme auch nichts weg; ihr Mann sei aber das letzte Mal mit dem Verwalter Wohlgemuth und dessen Kameraden fortgegangen, sei ein Bischen schwer gewesen und die Beiden hätten ihm erzählt, daß sie ihn im Walde hätten liegen lassen müssen; da sei es wohl möglich, daß das Tuch unterwegs abhanden gekommen sei. Lene bedankte sich und ging. — Von der Zeit zog sie jedesmal ein schlaues Gesicht, wenn ihr Mann nach dem Wandschranke ging, aber mit keiner Silbe erwähnte sie, was sie etwa errathen haben mochte.

Schulze arbeitete rüstig fort. Als die Weihnachtszeit heran kam, konnte er zur Base gehen und ihr das geborgte Geld in lauter harten Thalern zurückzahlen, er hatte auch niemals sein Geld mit solcher Zufriedenheit und solchem Selbstgefühl fortgegeben. Jetzt mußte er auch den ersten Gesellen annehmen und das war Niemand anders, als der alte Gottlob, dem schon die Zeit bis dahin viel zu lange gewährt hatte, der sich nun aber bei Schulzen niederließ, um dazubleiben bis an sein Lebensende — und Ostern nahm er den zweiten. Was er aber die Woche an Geld übrig behielt, bekam Lene. Und es wurde bald nöthig. Der Sommer war noch nicht in's Land, da schrie ein derber Junge im Hause, und wenn auch die Base ihr Geschäft umsonst that und die alte Müllern eine Wärterin ersetzte, so ging doch manch' schöner Sparthaler in anderer Leute Taschen.

Das erste Jahr war herum, und Schulze fühlte sich so wohl in seiner Häuslichkeit, daß es seiner Steine wohl nicht

mehr bedurft hätte, aber er blieb treu seiner bisherigen Gewohnheit.

Im dritten Jahre hatte Schulze die halbe Stadt und auch einen Theil der Umgegend zur Kundschaft. Er war in eine größere Wohnung gezogen, beschäftigte fortwährend drei Gesellen und zur Weihnachts- und Osterzeit vier. Seine Steine wurden jetzt in einem schönen Schreibpulte verwahrt. Bald galt er schon als einer der angesehensten Bürger und war Gevatter von Manchem, der ein eigen Haus und den Kasten voll Thaler hatte.

Jahr für Jahr verstrich, und auch das siebente war vergangen. Da stand an einem Morgen Schulze früher als gewöhnlich auf; aber auch seine Frau hatte das Bett schon verlassen, und das schien ihm unangenehm. Mehrere Male strich er mit der Hand über das Gesicht, schloß dann sein Schreibpult auf und holte tief Athem. Heute mußten seine Steine in Gold verwandelt sein, er hatte treu ausgehalten. Das kleine Schränkchen, in welches er, seit er seine Wohnung bezogen, alle Morgen gesehen und sich Rechenschaft gegeben hatte, stand vor ihm, heute war es, als müsse sich mit dem Oeffnen ein ganzes Schicksal für ihn entscheiden. Entweder wurde er ein reicher Mann, oder er war sieben Jahre lang genarrt. Da faßte er in raschem Entschluß die Thüre, offen war der Behälter und — seine Augen blieben im ungeheuersten Erstaunen darin hängen, die Steine lagen da, wie sie seit sieben Jahren dagelegen hatten, hinter jedem aber stand ein Körbchen, gehäuft mit harten Kronenthalern angefüllt. Was er denken sollte, wußte er eigentlich selbst nicht, da klang hinter ihm ein Ton, er drehte sich um — und Lene, mit seinem Jungen, Beide sonntäglich geputzt, stand hinter ihm, aus ihren Augen brachen Thränen, nur mühsam bis jetzt unterdrückt, hervor und im hellen Weinen fiel sie ihm um den Hals. „Fritz," rief sie, „der Traumkönig hat Dich nicht betrogen, wenn die Steine auch nur zu Silber geworden sind, haben sie Dir nicht viel mehr noch eingebracht als Gold?"

Da gingen dem Schneider die Augen auf, seine Täuschung floß auseinander wie der Nebel, auf den die Sonne drückt,

und das Bewußtsein seines Glücks wallte in ihm in die Höhe, wie er es noch niemals gefühlt hatte. „Lene!“ rief er und drückte seine Frau an sich, aber mehr konnte er nicht sprechen, die Thränen rollten ihm hell aus den Augen, er mochte wollen oder nicht, und eine lange Weile verging, ehe Beide zu rechtem Worte und ordentlicher Aussprache kommen konnten. — —

Die drei Steine aber, die den Wohlstand der Familie begründet haben, sind noch jetzt vorhanden und werden von Schulze's Enkel aufbewahrt als ein Andenken an den Traumkönig und seinen Großvater, den reichen Schneider. —

Druck von Ernst Heitmann in Leipzig.

(Fortsetzung vom vorderen Deckel dieses Bandes).

davon erzählen am besten seine Novellen und Romane. In der Mehrzahl derselben — im „Pedlar", in den „Drei Vagabonden", in „Ein Deutscher", in „Zwei Welten", in „Wie ich im Westen hängen blieb", in „Eine Karrière in Amerika" und anderen schildert er die Schicksale der von idealen Bestrebungen erfüllten, unpraktischen Deutschen in Amerika, die wechselnden Verhältnisse, die er selbst zu durchlaufen, die Klippen, die ihm drohen, die Vorurtheile in sich und gegen sich, die er zu bekämpfen hat. Auffallend häufig sehen wir, daß die nach dem praktischen Dollarlande verschlagenen Träumer am Anfang sich — und oft mit Erfolg — durch Musiziren fortzuhelfen suchen, durch Aufspielen zum Tanz, bis sie für ihre musikalische Begabung eine bessere Verwerthung errungen oder ihren rechten Beruf gefunden haben. Und in der That hat auch Ruppius seine Existenz in Amerika durch Verwerthung seiner musikalischen Begabung und Tüchtigkeit zu fristen gesucht. Hierbei mag er dann wohl die mannigfachsten Verhältnisse des amerikanischen Lebens, seine Licht- und Schattenseiten in reichstem Maße kennen gelernt und, bei seiner scharfen Beobachtungsgabe, jenen Schatz origineller und interessanter Typen aus dem Leben der amerikanischen Städte, aus der Welt des Farmers gesammelt haben. Der Erfolg begleitete seine Thätigkeit; als Musiklehrer, dann als Dirigent einer tüchtigen Kapelle hatte er es zu behaglichem Wohlstande gebracht, zu Haus- und Landbesitz. Aber nicht lange stand er auf dieser Höhe, da vernichtete ein Brand seine Habe, sein Besitzthum, und von neuem mußte er beginnen zu arbeiten und zu erwerben. In dieser Zeit wohl entstanden seine ersten amerikanischen Schilderungen, so besonders 1857 der „Pedlar". Er warf sich nun ganz auf die litterarische Thätigkeit und trat als Redakteur in die „New-Yorker Staats-Zeitung" ein; bald darauf, 1859, gründete er in St. Louis ein Unterhaltungsblatt „Westliche Blätter".

Aber wie sehr Ruppius in Thun und Lassen sich „drüben" auch amerikanisirt hatte und mit wieviel Fasern er nun bereits mit dem Leben in Amerika zusammenhing, immer wieder klingt aus all seinen Skizzen und Erzählungen ein sehnsüchtiges Verlangen nach der alten Heimath, nach deutschem Frühling, nach deutschem Sang, und als nun 1861 in Preußen die Amnestie erlassen wurde, da kehrte Ruppius freudig nach Deutschland zurück, um die volle Kraft seiner reifen Jahre dem Vaterlande zu widmen. Doch nur kurze Zeit noch war ihm zu wirken vergönnt. Er ließ sich 1861 in Leipzig nieder und verarbeitete seine amerikanischen Erfahrungen in Novellen, die er meist in der „Gartenlaube" veröffentlichte, dann begründete er — immer ruhelos erfüllt von neuen Plänen und Entwürfen — in Berlin das später von Franz Duncker fortgesetzte, vortreffliche „Sonntagsblatt" — doch schon der Januar des Jahres 1864 setzte dem rastlosen Leben des kaum 45jährigen Mannes ein Ziel.

Es ist erstaunlich, wieviel Ruppius in der verhältnißmäßig kurzen Zeit seiner litterarischen Thätigkeit als Erzähler geleistet hat. Wie Vieles und wie Gutes! Ruppius, der Erzähler, ist am besten mit Auerbach und

Gerstäcker zu vergleichen, nur daß er letzterem überhaupt und Auerbach in der Wirkung auf das Volk überlegen ist. Ihm ist die gleiche, von dichterischer Phantasie getragene anschauliche Schilderung amerikanischer Verhältnisse und Szenerieen eigen wie Gerstäcker, die gleiche Fähigkeit der Komposition einer spannenden Handlung; aber Ruppius ist Gerstäcker überlegen an Ernst der Lebensauffassung, an Ursprünglichkeit des Pathos. Er kommt Auerbach gleich in der liebevollen, stets in die Tiefe gehenden, nicht nur die Oberfläche streifenden Charakteristik der Volkstypen und des Volkslebens; er übertrifft ihn aber an Realismus der Darstellung, er ist als Erzähler frei von irgendwelchen Philosophemen. Gleichviel ob er uns im „Pedlar" und im „Vermächtniß des Pedlar" in das Rowdiethum und die Verbrecherkreise der großen Städte führt oder uns in „Auf Regierungs-Lande" zeigt, in wie eigenartiger Weise dort Landbesitz erworben wird, ob er uns in „Mary Kreuzer" oder in „Die Nachbarn" die Fehden der benachbarten Farmer untereinander, den Zwist zwischen der amerikanischen und der deutschen Partei schildert, ob er uns in düstern Bildern Leben und Treiben im Dollarlande vorführt, oder in knappen Strichen und ergötzlichen Zügen im „Ersten Ball in Milwaukee" ein heiteres Genrebild zeichnet, wenn er den von Deutschlands Boden Vertriebenen durch alle Irrfahrten in dem ihn umbrausenden, neuen Lebenselemente bis zum Ziel geleitet oder ihn, wenn er nicht für tüchtig und unsträflich genug befunden, untergehen läßt, wenn er uns in verschiedenen Lichtbildern einige amerikanische Mädchengestalten vorführt, die natürlich berufen sind, an dem Deutschen wieder gut zu machen, was der Vater, der starre Amerikaner, gefehlt hat — immer folgen wir ihm mit gleichem Interesse, denn immer pulsirt in dieser Führung der Szenen volles Leben; wie verwandt mitunter auch die grundlegenden Verhältnisse sein mögen, immer zeigt Ruppius uns die Dinge von einer neuen, fesselnden Seite.

Und nicht nur das deutsche Volksleben in Amerika, auch das deutsche Volksleben daheim hat Ruppius uns in dichterischer Gestaltung vorgeführt und hier in den Erzählungen „Ein Stück deutsches Bauernleben", „Drei Tage aus dem Leben eines Schullehrers" und „Traumkönig und der reiche Schneider" sehr schöne Volkserzählungen geboten. Besonders in der erstgenannten Erzählung bildet das erste Drittel der Dichtung ein Meisterstück epischer Darstellung, von einer Vollendung, daß man dem nur wenig zur Seite stellen könnte. Alles einfach, schlicht dargestellt und aufgebaut, aber es prägt sich fest in die Erinnerung und verblaßt nicht, wieviel Aehnliches aus der Feder anderer Erzähler man danach auch lesen mag. In die Zeit des glücklich entschwundenen, wenngleich in einzelnen schüchternen Versuchen noch krampfhaft aufzuckenden absoluten Regimes der Kirche über die Schule, des Pfarrers über den Lehrer, führt uns die zweite aus dem Schullehrerleben geschöpfte Erzählung, die außerdem zahlreiche Gesichtspunkte zum Vergleich mit den einschlägigen Verhältnissen in Amerika gewährt.

So sind denn diese Erzählungen — das dürfte bei den vorstehenden Zeilen jedem Leser klar geworden sein — neben guten, oft mustergültigen

Gaben der Belletristik, der bloßen Unterhaltungserzählung, auch Arbeiten von kulturhistorischem Werte, die in gleicher Weise für alle Gesellschaftskreise dank ihrer wahrhaft volksthümlichen und niemals unedlen oder unschönen Darstellung von Interesse sind.

Otto Ruppius' Deutsches und deutsch-amerikanisches Volksleben in Amerika, gesammelte Erzählungen erscheinen in 15 Bänden wie der vorliegende à ℳ 1.— (nur Bd. 5 und 8 ℳ 1.25). Der Inhalt vertheilt sich wie folgt:

Bd. 1. Der Pedlar.
„ 2. Das Vermächtniß des Pedlars.
„ 3. Das Heimchen. — Eine Karrière in Amerika.
„ 4. Prairieteufel.
„ 5. Ein Deutscher (à ℳ 1.25).
„ 6. Bill Hammer. — Eine Speculation. — Waldspinne.
„ 7. Zwei Welten.
„ 8. Drei Vagabonden (à ℳ 1.25).
„ 9 Aus dem Schullehrerleben im Westen. — Ein deutscher Pferdedieb. — Der erste Ball in Milwaukie. — Wie ich im Westen hängen blieb.
„ 10. Mary Kreuzer. — Auf Regierungsland.
„ 11. Buschlerche.
„ 12. Vermißt. — Unter Fremden. — Die Nachbarn.
„ 13. Geld und Geist.
„ 14. Schlamm und fester Boden. — Priester und Bauer. — Eine Weberfamilie.
„ 15. Ein Stück Deutsches Bauernleben. — Drei Tage aus dem Leben eines Schullehrers. — Traumkönig und Schneider.

Jeder Band ist einzeln zu beziehen.